

Johannes Moser (Hg.): Themen und Tendenzen der deutschen und japanischen Volkskunde im Austausch. Münster/New York: Waxmann, 2016. 416 S. m. Abb., Tab. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 46).

Verbindungen zwischen der deutschsprachigen und der japanischen Volkskunde existierten schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts, kühlten nach 1945 ab und nehmen seit den 2010er Jahren wieder an Intensität zu. Die japanische Volkskunde bemüht sich seit einigen Jahren verstärkt um eine methodologisch-theoretische Erneuerung wie auch um eine Intensivierung des internationalen Austauschs. So war 2015 auf Initiative der Japanischen Gesellschaft für Volkskunde ein Kooperationsvertrag mit der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde geschlossen worden. 2016 fand eine gemeinsame Fachtagung in München zu fünf Themenfeldern statt, woraus sich auch die Gliederung des vorliegenden Bandes ergibt: „Volkskunde/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie in Japan und Deutschland“, „Stadtforschung“, „Kulturelles Erbe, Traditionen, Glaube und Ritual“, „Katastrophenforschung“ und „Migrationsforschung“. Von den insgesamt 19 Beiträgen sind 12 von japanischen Autorinnen und Autoren, davon sechs im dritten Themenfeld, das in der japanischen Volkskunde wohl noch immer von herausragender Bedeutung ist, was nicht zuletzt dem bis heute hochgehaltenen Erbe des Begründers der japanischen Volkskunde beziehungsweise Folkloristik, Yanagita Kunio (1875–1962), geschuldet sein dürfte. Yanagita hat Anfang des 20. Jahrhunderts die europäische Ethnologie in Japan eingeführt mit dem Ziel, die eigene Kultur oder vielmehr die „japanische Volksseele“ aus den „ursprünglichen und unverfälschten“ Bräuchen der dörflichen Bevölkerung zu erschließen. Eben darin sah Yanagita eine besondere Nähe zur damaligen deutschen Volkskunde. Im ersten Themenfeld gibt der Beitrag von *Shimamura* „Was ist ‚minzokugaku‘?“ einen chronologisch geordneten Überblick zur Entwicklung der japanischen Volkskunde (*minzokugaku*) von den Anfängen zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der heimatkundlich orientierten „Ein-Land“-Volkskunde Yanagitas bis zur gegenwärtigen Neuorientierung im Sinne eines verstärkten Bemühens um Internationalisierung, Interdisziplinarität und mehr Öffentlichkeitswirksamkeit auch und vor allem hinsichtlich der Frage der „gesellschaftlichen Nützlichkeit“. Obwohl schon lange existent, war Volkskunde erst 1958 ein universitäres Fach geworden. Mit der 1978 erfolgten Eingliederung in das Institut für Geschichtswissenschaft und Anthropologie an der neu gegründeten Universität Tsukuba intensivierte sich die Orientierung an den Ansätzen von Kulturanthropologie, Kultursemiotik und Urban Folklore, was in den 1990er Jahren insbesondere von jungen Volkskundlern

heftig kritisiert wurde und in der Folge zu einem Revival der klassischen Volkskunde Yanagitas führte.

Der Beitrag „Die gesellschaftliche und politische Rolle der japanischen Volkskunde während des Krieges und der Besatzungszeit. Ein Vergleich der japanischen und der deutschen Volkskunde in Bezug auf Kriegsverantwortung“ von *Nakao* beschäftigt sich unter anderem eingehend mit dem Ethnologen Oka Masao (1898–1982), der in Wien vom Mäzen der Kulturkreislehre Wilhelm Schmidt promoviert wurde und die Idee vertrat, dass die deutschsprachige Volkskunde unter den westlichen Ethnologien die anschlussfähigste sei, da auch sie sich der Herstellung völkischer Einheit verpflichtet fühle. In der von dem Zoologen und SS-Sturmbannführer Ernst Schäfer geleiteten und von Himmler geförderten Tibet-Expedition von 1938/39 kooperierten deutsche und japanische Volkskundler und Ethnologen bei der Suche nach den völkischen Wurzeln der Arier und Japaner.

Forschungen in Okinawa sind ein klassischer Schwerpunkt japanischer Volkskundler und Ethnologen. In *Ogumas* Beitrag „Okinawas Volkskultur nach dem Zweiten Weltkrieg“ geht es um ein Tauziehritual. Beschrieben werden die vielfältigen Verwerfungen und performativen Ebenen im Kontext von touristischem Exotismus und der Suche nach kultischer Reinheit angesichts der noch immer andauernden Präsenz der Amerikaner.

Der Beitrag von *Göttsch-Elten* gibt eine Standortbestimmung der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie. Es wird die Entwicklung der Volkskunde hin zu einer „kulturwissenschaftlich profilierten Europäischen Ethnologie“ mit einer theoretisch fundierten und methodologisch reflektierten eigenständigen Perspektive skizziert. Ähnliche Entwicklungen werden in den japanischen Beiträgen durchaus erwähnt, aber meist nur andeutungsweise diskutiert und in Bezug auf theoretische und methodologische Diskurse verortet.

Zum Themenfeld „Stadtforschung“ gibt der Beitrag „Vom Habitus der Stadt zu ‚urbanen Ethiken‘. Jüngere Tendenzen der europäisch-ethnologischen Stadtforschung“ von *Moser* einen konzisen Überblick über das Forschungsgebiet und stellt verschiedene aktuelle Forschungsansätze wie den Ansatz einer „Stadtvolkskunde“ vor. Der Beitrag „Stille Gewalt. Städte, Flüsse, unsichtbare Mauer und sozial Schwache in der japanischen Gesellschaft“ von *Suga* setzt sich anhand einer Fallstudie über Flussufergestaltung in Tokyo kritisch mit Collaborative Governance wie auch mit dem wissenschaftlichen Erbe Yanagitas auseinander. Die Anschlussfähigkeit deutscher und japanischer Forschungen scheint in diesem Themenfeld sehr hoch zu sein.

Zum Themenfeld „Kulturelles Erbe, Tradition, Glaube und Ritual“ liegen sechs japanische Beiträge und ein Beitrag von *Tauschek* vor, der überblicksmäßig die kulturanthropologischen Diskurse zum Thema Kulturerbe behandelt und zentrale Theorien, Ansätze wie auch Problemfelder, Brüche und Widersprüche diskutiert. In den japanischen Beiträgen werden anhand von Fallstudien die Auswirkungen von Heritage Regimen und Touristifizierung auf Tradition und Ritual behandelt und Fra-

gen der volkswissenschaftlichen Kulturerbe-Forschung wie auch zum wissenschaftlichen Erbe Yanagitas erörtert. Interessant und aufschlussreich sind hier der Beitrag „Spirituelle Touristen und profane Pilger. Zusammen-treffen von Religion und Tourismus an einem japanischen Kulturerbe“ von *Kadota* und der Beitrag „Anime-Pilgerfahrt und Krieg“ von *Yoshitani* zu den jüngst in Mode gekommenen „Pilgerfahrten von Fans militärischer Animes und Games“ zu religiösen Stätten.

Im Themenfeld „Katastrophenforschung“ beschreibt der Beitrag „Die große Erdbebenkatastrophe in Ost-Japan aus dem Blickwinkel der ‚minzokugaku‘“ von *Masaoka* den Versuch, ein Volksfest, das nach der Erdbebenkatastrophe in Fukushima aufgegeben worden war, wieder zu beleben. Dabei wird aufgezeigt, dass die Vermutung von Volkskundlern, alte Bräuche würden helfen, Leid zu lindern und dörfliches Gemeinschaftsleben wieder herzustellen, nicht haltbar ist. Die Volkskunde könne sich angesichts der radikalen Umbrüche nicht mehr primär mit der Frage der Erhaltung von Kulturgütern beschäftigen, vielmehr sei ein Paradigmenwechsel nötig, allerdings ohne dabei die klassische Volkskunde Yanagitas aufzugeben. In dem Beitrag „Kultur der Katastrophen“ von *Johler* u. a. wird am Beispiel der großen Lawinenkatastrophen 1954 in Blons, Vorarlberg, und 1999 in Galtür, Tirol, diskutiert, wie Katastrophen kulturell gedeutet werden und wie damit gesellschaftliche (Un-)Ordnungen in den Blick genommen werden können.

Zum Themenfeld „Migrationsforschung“ gibt der Beitrag von *Leimgruber* einen materialreichen Überblick zur Migrationsforschung in der deutschsprachigen Kulturanthropologie, begleitet von der Forderung, deutlicher als bisher Migrant*innenperspektiven ins Zentrum zu stellen und Migration als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen auch aus postmigrantischer Perspektive zu konzeptualisieren. Im Beitrag „Europäische Migrations- und Grenzregime“ von *Schwertl* werden diese Forderungen umgesetzt. Der Beitrag „Die Diskrepanz zwischen dem Multikulturalismus japanischer Ausprägung und opponierendem Nationalismus“ von *Okada* beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Verwerfungen eines japanisch gefassten „koexistenziellen Multikulturalismus“ wie er von der liberalen Politik der Stadt Kobe propagiert worden war sowie mit den gesellschaftlichen Umbrüchen in der Folge des großen Erdbebens von 1995 in Kobe. Kritisch beleuchtet wird eine Politik, die in einer verstärkten Ausgrenzung von Minderheiten resultiert, indem sie den neuen Japan First Nationalismus vertritt und zugleich liberalen Multikulturalismus als touristischen Exotismus betreibt.

Der Sammelband präsentiert informative, den gegenwärtigen Kenntnisstand zu fünf aktuellen Forschungsfeldern der Volkskunde/Europäischen Ethnologie sehr übersichtlich zusammenfassende Texte und ermöglicht einen in diesem Umfang bisher wohl noch nie gebotenen Einblick in die vielfältige Forschungslandschaft der japanischen Volkskunde, die sich, wie einige Texte darlegen, aus einer tiefreichenden Krise befreit und theoretisch und methodisch neu orientiert hat. Gut ersichtlich wird, dass es zwischen der Japanischen und der Deut-

schen Volkskunde viele Anschlussmöglichkeiten gibt, aber auch, dass die japanische Volkskunde eigene Wege geht, die wohl nicht so einfach anschlussfähig sein dürften, was insbesondere für die klassischen, an Yanagitas Volkskunde orientierten Ansätze gilt. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass es womöglich dem Yanagita Revival zu verdanken ist, dass etwa zu medialisierten, populärkulturellen Phänomenen oder zum Thema „content tourism“ (wie im Beitrag von *Yoshitani*) in Japan neue Forschungsansätze entstanden sind, die auch international bedeutend sind.¹ Dies mag auf den ersten Blick durchaus verwundern, da in westlichen Diskursen zur Kultur Japans Yanagita beziehungsweise das wissenschaftliche Erbe Yanagitas als zentrale Quellen für den sogenannten „Japanerdiskurs“ (*nihonjinron*), einer besonders auch in den Wissenschaften betriebenen Selbstorientalisierung, gesehen wird.² Dass der Umgang mit Yanagitas Erbe aber auch anders betrachtet werden kann, zeigen einige der in diesem Buch versammelten Texte.

Anmerkungen

¹ Vgl. *Philip Seaton* u. *Takayoshi Yamamura*: Japanese Popular Culture and Contents Tourism – Introduction. In: *Japan Forum* 27 (2015), 1, S. 1–11 [online verfügbar].

² *Harumi Befu*: Hegemony of Homogeneity. An Anthropological Analysis of „Nihonjinron“. Melbourne 2001; *Kaori Okano* u. *Yoshio Sugimoto* (eds.): Rethinking Japanese Studies. Eurocentrism and The Asia-Pacific Region. London, New York 2018.

Alois Moosmüller, München

Ute Holfelder, Klaus Schönberger, Thomas Hengartner u. Christoph Schenker (Hgg.): Kunst und Ethnografie – zwischen Kooperation und Ko-Produktion? Anziehung – Abstossung – Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven. Zürich: Chronos, 2018. 196 S. m. Abb., z. T. farbig. (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, Bd. 7).
Künstlerische Forschung – ist das nicht eine *contradictio in adjecto*? Widerspricht nicht eine forschende Absicht der seit Ende des 18. Jahrhunderts hart erkämpften und verteidigten Autonomie der Künste, die sich jeder extraästhetischen Instrumentalisierung erwehren? Und steht nicht das Adjektiv „künstlerisch“ im Gegensatz zum Prinzip der Intersubjektivität und Nachvollziehbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse? Kurz: Prallen hier nicht völlig unterschiedliche Erkenntnisssysteme aufeinander? Ja, das tun sie – das zumindest ist die Antwort des Sammelbandes „Kunst und Ethnografie – zwischen Kooperation und Ko-Produktion?“, der das Spannungsfeld zwischen Kunst und Wissenschaft auslotet. Doch genau diese Spannung ist auch der Boden, auf dem neue Erkenntnisse über Alltagspraktiken gewonnen werden können; Praktiken, die ohne die Verbindung von künstlerischem und wissenschaftlichem Zugang möglicherweise so nicht erforscht werden

könnten – auch das ist eine Kernaussage des Bandes und vor allem seiner vorgestellten Beispiele. So wird, wie es in der Einleitung heißt, im aktuellen Diskurs um künstlerische Forschung den Künsten die Kompetenz zugeschrieben, durch ihren sinnlichen, interaktionsintensiven und mehrdeutigen Zugang zu Phänomenen unter anderem „implizites Wissen evident zu machen“ und „emotionale und ästhetische Wissensbestände zu aktivieren“ sowie „Reflexionen anzuregen und Handlungen zu provozieren“ (8, mit Rekurs auf Dieter Mersch, Gabriele Klein und Christoph Schenker). Die Wissenschaften liefern idealerweise das entsprechende methodische Instrumentarium, das zur Datenerhebung und Interpretation dient. Dass dabei die Ethnografie in den Mittelpunkt rückt, kommt nicht von ungefähr: Sie weist in mehrfacher Hinsicht eine Überschneidung mit künstlerischen Herangehensweisen auf, wenn sie darauf abzielt, mittels Interviews Implizites aufzudecken und in der teilnehmenden Beobachtung die Forscher_innen zum sich beständig selbst reflektierenden Part des Forschungsprozesses werden zu lassen (10 f.).

Das Explizitwerden von implizitem Wissen und verborgenen Handlungsmotivationen sowie die Reflexion des eigenen Tuns verbinden also ästhetische Verfahren und Ethnografie, allerdings trennen sie unterschiedliche soziale, kommunikative und institutionelle Rahmungen (12 f.) – das Selbstverständnis von Künstler_innen und Wissenschaftler_innen driftet in mehrfacher Hinsicht zwangsläufig auseinander: Kunst darf mehrdeutig sein und ihren Entstehungsprozess verbergen, die Wissenschaften dagegen sind zur Eindeutigkeit ihrer Aussagen und zur größtmöglichen Transparenz ihrer Arbeit verpflichtet. Die institutionellen Ansprüche an Kunst und Wissenschaft tragen das ihrige zu diesen Grenzziehungen bei.

Diese Problemfelder, die die Einleitung schon auf wenigen Seiten sehr klar benennt, greifen die einzelnen Beiträge unter unterschiedlichen Voraussetzungen auf: teils aus einer Reflexion der methodischen Verflechtungen von Kunst und Ethnografie, die schon seit den 1920er Jahren beobachtet werden kann (vgl. die Beiträge von *Judith Laister* und *Michael Annoff*, die eine historische und synchrone Bestandsaufnahme der Verflechtungen zwischen Kunst und Ethnographie bieten und die übrigen Beiträge rahmen), teils anhand konkreter Projekte. So geht die Initiative zu der Publikation aus einem vom Schweizer Nationalfonds (SNF) geförderten Projekt zu Handyvideos von Jugendlichen hervor. Vier der neun Beiträge bewegen sich daher im direkten oder indirekten Umfeld dieses Projekts. Dabei werden zunächst die theoretischen Prämissen, Überlegungen und Schlussfolgerungen aus dem transdisziplinären Forschungsdesign dargelegt (*Katharina Eisch-Angus*, *Christian Ritter*), die durchaus verallgemeinerbaren Charakter haben und sich in die große Diskussion um die Bedingungen ethnografischer Forschung einordnen lassen. Denn es zeigt sich, dass bestimmte Diskursmotive immer wiederkehren, so zum Beispiel die Frage nach dem Verhältnis von Beschreibung und Konstruktion, die Motive der Diskussion um die „Writing Culture“ aufgreift, oder diejenige nach der medialen Verfasstheit der Forschung

(visuell/textbasiert) und deren unterschiedlichen Funktionen. Genauso geht es immer wieder um den Status der teilnehmenden Beobachtung zwischen Subjektivität und Intersubjektivität – eine Frage, die sich im Verbund mit künstlerischer Arbeit nochmals potenziert (vgl. *Katharina Eisch-Angus*, 43). Gerade diese Uneindeutigkeiten zwingen zu hoher Selbstreflexivität bei der Darlegung des eigenen Vorgehens und der Kommunikation mit den Künstlern (vgl. den Text von *Christian Ritter*). Konkretisiert werden die Probleme in den projektbezogenen Beiträgen: So schildert *Ute Holfelder* das Forschungsdesign des Handyvideoprojekts, während *Tine Nowak* sich in die klassische Beobachterinnen-Position begibt und die künstlerische Arbeit mit dem Handyvideoarchiv anhand einer Ausstellung näher unter die Lupe nimmt. Darüber hinaus werden noch drei weitere Projekte vorgestellt: eine Studie über die Arbeit im Zürcher Zoo mit Fokus auf die Frage, welche Interaktionen hinter den „Zookulissen“ zwischen Menschen und Tieren stattfinden (*Priska Gisler*); ein Archivprojekt, das den Nachlass von *Serge Stauffer*, dem Gründer der F+F-Schule für Kunst und Design in Zürich, untersucht (*Michael Hiltbrunner*) sowie ein künstlerisches Projekt, das sich mit der Geschichte von österreichischen Vereinen im Nationalsozialismus befasst und zu dem der Künstler eine Historikerin und Kunstvermittlerin hinzuzog (*Karin Schneider*). Letzteres ist insofern bemerkenswert, weil zumeist die Wissenschaftler die Mitarbeit von Künstlern suchen, nicht umgekehrt.

Die Projekte sind gut ausgewählt, denn jedes für sich weist eine andere, für die Problematik künstlerischer Forschung aber durchaus charakteristische Anlage auf. Bei der Nutzung von Handyvideos durch Jugendliche geht es beispielsweise darum, ein entsprechendes Archiv zu erschließen und rückzubinden an die expliziten und impliziten Bewertungen und damit auch an die konkreten Praktiken der Jugendlichen im Umgang mit den spontan erstellten Videoclips. Die Künstlerinnen, die das Archiv angelegt haben, interessiert dagegen vielmehr die spezifische Ästhetik vor allem des Visuellen – eine direkte Verschränkung der ethnografischen und der ästhetischen Perspektive ist hier nicht zu beobachten. Diese erfolgt erst durch die Konfrontation der Jugendlichen mit der ästhetischen Verfremdung ihrer Filme, denn diese Erfahrung regt sie zur Reflexion ihres Tuns an, das sie zuvor nur als nicht-ästhetische ad hoc-Kommunikation aufgefasst hatten (*Holfelder*, 89 f.). *Priska Gisler* sieht in ihrem Projekt „Wir sind im Winterschlaf!“, das die Mensch-Tier-Beziehung hinter den Kulissen des Zürcher Zoos erkunden will, eine ähnliche Problematik des Auseinanderdriftens ethnografischer und künstlerischer Herangehensweisen: Während sich die Wissenschaftlerinnen mit der Erhebung und Sichtung des teils chaotischen Interview- und Aufzeichnungsmaterials herumschlugen, pickte sich die Künstlerin nach ganz anderen Kriterien das heraus, was sie am besten ästhetisch verarbeiten konnte. Ihre ästhetische Transformation zeigte dann sehr individuelle Aspekte des komplexen Mensch-Tier-Verhältnisses, während die beteiligten Soziologinnen nach Prozessmustern suchten, die den Zoo ganz allgemein als

Heterotopie und Hybridort des Zusammentreffens von Mensch und Tier erklären sollten. Ganz anders wiederum das Projekt von Tal Adler, der österreichische Vereine mit dem Wunsch, sie fotografieren zu wollen, anschrrieb; dahinter stand jedoch die nur angedeutete Absicht zu erkunden, wie diese sich zu ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit verhielten. Aus der Kommunikation mit den antwortenden Vereinen entwickelte sich eine hochkomplexe Interaktionsdynamik, die von der Historikerin, einer Spezialistin für Vereinsgeschichte, begleitet wurde. Die teils mehrjährig andauernden Ver- und Aushandlungen führten unter anderem dazu, dass die Wiener Philharmoniker die Zusammenarbeit schließlich ablehnten, während der Österreichische Alpenverein sich seiner unrühmlichen Vergangenheit – schon 1924 wurde der Ausschluss der jüdischen Mitglieder beschlossen – stellte und das Projekt unterstützte. Kunst wurde hier zum Katalysator für Prozesse der Vergangenheitsbewältigung. Von wiederum anderer Natur ist das Projekt der Erschließung des Archivs von F+F-Gründer Serge Stauffer, bei dem es vor allem darum geht, das dahinterstehende Verständnis von Kunst und Forschung aus einem Wust von Dokumenten zu erschließen. Dieses in seiner spezifischen Verflechtung von Theorie und pädagogischer Praxis zu rekonstruieren, erweist sich dabei als Herausforderung, weil unklar ist und bleibt, was in diesem Fall eigentlich als künstlerische Forschung zu gelten hat beziehungsweise als solche aufgefasst werden kann.

Künstlerische Forschung ist also ein weites und nach wie vor schwach definiertes Feld, das als transdisziplinäres Unterfangen vorerst noch ein Nischendasein führt. Der vorliegende Band aber zeigt, welche Potentiale in ihr stecken: Die Unterbestimmtheit des Forschungsdesigns, die den Projekten zu eigen ist, fordert alle Beteiligten heraus, sich beständig selbst zu reflektieren. Gerade das dem künstlerischen Forschen innewohnende Unwägbar, das Experimentelle, oder, um es mit Claude Lévy-Strauss zu sagen, das „wilde Denken“, führt zu einem sehr selbstkritischen Blick auf das eigene Tun, ein Blick, der jedoch nicht lähmt, sondern ausgesprochen produktiv sein kann. Denn genauer betrachtet steht die künstlerische Forschung zwar auf den Schultern der Science and Technology Studies und der damit verbundenen Actor-Network Theory, sie erweitert jedoch deren Blick auf komplexere Konstellationen, die nicht mehr durch Laborgrenzen definiert sind. Gerade das Nicht-Standardisierte in der Methodik und in der Kommunikation mit den Beteiligten ist das Spannende an solchen Unterfangen. Umso mehr bedürfen solche Projekte nicht nur der Offenheit der Beteiligten (und es ist kein Wunder, dass die Brutstätte künstlerischer Forschung in den Kunsthochschulen liegt), sondern auch entsprechender institutioneller Förderung. Das dürfte übrigens erklären, warum kein deutsches Projekt vertreten ist: Bei den großen deutschen Fördergesellschaften ist bisher noch keine Akzeptanz einer solchen zwar riskanten, aber auch im Fall des Scheiterns erkenntnisreichen Hybridforschung vorhanden. Umso mehr ist es zu begrüßen, dass ein solcher Band wie der vorliegende die Probleme, aber auch die Potentiale künstlerischer

Forschung sehr differenziert benennt. Es werden keine idealisierten potemkinschen Dörfer aufgebaut, sondern gerade durch die Benennung der Probleme unterstrichen, wie komplex transdisziplinäre Forschung ist – allerdings sprechen hier nur die wissenschaftlich Beteiligten. Und die Projektbeispiele, die sich alle durch großen Aktualitätsbezug auszeichnen (Handynutzung, Mensch-Tier-Beziehung, Sichtung eines Archivs, das zwischen Kunst und institutionalisierter Pädagogik angesiedelt ist, Vergangenheitsaufarbeitung von Heimatvereinen) stellen letztlich „Best-Practice“-Beispiele dar, ohne dies für sich zu beanspruchen. Wer also Inspiration und Ermutigung benötigt, neue gedankliche Wege in seiner Wissenschaft zu gehen, dem sei dieser Band sehr ans Herz gelegt.

Christiane Heibach, Regensburg

Markus Tauschek (Hg.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Potentiale kulturwissenschaftlichen Denkens. Festschrift für Silke Götsch-Elten. Münster/New York: Waxmann, 2017. 300 S. m. Abb.

In seinem Vorwort beschreibt *Markus Tauschek*, Herausgeber des hier zu besprechenden Bandes „Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen“, den Dreiklang im Titel als Umriss einer „empirisch-ethnografisch ausgerichteten Kulturanalyse und Alltagsforschung“ (7). Diese manifestiert und definiert sich als historisch perspektiviertes „Spannungsfeld zwischen Handlungsmacht auf der einen und strukturierten und strukturierenden Ordnungen und Ordnungsmustern auf der anderen Seite“ (7). Mit dieser Fachdefinition skizziert Tauschek – mit Absicht – gleichzeitig das fachliche Profil von Silke Götsch, der das Buch als Festschrift gewidmet ist. Silke Götschs vielfältige und mannigfaltige Forschungsbeiträge charakterisieren sich durch eine ausgeprägte historische Tiefe aktueller Fragestellungen, die immer methodisch reflektiert und theoretisch argumentierend ausgeführt und beantwortet werden. Im Anschluss daran enthält das Buch 23 Beiträge von WeggenossInnen und aktuellen FachvertreterInnen der Europäischen Ethnologie/Volkskunde/Kulturanthropologie/Empirischen Kulturwissenschaft, die ein Mosaik aus – auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen – Steinchen entstehen lassen. Sowohl die eben genannte Namensvielfalt des von Silke Götsch vertretenen Faches als auch dieses bunte Bild der Festschriftbeiträge repräsentiert und dokumentiert dabei die Form aktueller Kulturwissenschaft obiger Provenienz. Der erste Blick auf die Unterschiedlichkeit der Beiträge im Sinne einer möglichen Disparität zeigt sich im zweiten als Qualität ebendieser Kulturwissenschaft. Gerade in der Unterschiedlichkeit der forschenden Ausbuchstabierung obigen Wissenschaftsprofils manifestieren sich die in der Diversität der Forschungszugänge inhärenten „Potentiale kulturwissenschaftlichen Denkens“, wie es im Untertitel des Buchs programmatisch formuliert wird.

Das Buch besticht in seiner forschenden Breite als undogmatisches Lesebuch, das in verschiedenster Weise gebraucht werden kann und darf: theoretisch anregend, historisch dokumentierend, inhaltlich experimentierend, dicht beschreibend, auf Leerstellen, Ausblendungen und Verblendungen aufmerksam machend, bietet es unterschiedlichen Interessen und Leseweisen Stoff zum Nachdenken, Weiterforschen und zum intellektuellen Austausch. Dass dabei nicht jeder Beitrag auf gleiche Art methodisch, theoretisch, argumentativ oder auch thematisch zu überzeugen vermag, spricht nicht gegen das Buch, wenn man davon ausgeht, dass eine solche Textsammlung formatbestimmt zum Auswählen einlädt und nicht zum monographisch-linearen Lesen gedacht ist. Ganz in diesem Sinn und zu diesem Zweck bildet die Festschrift den Anlass zu inspirierenden Leseerlebnissen, denen auch zeitweise Enttäuschungen nichts anhaben können.

Nimmt man das Buch konsequent als Festschrift für Silke Götsch ernst, ist auch die Frage erlaubt: Wieviel Götsch ist in dem Band enthalten? Diese Frage nun lässt sich eindeutig beantworten: Silke Götsch bildet für alle Beiträge den inhaltlich-thematischen, den theoretischen und den geographischen Bezugs- und Anschlusspunkt für je eigene gedankliche europäisch-ethnologische „Reisen“, als Inspiration für Neuperspektivierungen, als Beleg für verdichtende Beiträge und als Referenz einer „verbindlichen“, weiterzuentwickelnden Kulturanalyse. Silke Götschs Verdienste in hochschulpolitischer, fachpolitischer und fachwissenschaftlicher Beziehung manifestieren sich hier in einer längst vollzogenen Abwendung der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft von ihrer sozialen Lieblingsgruppe der „Unterschichten“ hin zur „(bürgerlichen) Mittelschicht“ beziehungsweise zur „Mitte der Gesellschaft“, in der die Titeltrias aus Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturellen Ordnungen sich im Wesentlichen manifestiert und kritisch nachvollziehen lässt.

Das Buch ist seinem Mosaikcharakter entsprechend nicht inhaltlich strukturiert, sondern in alphabetischer Ordnung der Beiträgen gegliedert. Im Blick auf die bereits angesprochenen theoretischen Anschlüsse an Silke Götsch werden im Folgenden auswahlweise kurze Spotlights auf verschiedene Artikel des Sammelbands geworfen.

Regina Bendix' Beitrag „Georgia Austin entwirft eine Serie“ ist getragen von Reflexion und Kritik komplexer Problemlagen und Alltagswirklichkeiten im universitären Betrieb. Amüsant zu lesende literarische Schilderungen von konkreten Alltagspraktiken und emotionalen Befindlichkeiten an einer nicht näher genannten und damit leicht auf viele Standorte übertragbaren Universität in Deutschland verdichten sich mit Analysen und Kommentaren von Seiten der Autorin zu einer sehr ernst gemeinten ex negativo-Vision einer zu verbessernden (akademischen) Welt. Die kulturwissenschaftliche Konkretisierung dieser Kritik und Vision enthält dabei alle Ingredienzien aktueller Profilierung der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft, wie sie eingangs mit dem Vorwort von Tauschek skizziert wurde:

In einer dichten Beschreibung präsentiert Bendix die konfliktreichen Verhandlungen von sozialen Wertesystemen und Ordnungen im Feld der Universität sowie darin liegende und zu eröffnende Handlungsfelder für Widerständigkeiten.

Den Anfangs- und Anschlusspunkt bilden für *Beate Binder* wie auch implizit für Bendix die Überlegungen von Silke Götsch – unter Bezug auf Gertrud Bäumer – zu weiblichem Eingreifen in gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne von „Schreiben als Intervention“. Binder entscheidet sich allerdings für ein anderes Untersuchungsfeld und eine andere historische Situierung als Bendix. Den konkreten Angriffspunkt des Schreibens als Intervention findet Binder bei einem Berliner Stadtführer aus dem Jahr 1913, woran sie die Frage knüpft, welches Bild von Berlin in diesem „Buch ‚von Frauen für Frauen‘ entworfen“ wird (27). Unter dem Blickwinkel „Die Stadt um 1900 als Möglichkeitsraum bürgerlicher Frauen“, den der Untertitel des Beitrags vorwegnimmt, zeigt Binder im Folgenden detailliert, wie die den schreibenden Frauen eigenen „Blickregimes auf die Stadt sowie der Wunsch nach mehr Einfluss- wie Wahlmöglichkeiten weitergetragen“ werden (36). Das heißt, dass zum einen städtische Räume für Frauen frei gemacht, zum anderen die den bürgerlichen Frauen eigene soziale Wertordnung – mit entsprechenden Rassizismen – weiter verselbständlicht und verfestigt werden.

Den Blick auf gesellschaftliche Normativitäten und deren Effekte lenkt *Karl Braun* in seinem Text zur „Utopie vom Fließband?“ auf „das System Bat'a“ und den Ort „Zlín als Modell einer ‚Fabrik-Kommune‘“. Er organisiert seinen klar strukturierten Beitrag in sieben Thesen, die als Sprungbrett für weitere kulturanthropologisch informierte Forschungen zum Leben in Arbeitersiedlungen, zu kritisch zu befragenden Utopien gesellschaftlicher Neuordnung, zu kolonialer Wirtschaftsweise und zu dem daraus resultierenden Menschenbild zu verstehen sind. Verhandelt wird dabei letztlich die Herstellung des „guten“ und „richtigen“ Lebens, der sich an späterer Stelle auch *Johannes Moser* in seinem Artikel im Blick auf urbane Ethiken zuwendet. Interessant ist in diesem Beitrag unter dem Titel „Gente fication“ – Ein Kunst- und Aktivistennetzwerk befördert Debatten über die urbane Wohnraumproblematik“ der kulturanalytisch-kritische Forscherblick auf konkrete ethische Praktiken am Beispiel einer künstlerischen Intervention in einer deutschen Großstadt, die dazu dienen sollen, im Sinne eines vorformulierten „richtigen“ Verhaltens, richtigen Seins“ „Städterinnen und Städter als Subjekte ihrer eigenen Lebensführung [zu] konstituieren“ (191).

Ebenfalls in klar formulierter gesellschaftspolitischer Intention konzentriert *Brigitta Schmidt-Lauber* ihr Interesse in ihrem Beitrag „Die Europäische Ethnologie und die Sommerfrische“ auf „Bagatellen“ und vorgeblich Unbedeutende[s] [...], um darüber Grundlegendes zu verstehen“ (209). Im Rückgriff auf Martin Scharfe und Silke Götsch verweist Schmidt-Lauber darauf, dass die Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft mit dem ethnographischen Potenzial ihrer Zugangsweise weder die historische Situierung noch die gesellschaftli-

che Kontextualisierung ihrer Untersuchungsgegenstände vergessen darf, „in der Überzeugung, die Gegenwart nicht ohne Referenz auf die Geschichte und vice versa die Geschichte nicht ohne Bezug zur Gegenwart verstehen zu können“ (209). Sie zeichnet in ihrer Darstellung der bürgerlichen „Sommerfrische“ konsequent nach, wie zum einen diese besondere institutionalisierte saisonale Lebensform die bürgerlichen Werte und Praxen veralltägtlicht hat und wie zum anderen gesellschaftliche Räume und Raumbeziehungen (zum Beispiel zwischen Stadt und Land) sowie zeitliche Rhythmisierungen gesellschaftlich dominant und damit weitgehend für alle (immer) verbindlich(er) wurden.

Ganz im Sinne und in Form solcher von Schmidt-Lauber postulierter ethnographischer Studien in historischer Dichte – kurz in „dichter Beschreibung“ – formuliert *Sabine Kienitz* einen Beitrag über Falschmünzerei nach allen Regeln der kulturalistischen Kunst. Anhand vieler verschiedener Rechtsfälle und der davon überlieferten Akten rekonstruiert Kienitz einen einzigen exemplarischen Fall, den sie analytisch beschreibend, kommentierend und kontextualisierend den LeserInnen vor Augen führt. Wichtig ist ihr dabei, keine Opposition zwischen Herrschaft und „Eigensinn“ der Menschen aufzubauen, sondern im Nachvollzug der komplexen, das heißt vielschichtigen und uneindeutigen Sinnhorizonte, Praktiken und Erfahrungen der beteiligten Menschen sowohl die Momente der Rechtsüberschreitung als auch die damaligen Bedürfnislagen der Menschen sichtbar zu machen. Dabei kann sie zeigen, dass die verbindende, relationale Analyse „der (not-) ökonomischen Logiken, der schicht- und geschlechtsspezifischen Handlungen und Selbstverständnisse und der kulturell-moralischen Sinnsysteme“ (167) diese erst wirklich profilier- und erkennbar werden lassen.

Seine „Blickrichtungen der populären Geschichtskultur“ geraten *Bernhard Tschofen* demgegenüber zu theoretisierenden Reflexionen dazu, wie die Bedeutung und Qualität des Historischen in populärkulturellen Zusammenhängen hergestellt und vermittelt wird. Im direkten theoretischen Anschluss an Silke Götttsch plädiert er für einen Zugang zu gesellschaftlicher Praxis, der immer als doppelter Blick zu funktionieren hat: Er richtet sich sowohl auf die sozialen Ordnungen in ihrer historisch sich manifestierenden Form als auch auf das jeweilige Alltagswissen über diese Ordnungen. So erst wird – im konkreten Fall von Tschofens Beitrag zum Umgang mit, zur Aneignung und zur Herstellung von „Geschichte“ – das Entscheidende einer komplexen Kulturalanalyse sichtbar: hier weniger die „Geschichte“ selbst als vielmehr das „doing history“ der unterschiedlichen AkteurInnen (268).

An letzter Stelle – der alphabetischen Ordnungslöge des Buchs folgend – steht der Text von *Gisela Welz* zur „Herstellung von Ländlichkeit“. Einer eher theoretisch-programmatischen Gliederung folgend würde *Gisela Welz* Beitrag allerdings ebenfalls sinnvollerweise am Ende des Buchs stehen. Denn dem Credo und der Forschungstradition von Silke Götttsch entsprechend, das Fach in seinen inhaltlichen, methodischen und theoretischen Beständen und Ausrichtungen konstant und kon-

sequent weiterzuentwickeln, beschreibt *Gisela Welz* an ihrem Forschungsbeispiel eines kleinen Dorfes auf Zypern, wie dort das Ländliche weniger von den EinwohnerInnen dieser Gebirgsregion als vielmehr von nationalen und transnationalen Playern entworfen, etabliert und eingesetzt wird. Interessen wie regionale Entwicklung, Agrarpolitik, Tourismus und Konsum bestimmen zum wesentlichen Teil die Bilder und Narrative des Ländlichen, das paradoxerweise wieder und weiterhin zum Instrument wird, um die BewohnerInnen dieser Orte „abwertend als ‚unwissende Bauern‘“ zu denunzieren (293). Der von den BewohnerInnen erarbeitete und für sie als geglückt verstandene Modernisierungsprozess ihrer alltäglichen Lebensweise wird nach einem nachmodernen Wertewechsel hin zu Natürlichkeit und Traditionalität ins Gegenteil verkehrt und wiederum zum Beweis für ihre – in der sozialen Leitdifferenz zwischen städtischen Eliten und ländlichen EinwohnerInnen eingeschriebene – Rückständigkeit. Nicht allein mit ihren exemplarisch positionierten Ergebnissen zeigt *Gisela Welz* die Potenziale aktuellen kulturwissenschaftlichen Denkens auf; sie verfolgt auch neue theoretisierende Denkwege vor dem Horizont einer „Alltagskulturalanalyse als einer Ethnographie des Politischen“, die Konzepte wie etwa dasjenige der „Anthropology of Policy“ einbezieht und nutzt (290). Damit schließt sie zwar formal den Reigen der BeiträgerInnen, öffnet ihn aber forschend für weitere ethnographisch-theoretisierende Erkundungen gesellschaftlicher Realität.

Die hier eher cursorische, bewusst subjektiv ausgewählte Darstellung verschiedener Beiträge der Festschrift ist dem anfangs dieser Rezension genannten Format der Festschrift als Lesebuch geschuldet. Sie soll konsequent nicht abschließend kategorisieren und bewerten, sondern im Gegenteil öffnen und inspirieren für viele weitere interessierte Lektüren.

Sabine Eggmann, Basel

Stefan Groth u. Linda Mülli (Hgg.): *Ordnungen in Alltag & Gesellschaft. Empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2019. 338 S. m. Abb.

Delphine Gardey: *Schreiben, Rechnen, Ablegen. Wie eine Revolution des Bürolebens unsere Gesellschaft verändert hat*. Aus dem Französischen übersetzt von Stefan Lorenzer. Konstanz: University Press, 2019. 320 S. m. Abb.

Wenn man die abendlichen Fernsehnachrichten einschaltet und einen Bericht zu den bisweilen recht aggressiv und chaotisch ausfallenden Verhandlungen des britischen Parlaments in Sachen „Brexit“ rezipiert, dann fällt es auf, dass eine ganz bestimmte männliche Person des Öfteren eine Art von Befehl durch den Saal ruft, dem allerdings nur bedingt Folge geleistet wird. Die Botschaft des Speaker of the House of Commons, Mr. John Bercow, lautet schlicht: „Order“, also „Ordnung“, womit er sich eines für unsere wissenschaftliche Disziplin zentralen Begriffes bedient.

Szenenwechsel: 2001: In Jena findet der 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt, dies zum Thema: „Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung“.¹ 2014: Die Saarbrücker Hochschultagung des vorgenannten Fachverbands widmet sich dem Thema: „Ordnung als Kategorie der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung“.² 2017: An den Universitäten Basel und Zürich veranstalten unsere Fachvertretungen eine gemeinsame Ringvorlesung über „Zyklen, Strukturen und Rhythmen. Ordnungen in Alltag und Gesellschaft“. 2018: Die Festschrift für Andreas Hartmann erscheint, dies mit einem Beitrag von Lars Winterberg zum Thema: „Ordnung und Kultur. Perspektiven, Potentiale, Paradigmen“.³ 2019: Der von *Stefan Groth* und *Linda Mülli* herausgegebene Band mit den schweizerischen Ringvorlesungs-Texten kommt auf den Markt. Wenn man bedenkt, dass den Tagungen und vergleichbaren Veranstaltungen Publikationen folgen und dass hier nur eine Auswahl an Aktivitäten allein im deutschsprachigen Raum genannt wird, so kann man sich durchaus fragen: Soviel Ordnungsthematisierung innerhalb von so kurzer Zeit, wer soll denn das verkraften?

Um es vorwegzunehmen: Sämtliche der vorgenannten wissenschaftlichen Aktivitäten ergänzen sich hervorragend. Leopold Schmidts Bestimmung unseres Faches als „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ (1947) wird ebenso wie Karl-Sigismund Kramers angeblich statisches Verständnis einer rechtlichen Volkskunde (1974) und wie Ina-Maria Greverus' Konzept einer „kulturellen Ordnung“ (1978) peu à peu nur noch in Randbemerkungen angesprochen oder gar vollkommen ignoriert, so dass es letztlich nicht mehr zu einer Debatte darüber kommt, woher die diskutierte Kategorie der Ordnung im Rahmen unserer Disziplin stammt und was sie einstmals und was sie heute bedeutet. Aber ungeachtet dessen wird klar und deutlich vorgeführt: Mit der Kategorie der Ordnung wird gearbeitet, zumal die Basler und Zürcher Grundthese auch für die weiteren Veröffentlichungen gilt, die da lautet, „dass Ordnungen in Kultur und Alltag, in Diskursen und Praktiken fortwährend hergestellt, aber auch herausgefordert werden. Diese sicht- und unsichtbaren Ordnungen sind von Zyklen, Strukturen und Rhythmen geprägt, denen sich die einzelnen Beiträge der Vorlesung sowie jene in diesem Band fragend wie deutend annähern.“ (7)

Den Auftakt bildet ein wissenschaftssystematischer wie auch wissenschaftshistorischer Grundlagen-Text von Mitherausgeber *Stefan Groth* über verschiedene, thematisch einschlägige Forschungskonzepte, Methoden und Theorien, wobei im Zentrum durchgängig das an *Pierre Bourdieus* Differenzierung zwischen strukturierter und strukturierender Struktur erinnernde Zusammenwirken von Ordnungen als konstituierte und konstituierende gesellschaftliche Funktionen steht. Anders gesagt: „Ordnungen im Alltag schaffen in diesem Sinne Gesellschaft ebenso wie gesellschaftliche Praktiken zur Gestaltung von Ordnungen beitragen.“ (18 f.)

Die darauf folgenden insgesamt 15 Texte aus den Federn von Assistenten und Oberassistenten beiderlei Geschlechts setzen sich mit Ordnungen in Kultur und All-

tag auseinander, wie sie hergestellt, aber auch wie sie angefochten und verändert werden, konkret mit habitualisierten Praktiken und alltäglichen Interaktionen unter UNO-Mitarbeitern, dies mit Ideen zur konzeptionellen Erweiterung der Ritualtheorien etwa von *Arnold van Gennep* und *Victor Turner* (*Linda Mülli*); mit Fragen der gleichgeschlechtlichen Elternschaft in Israel einschließlich der Bedeutung religiöser Einflüsse (*Sibylle Lustenberger*); mit Problemen der Gliederung und Nutzung jenes Teils des öffentlichen Raums, den wir Luftraum nennen und der unter anderem auch mehr und mehr von zivilen Drohnen beansprucht wird (*Maximilian Jablonowski*); mit Problemen des Aushandelns jenes Teils des öffentlichen Raums, den wir Natur nennen und der immer öfter von Wolfsrudeln heimgesucht wird, wobei von „wölfischen Unterwanderungen“ die Rede ist (*Elisa Frank* und *Nikolaus Heinzer*); mit politischen Ordnungen, einerseits im Bereich des Stiftungswesens (*Theres Inauen*), andererseits im Bereich des städtischen Raums einschließlich der Eigentumsfrage (*Jonas Aebi*); mit Kategorisierungen alpiner Urbanität auf dem Weg zur Netzwerkbildung (*Konrad J. Kuhn*); mit energiewirtschaftlicher und klimabezogener (Un-)Ordnung einschließlich dazugehöriger Wissenskonzepte (*Valeska Flor*); mit akustischen Ordnungen zwischen Lärm und Stille sowie Kultur und Natur (*Patricia Jäggi*); mit dem Erfahrungs- und Ordnungsraum Warenhaus (*Angela Bhend*); mit Ordnungs- beziehungsweise Anordnungskonzepten sowie Präsentationsformen in jüdischen Museen im deutschsprachigen Raum (*Darja Alexandra Pisetzki*); mit Möglichkeiten der Anwendung des Rhizom-Forschungskonzepts von *Gilles Deleuze* und *Félix Guattari* im Zusammenhang mit der kulturwissenschaftlichen Untersuchung menschlichen Atmens im Alltag (*Aurelia Ehrensperger*); mit dem Verhältnis von Rhythmus und sportlicher Betätigung (*Yonca Krahn*); mit der am Beispiel eines UNO-Komitees entwickelten Konstruktion einer integrierenden Kommunikationsethnografie (*Stefan Groth*); schließlich mit jenen (An-)Ordnungstechniken des Sprechens, die wir „Fragen“ nennen (*Christine Oldörp*).

Die Saarbrücker Tagung von 2014 verfolgte das Ziel, so schreibt das Herausgaberteam im Vorwort, die „weitergeführte konkrete Nutzbarkeit“ der Ordnungs-Kategorie vorzuführen, aus der eigenen Sicht offensichtlich mit erfolgreichem Ausgang, denn da ist auch die Rede davon, „wie gewinnbringend deren Anwendung“ sei.⁴ Beurteilt man den schweizerischen Tagungsband zusammenfassend, so lässt sich auf jeden Fall sagen, dass die Basler und Zürcher Kolleginnen und Kollegen, dieser Einschätzung entsprechend, einen konstruktiven Beitrag geleistet haben zur Weiterentwicklung kulturwissenschaftlicher Arbeit mit der Kategorie der Ordnung. Apropos: Auch die Benennungs- beziehungsweise Umbenennungspraktiken innerhalb unserer Disziplin haben durchaus mit dem hier verhandelten Thema zu tun. Die in den verschiedenen Texten nachzulesende Zuordnungspraxis geschieht allzu oft ohne jegliche Begründung. Da tauchen dann *Barbara Krug-Richter* als Europäische Ethnologin (17), *Andreas Hartmann* als Volkskundler (96) und *Bernhard Tschofen* als Kultur-

wissenschaftler (101) auf, um nur drei Beispiele anzuführen. Sind diese Denominationen wirklich gerechtfertigt? Anders gefragt: Sollten wir nicht endlich die Verwirrung stiftende, sogenannte Viel-Namen-Fach in ein Ein-Namen-Fach konvertieren – und uns, wie von mir selbst bevorzugt, als Empirische Kulturwissenschaftler verstehen?

Auch der zweite, hier anzuzeigende Band, eine Pariser Habilitationsschrift, verfasst von der an der Universität Genf lehrenden Historikerin und Soziologin *Delphine Gardey*, widmet sich sichtbaren und unsichtbaren Ordnungssystemen, dies allerdings in konsequent historischer Perspektive und mittels Eintauchen in eine gänzlich anders gelagerte, nämlich mit Arbeitsvorgängen zu tun habende Welt, was einen deutlichen, gewissermaßen doppelten, Unterschied zu den Basler und Zürcher Sammelband-Beiträgen darstellt.

Wenn man den Begriff der Ordnung auf den Sektor des „Bürolebens“, mithin auf die typische Welt der Angestellten, bezieht, dann könnte man folgern, dass im Zentrum der Studie eine Auseinandersetzung mit Vorschriften steht, mit Dienstordnungen in der Angestelltenwelt im Gegensatz zu Arbeitsordnungen in der Arbeiterwelt, mit lockereren oder schärferen Reglements, auch mit deutlichen oder weniger deutlichen internen Gliederungen beider Gruppen, nicht zu vergessen die Unterscheidungen nach Geschlecht und Alter. Die Autorin geht indessen einen Schritt weiter, indem sie etwas weit Komplexeres erarbeitet: Zum einen entwickelt sie „ein Panorama der kognitiven und materiellen Veränderungen, von denen die westlichen Gesellschaften und Wirtschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts geprägt werden und die jener Welt den Boden bereiten, in der wir heute leben. Es geht darum, die mechanische und ‚materielle‘ Seite der Informationserzeugung zu analysieren“, dies vorwiegend für französische Verhältnisse, unter Einbezug britischer und amerikanischer Vorgänge, sowie zunächst für die 1890er bis 1920er Jahre, jene „Umbruchzeit, die jene technische, kognitive, organisatorische und menschliche Infrastruktur hervorbringt, die die spätere ‚digitale Revolution‘ vorbereitet“ (18 f.), wobei schwerpunktmäßig die „Zeit der Produktivität“ in den Blick genommen wird, also die Zeit der 1920er bis 1940er Jahre. Der gesamte Untersuchungszeitraum firmiert als das „Zeitalter der Ordnung“ beziehungsweise das „Zeitalter der Systeme“ (163). Und die oben zitierte Grundthese der schweizerischen Vorlesungstexte gilt auf jeden Fall auch für die Gardey'sche Studie, denn es gelangen in allen sieben Kapiteln durchgängig Auseinandersetzungen, Wettbewerbe, Konfrontationen und Kontroversen um die Beibehaltung und/oder Veränderung von bestimmten Ordnungen zur eingehenden Betrachtung, dies unter wirtschaftlichen, technologischen, sozialen, politischen und nicht zuletzt kulturellen Aspekten: Die Herausbildung der demokratischen Gesellschaft hat nicht nur mit mündlichen, sondern mehr und mehr mit schriftlichen, wiederholt einsehbarer Überlieferungen zu tun. Hilfsmittel, einschlägige Öffentlichkeit herzustellen, sind die Alphabetisierung und Bildung der Menschen, aber auch etwa die Perfektionierung der

Stenographie und, Jahre später, verschiedener Verfahren der Vervielfältigung von Geschriebenem. Immer wieder neue Anforderungen, Tätigkeiten und Berufe, Regeln und Normen sowie Arbeitsmittel von der Stahlfeder bis zur Schreibmaschine sorgen für eine Dynamisierung und Produktivitätssteigerung der Arbeitswelt. Diese Abläufe müssen verwaltet, also registriert und kontrolliert, werden, was neue Erfassungs- und Ablageordnungen notwendig macht, dies einschließlich speziell dafür geeigneter materieller Ausstattung, seien es Räume oder etwa Büromöbel. Zum Geschäftsleben gehören Vorgänge des Rechnens, gleich ob dies Menschen oder Maschinen übernehmen. Das Gleiche gilt für die Entwicklung der Buchführung als Teil effizienten Wirtschaftens sowie die Verwissenschaftlichung der übergeordneten Betriebsführung. Fazit: „Man könnte sagen, dass mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ein neuer Modus des Daseins in der Welt auf den Plan tritt, ein Modus, bei dem die technische Vermittlung, die Arbeitsorganisation, die Ausrüstung des Raums wesentlich zur Erledigung von Aufgaben beitragen, die zu bewältigen bis dahin Sache des menschlichen Geistes und menschlichen Könnens war.“ (297)

Delphine Gardey hat eine durch ein instruktives Vorwort aus der Feder des Berliner Literaturwissenschaftlers Hans-Christian von Herrmann eingeleitete Studie vorgelegt, deren Darstellung sich geradezu systematisch um das Verhältnis von Menschen und (materiellen wie immateriellen) Dingen dreht und damit an die verschiedenen Schriften des Pariser Soziologen Bruno Latour erinnert, dem im Übrigen nicht nur für Beratung gedankt wird, sondern der auch als Mitglied des Habilitationsausschusses der Autorin fungierte. Es ist dem Verlag zu danken, dass er, obwohl das französische Original bereits elf Jahre vorher erschienen ist, die Studie in sein Programm aufgenommen hat, denn sie lässt sich jederzeit als positives Vorbild für weitere Arbeiten empfehlen, welche die Verbindung von Menschen und Dingen wissenschaftlich erkunden möchten.

Anmerkungen

- ¹ Siehe *Silke Götsch* u. *Christel Köhle-Hezinger* (Hgg.): *Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung*. Münster u. a. 2003.
- ² Siehe *Ute Elisabeth Flieger*, *Barbara Krug-Richter* u. *Lars Winterberg* (Hgg.): *Ordnung als Kategorie der volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Forschung*. Münster/New York 2017.
- ³ In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 62/63 (2017/18), S. 95–107.
- ⁴ Wie Anm. 2, S. 8.

Burkhard Lauterbach, München

der kurz außerhalb des Cockpits war, wurde vom Copiloten nicht mehr hereingelassen, was dadurch ermöglicht wurde, dass aus Angst vor Terroristen, die Piloten bedrohen könnten, seit geraumer Zeit Cockpits hermetisch abgeriegelt werden (46–51).

In der die Gegenwart charakterisierenden Sicherheitsgesellschaft gehe es nicht mehr um das Alternieren zwischen Normalität und Veränderung, sondern um die ständige Ambivalenz zwischen Sicherheit und Unsicherheit, weswegen „die liminale Übergangssituation, die ebenso zur Kultur gehört wie die strukturierte Ruhe des Alltäglichen, [...] totalisiert und auf Dauer gestellt“ werde (32). Das sei „absurde Angst“, wobei die Autorin Bezug nimmt auf Albert Camus' Begriff des Absurden. Im Hintergrund stehe „die Subjektivierung gouvernementaler Sicherheitsregime“ (308), die „historische und ideologische Basis“ seien die „neoliberalen Kontroll- und Subjektivierungsregimes“ und deren Anforderungen an „Flexibilität und Mobilität, Sichtbarkeit, Individualisierung und Subjektivierung“ (59).

Doch existierten auch Gegenstrategien, die *Katharina Eisch-Angus* indes weniger bei Camus verortet, dessen Buch ja bekanntermaßen mit dem Satz: „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen“ endet, denn die Autorin sieht in ihm einen Vertreter neuzeitlicher Rationalität und damit von Gewalt, weswegen er in den „Zumutungen absurder Paradoxien [...] selbst affirmativ [...] gefangen“ sei (598). Vielmehr betrachtet sie die Kraft des Humors als Gegenkraft, er sei „das Schmiermittel des Widerstands und der kleinen Revolten des Alltags, wobei das Lachen sich am Paradoxen entzündet und Momente seiner Überwindung erlebbar macht“ (618).

Wichtige theoretische Bezugspunkte sind für die Autorin neben Michel Foucault der hierzulande wenig rezipierte Literaturwissenschaftler Jurij Lotman, der für Eisch-Angus deswegen bedeutsam ist, weil er Kultur von ihren Grenzbereichen beziehungsweise liminalen Übergangssituationen aus beleuchtet. Auch nimmt sie Anleihen bei Roland Barthes' „Mythen des Alltags“ und nicht zuletzt in der volkskundlichen Erzählforschung, die sich vor allem in Gestalt der Sage und der modernen Sage mit den Grenzbereichen zwischen „Innen“ und „Außen“, zwischen Sicherheit und Unsicherheit beschäftigt.

Als Quellen – die in der BRD und in Großbritannien erhoben wurden – dienen der Autorin Interviews, vor allem aber ihr Feldforschungstagebuch, das in seiner Ausführlichkeit seinesgleichen sucht und nicht nur deutlich macht, wie inspirierend derartige Aufzeichnungen sein können, sondern auch, dass man gewissermaßen nur vor die Haustür zu treten und mit „Leuten“ ins Gespräch zu kommen braucht, um „Material“ zu generieren, wenn man sich mit einem Gegenstand befasst, der für eine Vielzahl von Menschen bedeutungsvoll ist.

Das Themenfeld Angst, Unsicherheit und Sicherheitsbedürfnis ist nichtsdestotrotz in der Europäischen Ethnologie bisher explizit kaum beackert worden, sieht man von Konrad Köstlins Dissertation „Sicherheit im Volksleben“ aus dem Jahre 1967 ab und von einigen neueren Arbeiten zur Katastrophenforschung, etwa den

Katharina Eisch-Angus: Absurde Angst – Narrationen der Sicherheitsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 2019. 670 S. m. Abb., z. T. farbig. (Kulturelle Figuren: Artefakte, Praktiken, Fiktionen).

Die Autorin befasst sich in ihrer monografischen Habilitationsschrift mit der Dynamik zwischen Sicherheit und Unsicherheit, kurzum mit dem Stellenwert der Angst im alltäglichen Handeln, Erleben und Erzählen. Sie geht davon aus, dass der Begriff Sicherheit, welcher immer auch das Unsichere mit beinhaltet, dazu führe, „dass alltägliche Kommunikation beständig zwischen Sicherheit und Unsicherheit changiert“ (14). Denn je mehr man sich um Sicherheit bemühe, desto mehr scheine Verunsicherung um sich zu greifen (15). Ein illustratives Beispiel ist der vom lebensmüden Copiloten hervorgerufene Flugzeugabsturz des Germanwings-Flugs im März 2015 im südfranzösischen Département Alpes-de-Haute-Provence: Der Flugkapitän,

Dissertationen von Reinhard Bodner („Berg/Leute“, 2018, zum Beispiel S. 175: „Nach dem ersten Hineinfahren der Angst in die Glieder schien demnach in einzelnen Fällen so etwas wie ‚Kopflosgigkeit‘ zu drohen.“) und Sandro Ratt („Deformationen der Ordnung“, 2018, zum Beispiel S. 203: „Zu diesen schmerz-, angst- und panikverursachenden Erfahrungen [...] kam vielfach auch eine beklemmende Furcht vor dem scheinbar nahenden Ende.“) oder der Habilitationsschrift des Rezensenten („Norde ist Mordsee“, 2005, zum Beispiel S. 342: „Die Angst vor dem Meer erweist sich somit als eine Struktur von langer Dauer.“).

Davon abgesehen, wird auch in Nachbardisziplinen der Gegenstand wenig behandelt, Ausnahmen sind vor allem Jean Delumeau „Angst im Abendland“ (1985) und neuerdings Max Dehnes „Soziologie der Angst“ (2017) sowie das von Lars Koch herausgegebene interdisziplinäre Handbuch über Angst (2013). Daher leistet die Autorin durchaus Pionierarbeit; sie macht deutlich, wie sehr das Thema die Menschen beschäftigt, das sie unter anderem in der Nachbarschaft, im alltäglichen Erzählen oder bei Einbruchs-, Unfall- und Katastrophenerfahrungen vorfindet.

Einige kritische Anmerkungen seien dennoch erlaubt: Es wäre möglicherweise bereichernd gewesen, Literatur aus der Sicherheitsforschung und vor allem aus der Psychologie beziehungsweise Tiefenpsychologie zu rezipieren, denn Letztere ist jene Disziplin, in welcher Angst – im Gegensatz zu den meisten anderen Wissenschaften – einen zentralen Stellenwert einnimmt, etwa Fritz Riemanns Klassiker „Grundformen der Angst“ (1961) oder neuerdings Egon Fabians Habilitationsschrift über das nämliche Thema (2013). Auch steht sie bei einigen tiefenpsychologischen Theorien im Vordergrund, etwa als „Grundangst“ in der Neopsychoanalyse Karen Horney oder als Wechselspiel zwischen dem „Minderwertigkeitsgefühl“ und dem „Streben nach Sicherheit“ in der Individualpsychologie Alfred Adlers. Doch dürfte Eisch-Angus gegenüber psychologischen Zugängen eine gewisse Skepsis hegen, versteht sie doch beispielsweise den Vulnerabilitätsbegriff als einen ideologischen, weil er auf „individualisierende Unterwerfung“ durch die „neuen Regime der Sicherheit“ hinauslaufe (566) und es bezeichnend sei, dass das „Paradigma der Resilienz“ mit seinem „Narrativ der solidarischen und widerständigen Gemeinschaft“ abgelöst worden sei durch das Narrativ des „psychisch geschädigten Opfer[s]“ (ebenda). Wenn man sich demgegenüber ein wenig mit der psychologischen Literatur zum Verhältnis von Resilienz und Vulnerabilität befasst, wird einem rasch deutlich, dass Eisch-Angus eine sehr einseitige Sicht vertritt, zumal gerade kritische Psychologen sich an einem Resilienz-Begriff stören, der im Sinne kapitalistischer Selbstoptimierung so tut, als könnten Widerstände jeglicher Art überwunden werden. Darüber hinaus weiß jeder, der als Psychotherapeut tätig ist, dass es Personen gibt, die vulnerabler sind als andere, und zwar vor allem deswegen, weil es in deren Kindheit zu schwerwiegenden Belastungen und zu seelischem Leid gekommen ist. Das alles abzutun, indem man es als bloßes Narrativ bezeichnet, ist ähnlich einseitig wie die un-

reflektierte Abwehr tiefenpsychologischen Wissens in Teilen breiter Schichten der Bevölkerung.

Auf der anderen Seite zeigt sich Eisch-Angus zwar aufgeschlossen gegenüber psychoanalytischen Zugängen, hat sie doch an der Tübinger Supervisionsgruppe für Feldforschende teilgenommen und bezieht sich dabei vor allem auf Georges Devereux, Mario Erdheim und Maya Nadig (62). Außerdem hat sie gemeinsam mit Jochen Bonz und anderen einen diesbezüglichen Sammelband herausgegeben („Ethnografie und Deutung“, 2017). Und dennoch: Sie spricht zwar von der eigenen Subjektivität und von der Wichtigkeit der Gegenübertragungsanalyse, doch erfährt man nur sehr wenig über sie selbst und ihre Motivationen, sich dem Thema zu nähern, anders als in klassischen ethnopsychologischen Monografien.

Meines Erachtens hätte es jedoch für den Leser durchaus einen Erkenntniswert gehabt zu erfahren, von welchem subjektiven Standpunkt die Autorin ausgeht, nicht aus Gründen der Selbstbespiegelung, sondern um „gewissermaßen in einem Prozess der ‚Selbstobjektivierung‘ [...] seinen perspektivischen Standpunkt für andere transparent“ zu machen, weil Feldforschung nicht nur „eine kognitive Angelegenheit“ sei, „sondern auch eine sehr persönliche Erfahrung; emotionale Prozesse spielen in ihr eine wesentliche Rolle“ (Gerhard von Kutzschenbach: Feldforschung als subjektiver Prozess, 1982, S. 169) – wobei es vor allem Devereux ist, der auf den lebensgeschichtlichen Faktor bei jeder (Feld-)Forschung hinweist. Das hätte ich in dem Fall unter anderem deswegen für sinnvoll gehalten, weil die Perspektive, welche Eisch-Angus einnimmt, zwar eine mögliche und durchaus sinnvolle, aber auch eine einseitige ist: Ich bin nicht der Meinung, „dass alltägliche Kommunikation beständig zwischen Sicherheit und Unsicherheit changiert“ (14), denn die Menschen reden auch über andere Dinge, über freudige Erlebnisse zum Beispiel. Auch ist es einseitig zu behaupten, dass der „zentrale Auslöser von Gegenübertragungen [...] Angst oder Verunsicherung“ sei (90). Gegenübertragung manifestiert sich nämlich in ganz unterschiedlichen Stimmungen, Impulsen, Emotionen, und dazu zählt nicht allein die Angst, sondern es sind auch und genauso gut Mitleid, Freude, Liebe sowie Humor dabei. Nun kann man zwar argumentieren, dass auch bei anderen Emotionen Angst eine Rolle spielen mag, doch sollte man sich dann fragen, welche die dominierende ist.

Ferner könnte man sich überlegen, ob trotz gewisser Zuspitzungen in der Gegenwart – die Beispiele vor allem aus Großbritannien sprechen eine beredte Sprache – die Thematik nicht eine solche ist, welche auch für verflossene Zeiten und unter anderen Bedingungen, aber mit *ähnlichen* Machtstrukturen, bedeutsam war: Verunsicherung und Wunsch nach Sicherheit bedingen Selbstkontrolle und Kontrolle, doch diese existierten selbstverständlich auch in der Vormoderne, und zwar über sozialen beziehungsweise moralischen Druck. Dafür zuständige Instanzen waren vor allem die Kirche – das „Auge Gottes“ – oder die „Anderen“ – das „Dorfauge“ –, wie es Jeremias Gotthelf in einem seiner Romane formuliert („Leiden und Freuden eines Schulmeisters“,

Teil 1, Ausgabe Erlenbach-Zürich 1978, S. 156). Man nahm das hin, weil man sich daran gewöhnt hatte, ähnlich wie sich Sisyphos daran gewöhnt hat, ständig einen Felsblock den Berg hinaufzuschleppen, der kurz vorm Gipfel wieder zurückrollt und von dem Camus sagt, er sei ein glücklicher Mensch. Das erscheint rätselhaft, aber möglicherweise erfordert die von Eisch-Angus kritisierte „Individualisierung und Subjektivierung“, die sich in Europa bis ins Zeitalter der Renaissance zurückverfolgen lässt, einen höheren Aufwand an Energie als alternative Gesellschaftsentwürfe – aber dafür erlaubt die Individualisierung und damit verbunden auch die psychologische beziehungsweise psychoanalytische Perspektive, sich bis zu einem gewissen Grad gegen Fremdbestimmung abzuschirmen.

Insgesamt betrachtet wirft die Arbeit aus meiner Sicht einerseits bestimmte Fragen auf, weil sie a) zu sehr die Angst als alles dominierendes Element betrachtet und darüber hinaus, obwohl es das Thema nahelegen würde, b) psychologische Aspekte vernachlässigt oder meines Erachtens zu einseitig betrachtet. Auf der anderen Seite handelt es sich um ein Werk, das ich als Lektüre empfehlen würde: Das Buch behandelt a) ein wichtiges Thema, das bisher kaum untersucht wurde, und das sehr tiefeschürfend. Und es hat b) quasi Lehrbuch-Charakter in Bezug auf die Frage, wie man Feldforschungstagebücher anlegt und ihre Inhalte interpretiert, wobei ergänzend hinzuzufügen ist, dass es zusätzlich einer stärkeren Reflexion des eigenen lebensgeschichtlichen Horizonts bedürfte, wenn man beansprucht, nach ethnopsychanalytischer Methode vorzugehen. In Summe aber eine besondere Arbeit, an der man kaum vorbeigehen kann.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

Dirk van Laak: Alles im Fluss. Die Lebensadern unserer Gesellschaft – Geschichte und Zukunft der Infrastruktur. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2018. 366 S. m. 13 Abb.

Dirk van Laak, Professor für Deutsche und Europäische Geschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts an der Universität Leipzig, hat sich die Bearbeitung eines großräumigen Projekts vorgenommen, wobei er gleich zu Beginn klarstellt: „In diesem Buch wird es aber nicht um eine systematische, zusammenfassende Darstellung der wirtschaftlichen, der politischen, der rechtlichen oder gar der technischen Dimensionen der Infrastruktur gehen, obgleich das alles natürlich eine Rolle spielt. Vielmehr soll dargelegt werden, dass das scheinbar so unaufhörliche Wachstum der Infrastrukturnetze und Versorgungseinrichtungen je nach Umfeldern, in denen sie entstanden, starken und zeitbedingten Schwankungen unterlag. Die Infrastrukturen sollen also historisch verortet werden“ (9), dies geographisch-politisch auf verschiedenen, nämlich urbanen, nationalen, europäischen sowie globalen Ebenen. Unter Infrastruktur versteht der Autor ein Konglomerat aus dem, was in den Einrichtungen der Kommunikation und des Verkehrs, der Versorgung und der Entsorgung geschieht,

entwickelt und angewandt wird. Zudem, und das Vokabular kennen wir aus unserer eigenen Kulturwissenschaft, geht es zentral darum, Infrastruktur als „Ergebnis von Prozessen der Aushandlung und der kollektiven Kompromisse“ (21) zu verstehen, wobei die einschlägigen Netze, so die Hypothese, „keineswegs das Ergebnis einer kohärenten Planung waren, sondern vielmehr in einem Geflecht sehr unterschiedlicher und sehr widersprüchlicher Interessen entstanden sind“ (13).

Der Band ist so aufgebaut, dass es eine „Ein-Leitung“ gibt und eine „Aus-Leitung“; dazwischen umfasst ein Teil, „Die klassische Ära der Infrastrukturen“, drei Kapitel über die Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert und ein weiterer Teil, „Knotenpunkte der Debatten um die Infrastruktur“, fünf Kapitel über unterschiedliche Problembereiche, wobei sogleich darauf hingewiesen werden muss, und das stellt eine respektable Leistung dar, dass der Autor weitgehend transdisziplinär argumentiert und, was die zeitliche Ausrichtung betrifft, dafür plädiert, von „Infrastruktur“ erst dann zu sprechen, wenn „tendenziell eine Mehrzahl an Menschen im Alltag auf entsprechende Einrichtungen tatsächlich zugreift“ (18), was unter anderem auch zur Folge hat, dass etwa die zivilisatorischen Fortschritte in Antike und Mittelalter nicht in die Darstellung einbezogen werden. Dirk van Laak konzentriert seine Ausführungen zum 19. Jahrhundert zunächst auf den Ausbau der Wasserstraßen sowie auf die Ausbreitung des Eisenbahnwesens, der Telegraphie und der Einführung planmäßiger Stadttechnik, dies unter deutlichem Einbezug der Begleiterscheinungen ökonomischer, finanzieller, technischer, politischer und sozialer Provenienz. Notwendige Vereinheitlichungstendenzen gelangen ebenso in den Blick wie Ordnungs- und Sicherheitsvorstellungen, Stadt-Land-Beziehungen, Fürsorge-, Gesundheits- und Bildungskonzepte einschließlich prominenter Akteure, dies insgesamt im Zusammenhang mit der Industrieentwicklung. Für das frühe 20. Jahrhundert steht die zweite Phase der Industrialisierung, das elektrotechnische Zeitalter, einschließlich Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs, Auswirkungen auf die privaten Haushalte, Beleuchtung jeglicher Art und Telefonwesen sowie frühe Automobilmobilisierung. Ziviler und militärischer Umgang mit den verschiedenen Innovationen werden gleichermaßen behandelt; dieses ausgewogene Darstellungsprinzip gilt auch für die Gegenüberstellung von Luxusinteressen und Massenmobilisierung und nicht minder für die Bereiche Arbeit und Freizeit. Für die Zeit ab den 1920er Jahren ist dann immer wieder die Rede von Standardisierungs- und Gewöhnungsprozessen, trotz nicht aus der Welt zu schaffender Doppelbotschaften, welche bestimmte infrastrukturelle Objektivationen wie etwa die Reichs-Autobahn aussandten, und nicht minder trotz fortbestehender sozialer Differenzen und Distinktionen.

Das späte 20. Jahrhundert sorgt nicht nur dafür, dass der Begriff „Infrastruktur“ in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeführt wird, sondern auch dafür, dass im Zentrum der einschlägigen Aktivitäten die zunehmende Realisierung des Wohlfahrtsstaates steht, begleitet von öffentlicher Wirtschaftsförderung sowie privater Kon-

sumorientierung. Mehr und mehr geht es aber auch darum, den Ausgleich zwischen städtischen und ländlichen Lebensbedingungen zu schaffen, was ebenso für die Beziehungen zwischen der westlichen Welt und den ehemaligen Kolonien gilt. Anhand von unterschiedlichen infrastrukturellen Handlungsfeldern führt der Autor vor, wie vorsichtige Internationalisierungstendenzen zu regelrechten Globalisierungsformen führen.

Der zweite Teil der van Laak'schen Studie nimmt sich eine Auswahl von infrastrukturellen Problembereichen vor und unterwirft sie einem quasi mikroskopischen Blick, als da sind: die öffentliche oder private oder kombinierte öffentlich-private Organisation der Infrastruktur, das Verhältnis von staatlichen Eingriffen und marktwirtschaftlicher Orientierung, Fragen der infrastrukturellen Ästhetik und der Modernität, die Internationalität von Zeichensystemen im Verkehrswesen, die Rolle von einschlägigen Großprojekten im Infrastrukturbau, Netze und ihre Langlebigkeit, der Umgang mit ausgedienten infrastrukturellen Einrichtungen, die allgemeinen Risiken und Nebenwirkungen, der Umbau des Lebensraums Straße zu einer Art Leitungsweg, das Verhältnis von Freiheit und Sicherheit, das innerstädtische Verkehrswesen und die innere Urbanisierung sowie anderes mehr. Es liegt auf der Hand, den Band abzuschließen mit einer Thematisierung und Problematisierung dessen, was wir heutzutage unter dem Begriff der Digitalisierung fassen, im konkreten Fall unter besonderer Beachtung des Verkehrs- und Kommunikationswesens sowie der Bereiche der Ver- und Entsorgung. Seine Erwartung in Richtung Zukunft formuliert der Autor so: „Trotz aller Gegenbewegungen scheint der Großtrend der Infrastrukturentwicklung nach wie vor auf eine weitere Globalisierung hinzudeuten. Alles soll in Fluss gehalten und durch eine noch bessere, smartere Organisation jederzeit vom Individuum selbst gesteuert werden können“ (273), wobei es offen bleibt, ob diese Entwicklung automatisch mit der „industriellen Wachstumsmoderne“ zusammenhängen wird – oder mit nachhaltigeren Lebenskonzepten (287).

Infrastruktur – welch ein herausforderndes, übergreifendes, gewissermaßen ubiquitäres Thema, das es gerade wegen seiner Vielseitigkeit und Vielfältigkeit verdient hätte, in einem großformatigen Band mit Hunderten von Abbildungen auf dem Buchmarkt zu erscheinen. Aber die Usancen in diesem Metier sind offensichtlich andere. Seien sie akzeptiert, deutlich zähneknirschend, denn wenige Tage bevor der Rezensent das Buch in den Händen halten konnte, gab es einen zum Thema passenden Vorfall, ja, geradezu eine Katastrophe, mitten in der italienischen Hafenstadt Genua: Eine Autostrada-Brücke bröckelte nicht nur (siehe Kapitel II. 6), sondern sie stürzte ein. Dutzende von Toten waren zu beklagen, Wohnblocks mussten abgerissen werden, es gab die üblichen Schuldzuweisungen und die großartigsten Versprechungen in Richtung schnellen Wiederaufbaus. Dirk van Laak hat also ein in die Historie ausgreifendes, die Gegenwart analysierendes, hochaktuelles Werk vorgelegt. Herzlichen Glückwunsch und vielen Dank!

Burkhard Lauterbach, München

Marc Augé: Lob des Fahrrads. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Mit zwölf Zeichnungen von Philip Waechter. 3. Aufl. München: C. H. Beck, 2016. 104 S. m. 12 Abb.

Der Ethnologe *Marc Augé*, langjähriger Leiter der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* in Paris, hat sich seit mehr als drei Jahrzehnten mehr und mehr von der Erkundung außereuropäischer Kulturen abgewandt und stattdessen eine wahre Fülle von Studien zu unterschiedlichen Themen aus der modernen „Nahwelt“ erstellt und vorgelegt. Zu erinnern ist etwa an „Ein Ethnologe in der Métro“ (Original 1986, dt. 1988) oder an „Nicht-Orte“ (Original 1992, dt. 1994 bzw. – erweitert – 2010). Insbesondere die neueren Studien, so zum Beispiel jene über „Das Pariser Bistro. Eine Liebeserklärung“ (Original 2015, dt. 2016), zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie stilistisch ausgesprochen locker und geradezu improvisiert erscheinend, im positiven Sinn essayistisch daherkommen. Im Original trägt die zuletzt genannte Arbeit den Titel „Éloge du bistro parisien“; die hier anzuzeigende Studie heißt demgemäß: „Éloge de la bicyclette“.

Weit davon entfernt, eine „Kulturgeschichte des Radfahrens“¹ oder eine systematische „Ethnologie des Radfahrens“² zu erstellen, beginnt der Autor so, wie er dies in etlichen seiner Bücher praktiziert, mit eigenen themenaffinen Erinnerungen, an Spielfilme wie „Fahrraddiebe“ (Vittorio de Sica, 1948) und „Schützenfest“ (Jacques Tati, 1949), an zeitgenössische Chansons, vor allem aber an frühe Begegnungen mit der Tour de France und deren Helden, gefolgt von Bemerkungen zum veränderten alltäglichen Verkehrsverhalten der französischen Bevölkerung nach Einführung des bezahlten Urlaubs. Von „Mythos und Geschichte“ ist zunächst die Rede, sodann von zunehmender Kommerzialisierung und Globalisierung. Es geht dabei durchgängig darum, konkretes menschliches Handeln näher zu erkunden, und nicht darum, das gesamte französische oder europäische oder gar weltweite Verkehrssystem zu analysieren. Anders gesagt: Im Zentrum steht eine genuine Anthropologie des Radfahrens, welche thematisiert und problematisiert, was das spezifische Handeln für die Menschen selbst bedeutet, welche Möglichkeiten sich ihnen bieten, welche sie ergreifen, welchen Einflüssen sie ausgesetzt sind und welche Entwicklungen sie selbst beeinflussen.

Den Mythos des Fahrradfahrens betrachtet Augé als weitgehend zerstört, belässt es aber nicht bei dieser Negativbilanz, sondern er geht aus von den nicht nur in Paris, sondern in zahlreichen größeren Städten nicht nur in Europa öffentlich angebotenen Leihfahrrädern, dies als Möglichkeit, Städte, gleich ob als Einheimische oder Touristen, selbstständig und unabhängig von starren ÖPNV-Systemen wahrnehmen zu können. Von neuer Freiheit ist die Rede, von neuen Erfahrungen, neuen Aneignungsweisen städtischen Raums, von spielerischem Umgang mit der Umwelt wie auch mit dem Vehikel selbst, wobei der Autor auch die Gefahren sieht, dass Radfahren sich hauptsächlich zum Eldorado des sommerlichen Tourismus entwickle und dass die Konkurrenz mit anderen, vor allem automobilen,

Verkehrsmitteln und deren Lenkern zunächst bestehen bleibe, was in Verkehrsunfällen zum Ausdruck käme. Der letzte Abschnitt trägt den Obertitel „Utopie“ und bezieht sich darauf, dass auf nicht weniger als 40 Seiten ein Entwurf mit Vorstellungen künftiger Verkehrspolitik und sich herausbildender Verhaltensweisen einschließlich massiver Veränderungen der materiellen Kultur (Straßen, Gehwege, Bahnhöfe, Fahrradtypen, dazugehörige Kleidung), der menschlichen Tätigkeiten (Arbeit, Freizeit, Kindererziehung) sowie der Nebenwirkungen (auf bisherige Klassenschranken, auf ökologische Bedingungen, auf wissenschaftliche Entdeckungen) präsentiert wird: „Kein Zweifel, durch den Gebrauch des Fahrrads erfüllen die Menschen sich etwas von jenem Wunsch nach Beweglichkeit, Leichtigkeit, ich möchte fast sagen: Flüssigkeit.“ (98) Das allerletzte Unterkapitel heißt „Zurück zur Erde“ und erinnert sehr stark an die neueste Publikation des französischen Soziologen Bruno Latour, „Das terrestrische Manifest“ (Original 2017, dt. 2018), welche engagierte Ideen zur Wiederherstellung der menschlichen Erdung oder Bodenhaftung bei gleichzeitiger Welthaftigkeit präsentiert. Bei Augé heißt es dazu: „Sobald wir im Sattel sitzen, verändert sich alles und wir finden uns wieder, wir nehmen uns wieder selbst in die Hand.“ (101) Kein Wunder, dass er das Radfahren als eine Aktivität im Sinne des Humanismus betrachtet.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. *Andreas Hochmuth*: „Kommt Zeit, kommt Rad“. Eine Kulturgeschichte des Radfahrens. Wien 1991.
² Vgl. *Hans Peter Hahn*: Die Aneignung des Fahrrads. In: Kurt Beck, Till Förster u. d. (Hgg.): Blick nach vorn. Festgabe für Gerd Spittler. Köln 2004.

Burkhard Lauterbach, München

Peter Rauscher u. Andrea Serles (Hgg.): Wiegen – Zählen – Registrieren. Handelsgeschichtliche Massenquellen und die Erforschung mitteleuropäischer Märkte (13.–18. Jahrhundert). Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag, 2015. 542 S. m. Abb., z. T. farbig, Grafiken, z. T. farbig, Tab. (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, Bd. 25).

Der vorliegende Band vereinigt die Beiträge einer 2013 in Krems durchgeführten Tagung in Verbindung zweier Projekte zum Donauhandel, die sich mit der Erschließung der Waag- und Niederlassungsbücher der niederösterreichischen Handelsstadt Krems und der Rechnungen der Donaumaut im oberösterreichischen Aschach befassen. Im Einleitungsbeitrag werden „Fluch und Segen“ der handelsgeschichtlichen Massenquellen angesprochen und das Potenzial zur Erforschung mitteleuropäischer Märkte (13.–18. Jahrhundert) aufgerissen: Massenquellen sind besonders für wirtschafts- beziehungsweise handelsgeschichtliche Fragestellungen von Bedeutung, und im Fokus des Bandes liegen Märkte

te und Handelsströme. Doch die Massenquellen sind in ihrer Erschließung zeitintensiv und methodisch aufwändig. In vier Sektionen wird die Thematik behandelt, die hier nur knapp in Bezug auf die einzelnen Beiträge referiert werden kann.

Die erste Sektion greift zeitlich und räumlich übergreifend die Thematik „Städte und Handel“ auf und behandelt serielle Quellen im städtischen Verwaltungsschriftgut des Hoch- und Spätmittelalters (*Elisabeth Gruber*), Messbücher und Messrechnungen der Basler Messen bis 1647 (*Davina Benkert*), Gerichtsakten des Bozner Merkantilmagistrats (*Andrea Bonoldi*) sowie die Krakauer Zollregister (*Jacek Wijaczka*). Der Beitrag zu Krems an der Donau (*Andrea Serles*) kann sich auf die in hoher Dichte überlieferten Kremser Waag- und Niederlagsbücher stützen, in denen immerhin 9000 Personen aus 900 Orten aufscheinen. Die online-Edition wird vorgestellt: Die internetfähige Datenbank bietet Auswertungsmöglichkeiten zu Handelskonjunkturen, Warenvielfalt und Akteuren (bes. Geschäftsbeziehungen und Netzwerke) sowie die Chance einer regionalen Zuordnung.

In der Sektion „Warenströme und Wasserwege“ wird der Warenverkehr auf der Elbe zwischen Pirna und Wittenberg anhand der Wasserzölle im 15./16. Jahrhundert (*Uwe Schirmer*) ebenso behandelt wie Quellen zum ungarischen Donauhandel des 16. Jahrhunderts (*Attila Tózsza-Rigó*) oder die geldrischen Zollrechnungen im Einzugsgebiet des (Nieder-)Rheins im 16. und frühen 17. Jahrhundert (*Job Weststrate*) sowie der Güterverkehr auf der österreichischen Donau im selben Zeitraum (*Erich Landsteiner*). Mit dem Beitrag „Sound Toll Registers Online“ (*Jan Willem Veluwenkamp*) wird ein probates Instrument für die Erforschung des frühneuzeitlichen Ostseehandels vorgestellt, denn anhand der 700 Rechnungsbände lassen sich die Warenströme immerhin über drei Jahrhunderte verfolgen. In seinem Beitrag über die Aschacher Mautprotokolle als Quelle des Donauhandels (17./18. Jahrhundert) fordert *Peter Rauscher* eine Schließung der gewaltigen Forschungslücken im Bereich der Zollgeschichte, speziell für den Donaauraum, der die wichtigsten europäischen Wirtschaftsräume verbinde: Auch beim Projekt „Donauhandel“ reichen die Bücher bis in die 1760er Jahre, da die Maut Aschach erst 1775 aufgehoben wurde. Wiederrum ermöglicht eine Datenbank die Erschließung und Verknüpfung eines dichten Quellenbestandes und lässt Strukturen und Wandlungsprozesse erkennen. Neben Händlern und Passagieren wird auch die Warenvielfalt angesprochen.

Die dritte Sektion behandelt „Handelshäuser und Massenquellen“, wobei zunächst der Lyoner Seidenzoll (*Heinrich Lang*) vorgestellt wird, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts steigende Importe beziehungsweise eine wachsende Nachfrage und einen von Kaufmannsbankiers aus Lucca dominierten Markt erkennen lässt. Die Genueser Einfuhr kann jedoch nur über die Firmenbücher erschlossen werden. *Mark Häberlein* kann anhand der Firmenbücher Augsburger Handelsgesellschaften des 16. und frühen 17. Jahrhunderts beziehungsweise durch die Überlieferung der Augsburger

ger Welser zeigen, dass die Augsburger im Donauroum besonders mit Textilien, Gewürzen, Leder und Papier handelten; donauaufwärts kamen Ochsen sowie Getreide und Wein hinzu, woran die Augsburger allerdings keinen Anteil hatten. Von der seriellen Kommunikation beziehungsweise der kommerziellen Korrespondenz der Saminati in Florenz und Venedig im 17. Jahrhundert sind 300 000 Briefe überliefert, deren Potential am Beispiel Wiegen, Zählen und Registrieren *Christof Jeggle* erläutert.

In der vierten Sektion „Methodische Fragen: Massenquellen und ihre Auswertung“ geht *Werner Scheltjens* auf das zentrale methodische Problem der Konvertierungsmöglichkeiten der Maße und Gewichte am Beispiel der Sundzollregister ein und schlägt den „Tonnenkilometer“ vor, um die Strukturen des internationalen Güterverkehrs zu vergleichen. *Klemens Kaps* nutzt die Merkantiltabellen der Habsburgermonarchie als Messinstrument für Güterströme, hier des galizischen Außenhandels im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert im Kontext der Ausbildung einer gesamtstaatlichen Statistik. Abschließend fragt *Jürgen Jablinski*: „Können Maschinen lesen?“ Er lotet die Möglichkeiten und Grenzen IT-gestützter Erschließung handschriftlicher Massenquellen aus und zieht ein abgewogenes Fazit zu den Möglichkeiten der automatisierten Verfahren in der Praxis: Sie können nicht alles, aber vieles lesen, und dies immer besser!

Der Sammelband gibt einen guten Einblick in das rege Forschungsfeld und die Quellenvielfalt der Handelsgeschichte, wobei insbesondere die Vorzüge und Schwächen verschiedener „Massenquellen“ diskutiert werden. Sie können für verschiedene Fragestellungen genutzt werden und mitunter eine Brücke schlagen, wie zum Beispiel der Beitrag von *Andrea Bonoldi* zeigt: Vor dem Bozener Merkantilmagistrat wurden immerhin 13 000 Handelsprozesse von 1633 bis 1850 abgehandelt, und tatsächlich wurden durch diese Institution eine Verringerung der Transaktionskosten erreicht und Verfügungsrechte garantiert. *Herbert Hassinger* war noch 1987 davon überzeugt, dass die Anwendung der EDV bei der Analyse der Register unmöglich sei. Der vorliegende Band veranschaulicht die Erschließungsmöglichkeiten durch solche Datenbanken, was allerdings nur in Einzelfällen paradigmatisch durchführbar ist. Während sich die ältere Forschung vor allem auf die Zeit vom 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts konzentrierte, zeigt der Band neben methodischen Neuansetzten auch eine zeitliche Ausweitung. Inhaltlich-thematische Erweiterungen werden in mehreren Beiträgen deutlich, wenngleich die „materielle Kultur“ meist nur implizit angesprochen wird. Gerade die „world of goods“ bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für andere Fachrichtungen.

Reinhold Reith, Salzburg

Elke Kollar: Aufbruch in die Moderne. Nürnberger Geschäftsbriefe im 19. Jahrhundert. Nürnberg: Ph. C. W. Schmidt, 2016. 703 S. m. 53 Abb. (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Bd. 74).

Die Kultur des Verfassens privater Briefe war und ist einem Wandel unterworfen. In ganz besonderer Weise trifft dies jedoch für Geschäftsbriefe im 19. Jahrhundert zu. Mit der Industrialisierung bildeten sich neue wirtschaftliche Geschäftsformen heraus; der Umfang der Korrespondenzen stieg enorm an. Als einzige Kommunikationsform (neben dem persönlichen Gespräch) kam den Briefen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Wie im persönlichen Gespräch versuchte man schriftlich einen besonders günstigen Eindruck zu vermitteln: durch eine schöne Handschrift, die Wahl der Worte und des Satzbaus sowie einen logischen Aufbau der Gedanken. Zunehmend rückte auch die graphische Ausgestaltung in den Vordergrund, begünstigt durch neue Drucktechniken, allen voran der Lithographie. Das neue Selbstbewusstsein der Unternehmer spiegelte sich in der Gestaltung von Geschäftsbriefen wider. Brief- und Rechnungsköpfe mit Fabrikanlagen, rauchenden Schloten und Eisenbahnanschluss sowie in späterer Zeit auch die Abbildung von Automobilen sollen die Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe ebenso verdeutlichen wie die Darstellung der stattlichen Kontorhäuser und prachtvollen Fabrikantenvillen in barocken Gartenanlagen. Die Abbildungen von verliehenen Medaillen und die Nennung von Auszeichnungen bezeugten die Qualität ihrer Produkte. Vereinzelt wurde auch mit der Abbildung der Produkte, etwa derjenigen der „Nürnberger Schrauben-Fabrik und Façon-Dreherei“ oder den Küchengeräten der Firma „Gebrüder Bing“, geworben, während die „Schwan-Bleistift-Fabrik“ oder die „Kohlen- und Kokes-Grosshandlung Christoph Teufel“ mit der Darstellung eines Schwans beziehungsweise eines schreibenden Teufels auf sich aufmerksam machen wollten.

Bisher war das Medium Geschäftsbrief nur sehr unzureichend betrachtet worden. Briefe als kostbare Autographen, als philatelistische Objekte oder als historische Dokumente waren immer wieder in Ausstellungen oder speziellen Publikationen zu finden. Vereinzelt regionale Untersuchungen konzentrierten sich vorwiegend auf den topographischen Aspekt der Briefköpfe. *Elke Kollar* dagegen untersuchte im Rahmen eines interdisziplinären Ansatzes die Entwicklung des Mediums Geschäftsbrief anhand von Nürnberger Beispielen im historischen Kontext. Ausgangspunkt war eine textanalytische Untersuchung konkreter Briefe, geleitet von der These, dass das 19. Jahrhundert in der historischen Entwicklung des Geschäftsbriefes als maßgebliche Epoche zu betrachten sei. Zu dieser Zeit bildeten sich grundlegende Spezifizierungen und Standardisierungen heraus, die bis in die Gegenwart nachwirken.

In ihrer Untersuchung nähert sich die Autorin, die die Arbeit auch als Inaugural-Dissertation in der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg vorgelegt hat, dem Thema von verschiedenen fächerübergreifenden Sei-

ten, zu denen neben kulturhistorischen auch biografische, sprach- und literaturwissenschaftliche, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche sowie kommunikationswissenschaftliche Ansätze zählen. Breiten Raum nimmt die Kulturgeschichte des (Geschäfts-)Briefs seit dem Mittelalter bis zu den Briefstellern im 18. Jahrhundert ein, gefolgt von einer kurzen Darstellung der wirtschaftlichen und normativen Rahmenbedingungen im 19. Jahrhundert, bevor Kollar die (Geschäfts-)Briefsteller des 19. Jahrhunderts analysiert, allen voran den „Allgemeinen Handels-Briefsteller“ des Nürnberger Kaufmanns und Magistratsmitglieds Johann Michael Leuchs, der erstmals im Jahr 1823 als vierter Band der „Vollständigen Contorwissenschaft“ erschien.

Ab Seite 189 folgt in der Untersuchung von Elke Kollar dann die umfangreiche Analyse einzelner Nürnberger Geschäftsbriefe des 19. Jahrhunderts aus den verschiedensten Blickwinkeln sowie deren Auswertung hinsichtlich Inhalt, Stil, Aufbau oder Gestaltung, auch im Vergleich zu anderen Briefen. Dabei ergab sich neben vielen anderen Aspekten, „dass sich grundlegende Standardisierungsprozesse der Nürnberger Geschäftsbriefe zwar aus der lokalen kaufmännischen Tradition speisten, aber auch in den zeitgenössischen Neuerungen und Entwicklungen des 19. Jahrhunderts bedingt waren“ (570). Auf der Basis der kaufmännischen Tradition, die bis ins ausgehende Mittelalter zurückreicht, prägte sich zudem ein geschäftstypisches Grundlayout mit festen Elementen aus, das sich im untersuchten Zeitraum beständig weiterentwickelte und tendenziell strukturierter und übersichtlicher wurde und schließlich zu einer Standardisierung der brieflichen Außenkontakte führte, die noch durch die zunehmende Verwendung von Musterbriefen und Vordrucken unterstützt wurde. Anhand von Abbildungen aussagekräftiger Beispiele von zum Teil namhaften und bis heute bekannten Nürnberger Firmen wird dies verdeutlicht. Auch Papierqualitäten und -maße, Schreibgeräte oder Fragen des Postversands wurden in diese Betrachtungen mit einbezogen. Ein umfangreicher Anhang rundet diese äußerst akribische Analyse der Nürnberger Geschäftsbriefe ab. Entstanden ist nicht nur ein Standardwerk zur Geschichte des (nicht ausschließlich Nürnberger) Geschäftsbriefes im 19. Jahrhundert, sondern auch ein äußerst interessanter Blick auf einen Teilaspekt der Nürnberger Wirtschaftsgeschichte.

Cornelia Oelwein, Ilmmünster

Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2018. 215 S. m. Abb. (Ethnographie des Alltags, Bd. 3).

„Urbanität“ ist ein Stichwort, von dem für Studierende wie Forschende nicht nur unseres Faches seit geraumer Zeit eine beträchtliche Faszination ausgeht. Stadtforschung hat seit den 1990er Jahren Konjunktur und wird in den allermeisten Fällen als Metropolenforschung verstanden, vielleicht teilweise auch, weil sich hier kul-

turwissenschaftliche Fragen der Diversitäts- und Differenzanalyse mit den persönlichen lebensweltlichen Interessen der BearbeiterInnen treffen und daher miteinander verbinden lassen.

Der vorliegende Band nimmt einen anderen Ausgangspunkt: Er geht auf eine Tagung zurück, die im Oktober 2015 in Wien stattfand und im Kontext eines Forschungsprojektes zur Erforschung von Mittelstädten stand. Unter dem Titel „Wir sind nie urban gewesen. Vom Metrozentrismus zur Pluralität des Städtischen“ wurden dort aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven internationale Beispiele der Stadtforschung vergleichend diskutiert. Diese hatten nicht nur Metropolen europäischen oder nordamerikanischen Zuschnitts zum Gegenstand, sondern thematisierten Städte unterschiedlicher Größe und Funktion in Japan, Afrika und Mitteleuropa (Deutschland, Österreich, Schweiz) aus ethnografischer, stadtplanerischer und historischer Sicht. Dementsprechend finden sich in dem Band sieben Einzelstudien, die zwar unterschiedliche disziplinäre Zugänge und empirische Fälle wählen, jedoch allesamt in dem Interesse konvergieren, vielfältige Varianten von „Urbanität“ sichtbar zu machen – jenseits der typischen Metropolenzuschreibungen von „Dichte, Heterogenität der Umwelt sowie Größe“ beziehungsweise dem „Nebeneinander von sensueller Vigilanz und emotionaler Indifferenz“ (15). Parallel zu den Einzelbeiträgen bildet das Buch zudem eine interessante Diskussion ab, die zwar von Fragen der Stadtforschung ihren Ausgang nimmt, dann jedoch sehr viel grundsätzlichere Probleme berührt und einen eigenen Abschnitt umfasst. Dieser Debatte soll nun die Hauptaufmerksamkeit gelten. *Moritz Ege* setzt sich in einem eigenen Aufsatz kritisch mit der von *Brigitta Schmidt-Lauber* im Einleitungstext ausgeführten These vom Metropolenzentrismus in der Stadtforschung auseinander. Auf diesen Text reagiert die Herausgeberin mit einer kurzen Replik und *Alexa Färber* beschließt den Band mit einem ausführlichen Kommentar zu den angeschnittenen Fragen aus ihrer Sicht. Schmidt-Laubers Forderung nach einer umfassenden Dezentrierung der Stadtforschung weg vom „Metropolenhype“ hin zum Interesse für die Urbanität von Klein- und Mittelstädten wird von Ege mit der Auffassung konfrontiert, dieser Frage fehle „tendenziell die politische Dringlichkeit“, da für ihn nur schwer erkennbar sei, ob und inwiefern diese Präferenzierung von Metropolen zu „sozialem Leiden“ (173) führe. Im weiteren Verlauf seiner Argumentation macht er sich dann für einen verstärkt und bewusst ethisch-normativen Zugang in der kulturwissenschaftlichen (Stadt-)Forschung stark und fordert eine Verknüpfung der Frage nach Urbanität mit jener nach Moral, Gerechtigkeit und „menschliche[m] Wohlergehen“ (177), um so „historisch unabgegoltene Hoffnungen im Spiel [zu] halten“ (189). Schmidt-Lauber bekräftigt in ihrer Erwiderung dem gegenüber den Anspruch der von Ege kritisierten „normativen Enthaltensamkeit“ und plädiert für einen relational-kulturanalytischen Zugang jenseits normativer Setzungen, um gerade jene zum Untersuchungsgegenstand machen zu können (195). Was soll Kulturwissenschaft tun? Das „gute Leben“ proklamie-

ren oder das untersuchen, was Menschen für ein „gutes Leben“ halten? Alexa Färber ergänzt diese Debatte mit einem streckenweise persönlichen Kommentar, der die europäisch-ethnologische Stadtforschung Berliner Prägung resümiert und dabei auch die impliziten milieubezogenen Sehnsüchte der handelnden wissenschaftlichen AkteurInnen anspricht.

Insgesamt zeigt sich in dieser Debatte die überaus wichtige Frage, ob es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen „politischer Dringlichkeit“, persönlichem und wissenschaftlichem Interesse für ein bestimmtes Thema gibt beziehungsweise geben sollte, es ist damit die Diskussion nach den Kriterien für Themensetzungen, Themenrelevanz und Themenwahl aufgerufen. Ich halte diese Debatte für wichtig, berührt sie doch das Anliegen und das Selbstverständnis vieler Personen, die in unserem Fach wissenschaftlich aktiv sind, im Kern. Zwar werden derartige Fragen oft angeschnitten und auch implizit mitverhandelt, selten jedoch in der nötigen Genauigkeit und Ausführlichkeit durchgearbeitet. Nicht selten wird daher dabei – so mein Eindruck – der Begriff der Ungleichheit mit dem der Ungerechtigkeit oder jener der Positioniertheit mit dem der Parteilichkeit verwechselt oder irrtümlich als synonym gebraucht. Die Beiträge des vorliegenden Bandes könnten dazu verhelfen, das Bewusstsein für derartige Fragen zu schärfen und diese wichtige Debatte im Fach präzise und vertieft weiterzuführen, nicht nur in Bezug auf Fragen der Urbanitätsforschung. Es ist ihm daher eine breite Rezeption zu wünschen.

Timo Heimerdinger, Innsbruck

Sarah May (Hg.): Platz da! Praktiken urbaner Verdichtung. Münster/New York: Waxmann, 2018. 115 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, Sonderband 1).

„Platz da“, dieser Befehl bricht auf dem Titelbild des vorliegenden Sammelbandes die Zeichnung einer Häuserfront regelrecht auf. Bei genauerer Betrachtung erkennt man schemenhaft den Turm des Freiburger Münsters, kleine skizzierte Menschen und einen Baukran am Rande. Was mag das bedeuten?

In dem von *Sarah May* (Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg) geleiteten Forschungsseminar „Enge. Praktiken bei urbaner Verdichtung“, das dem Band zugrunde liegt, wurden unter ethnologischen und geographischen Gesichtspunkten am Beispiel der Stadt Freiburg im Breisgau folgende Fragen gestellt: Wie begegnen Menschen den spezifischen Anforderungen städtischer Ballungsräume? Wo ist Platz und wo fehlt er? Wie wirken sich Veränderungen innerhalb der Stadt auf das Leben ihrer Einwohner aus? Welche Ansätze gibt es, um den benötigten (Wohn-)Raum zu schaffen? Antworten darauf geben Sarah May, *Raffaella Grimm* und *Katharina Roeb* in diesem Sammelband, dem ersten einer neu gegründeten Reihe für Studienprojekte. Als Ziel dieses

Werkes wird formuliert: „aus Einzelstudien ein urbanes Mosaik zu legen, das reflektiert, wie urbane Verdichtung geplant, gestaltet, genutzt und bewertet wird“ (18). In 14 Kapiteln werden unterschiedliche Aspekte dargelegt. Neben dem Vorwort und einer Hinführung wechseln sich Momentaufnahmen beziehungsweise Stimmungsbilder mit wissenschaftlichen Beiträgen ab. Letztere sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Mit den sich verändernden sozialen Strukturen innerhalb des Freiburger Sedanviertels, einem zentralen Wohngebiet, das gerade den Prozess der Gentrifizierung durchläuft, setzt sich Katharina Roeb in ihrem Beitrag „Mit Weckglas zum Supermarkt. Praktiken einer gentrifizierten Nachbarschaft“ auseinander. Im Fokus ihrer Feldforschung, die mithilfe von teilnehmender Beobachtung, Interviews sowie einer Medienanalyse durchgeführt wurde, stehen weniger die Entstehungsbedingungen des Gentrifizierungsprozesses als seine Auswirkungen. Es bestehen Zusammenhänge zwischen den eigenen „materiellen und symbolischen Vorstellungen“ (33) und der „Wohnumgebung“ (33), zum Beispiel neue Geschäftsmodelle wie „der verpackungsfreie Supermarkt oder das entstehende vegane Café“ (35). Am Beispiel von Graffiti an Hauswänden wird gezeigt, wie diese von unterschiedlichen Akteuren verschieden bewertet werden, was wiederum zu Konflikten führen kann. Die Autorin beschreibt exemplarisch, wie die sich verändernden Ansprüche der Bewohner*innen und die unterschiedlichen Lebensstile „Anpassungen“ (35) bewirken. Abschließend zeigt sie, dass sich durch die Gentrifizierung viele Praktiken verändern.

Den zentral gelegenen und großflächig modern gestalteten Freiburger Platz der alten Synagoge macht Raffaella Grimm zum Mittelpunkt ihrer Forschungsarbeit in „Langzeitbeleuchtung des Stadtraums. Wie Dichte und Freiraum zusammenspielen“. Auch diese Autorin bedient sich der Feldforschung und stellt die Frage, „ob und wie Freiraum und Enge vor dem Hintergrund der städtischen Verdichtung zusammenspielen“ (42). Sie reduziert es auf die Formel „Dichte + Platz = Urbanität“ (43). Die Nutzung des Platzes, so ihr Ergebnis, ist multifunktional: „Freizeit und Erholung“ (44), „Kommunikation und soziale Reflexion“ (47) und „Bühne der Toleranz und Demokratie“ (48). Hierbei ist zu berücksichtigen, dass Unterschiede zwischen der wirklichen Nutzung und der als solche wahrgenommenen auftreten können. In „einem bunten Kaleidoskop an Momentaufnahmen und Assoziationen“ zeigt die Autorin, „dass Platz und Dichte auf mehreren Ebenen zusammenspielen“ (52). Sie gelangt zu dem Schluss, „dass öffentliche Freiräume in der Stadt wichtige soziale, kulturelle und politische Funktionen erfüllen“ (53) und als solche sorgfältig geplant werden müssen.

Auch in dem Beitrag „Kitt des Kollektivs. Materialisierungen gemeinschaftlichen Bauens“ von Sarah May werden Ergebnisse einer Forschung präsentiert, welche mittels Beobachtungen, Interviews und Medienberichten zustande gekommen sind. Im Fokus steht die Frage, wie sich Prozesse während des solidarischen Bauens auf das Gebäude auswirken. Anhand eines Beispiels werden Antworten gesucht. Bereits bei der Ausschreibung des

Baugrundes hätten sich die Akteure zusammenschließen und gemeinsam agieren müssen. Während der administrativen Planung seien auch unterschiedliche Ansätze sichtbar gewesen. Eine besondere Bedeutung sei der Entscheidung, ein massives Holzhaus zu bauen, zugekommen, da dadurch, analog zu der These des Kulturwissenschaftlers Gottfried Korff, der ökologische Anspruch öffentlich gemacht wird.

Neben diesen Dokumentationen einzelner Feldforschungen sind die weiteren Beiträge dieses Sammelbandes ebenso lesenswert. Mit unverstelltem Blick und begleitet von zahlreichen qualitativollen Fotografien nähern sich die Autorinnen den eingangs gestellten Fragen. Ihre Artikel überzeugen trotz oder gerade durch ihre inhaltliche und stilistische Heterogenität. Außerdem erfüllt der Sammelband generell durch den Wechsel zwischen theoretisch fundierten Artikeln und Stimmungsbildern seine Zielsetzung, keinen Laien zu überfordern, aber auch keinen Kundigen zu unterfordern.

Veronika Isabella Stiegler, Regensburg

Stephan Selzer (Hg.): Die Konsumentenstadt. Konsumenten in der Stadt des Mittelalters. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2018. 287 S. m. Abb. (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen, Bd. 98).

Der Band versammelt die Vorträge der gleichnamigen Tagung, die am 16. und 17. März 2015 in Münster am Institut für vergleichende Städtegeschichte stattfand. Bei Tagung und Buch handelt es sich um eine Kooperation des Münsteraner Instituts mit der Mittelalterprofessur der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr in Hamburg. Die 13 Beiträge des Tagungsbandes nähern sich aus verschiedenen Perspektiven dem städtischen Konsum im Mittelalter. Die behandelten Themen erstrecken sich von theoretischen Überlegungen über die Funktion des Wachstums von Städten sowie der Analyse bestimmter Konsumentengruppen bis hin zu den Quellen mittelalterlicher Konsumgeschichte und ihrem Potential für die Forschung.

Einleitend wird in drei Beiträgen die Theorie der Konsumentenstadt aus unterschiedlichen Blickwinkeln untersucht. Zunächst umreißt der Herausgeber, *Stephan Selzer*, die bisherigen typisierenden Überlegungen zur Definition einer Konsumentenstadt. Den Ausgangspunkt bilden die Theorien von Max Weber, Werner Sombart und Karl Bücher. Diese drei Ansätze des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts vergleicht *Friedrich Lenger* in seinem Beitrag zu Begriff und Wesen der Städtebildung und verweist auf Bedeutung und Kontext von Sombarts Städtetheorie. Weitere vielversprechende Ansätze für die kritische Auseinandersetzung mit konsumgeschichtlichen Stadtkonzepten finden sich in der althistorischen Forschung, die *Volker Grieb* anhand der Frage von Paradigma und Paradoxon der Konsumentenstadt vorstellt.

Mit dem Wachstum von Städten beschäftigen sich die folgenden zwei Beiträge. Die Konjunkturprogramme schnell wachsender Städte thematisiert *Frank G.*

Hirschmann. Er untersuchte bereits in früheren Publikationen die „Boomtowns“ Lüttich und Verdun um die erste Jahrtausendwende. In seinem Beitrag stellt er die vergleichenden Ergebnisse dieser Fallstudien vor. Es geht ihm dabei weniger um Konsumtion, sondern vorwiegend um Investitionen im Bausektor und deren Auswirkungen. *Gerrit Deutschländer* befasst sich mit irischen Abteistädten. Zu deren Entwicklung habe der Nahmarkt die wesentlichen Impulse gegeben. Der Autor plädiert daher für eine Offenheit des Konzepts der Konsumentenstadt, das modifiziert und flexibler gestaltet werden müsse, um auch regionale Sonderentwicklungen darin einbinden zu können.

Einen Blick auf die inneren und äußeren Konsumverhältnisse werfen die folgenden Beiträge. *Sven Rabele* beschäftigt sich mit Konsumenten, Märkten und Städten im Rahmen von Konsumbeziehungen als Faktor der Urbanisierung. Sein Fokus liegt dabei auf dem norddeutschen Raum im 12. und 13. Jahrhundert. Aufbauend auf Sombarts Überlegungen nähert er sich Klöstern, Märkten und der Stadtentwicklung anhand zahlreicher Beispiele. Das päpstliche Rom der Frührenaissance steht bei *Arnold Esch* im Mittelpunkt. Er fasst die Ergebnisse seiner Arbeiten über die römischen Zollregister zusammen. Diese Quelle ist von 1445 bis 1485 relativ vollständig erhalten und bietet einzigartige Einblicke in die Einkünfte der Residenzstadt. In seinem sehr interessanten Beitrag stellt er den weitreichenden Einfluss des päpstlichen Hofes auf die Stadt und den städtischen Konsum vor.

In den drei folgenden Beiträgen rücken spezifische Konsumentengruppen in den Fokus der Betrachtung. *Joachim Schneider* untersucht die Frage, ob es sich bei adligen Konsumenten um ein Randphänomen oder eine Massenerscheinung handelte. Anhand bisher nicht analysierter Zeugnisse zu den Adelsturnieren in Würzburg und Mainz von 1479 beziehungsweise 1480 nähert er sich exemplarisch dem vielschichtigen Thema Adel und Stadt. Eine weitere Konsumentengruppe auf städtischen Märkten untersucht *Karsten Igel*. Er spürt dem Konsumpotential geistlicher Institutionen in mittelalterlichen Städten nach. Neben einem Forschungsüberblick stellt er den Konsum von ländlichen Klöstern auf städtischen Märkten vor. Einen Schwerpunkt bildet der Markt in der Kathedralstadt Osnabrück. Die letzte untersuchte Personengruppe des Bandes sind Studenten in Universitätsstädten. Nach einer Einführung in die Universitäten im spätmittelalterlichen Reich stellen *Enno Bünz* und *Alexander Sembdner* die wirtschafts- und konsumgeschichtlichen Aspekte der Universitätsgeschichte vor und beschreiben die Studien- und Lebenshaltungskosten in Leipzig unter anderem anhand von Bier und Wein. Weitere Blickwinkel eröffnen die Analyse von Rektoratsrechnungen, die von 1499 bis 1531 lückenlos erhalten sind, sowie der Wohnungsmarkt und der Buchbesitz und -handel. Abbildungen der benutzten Quellen erlauben einen anschaulichen Einblick in die Forschungsleistung zu diesem umfassenden Beitrag. Einen stadtypologischen Ansatz verfolgt *Uwe Schirmer* mit der Frage der Nahrungsmittelversorgung eines Bergbaureviere. Er untersucht hierzu das obersächsi-

sche Erzgebirge als Konsumentenregion in der Zeit von 1470 bis 1547. Die letzten beiden Beiträge des Bandes widmen sich den Quellen zur Konsumentenstadt. *Edgar Ring* stellt das Potenzial archäologischen Fundgutes für die Erforschung städtischen Konsums am Beispiel Lüneburg vor. Er nähert sich dem Themenfeld dabei anhand bestimmter Fundguttypen: Keramik und Glas, Textilien, Botanik, schriftliche Quellen und lokale Produktion. Ein zwölfseitiger Katalog mit Fotografien einzelner Objekte rundet den Überblick ab. Im abschließenden Beitrag wird der interdisziplinäre Blick von *Gudrun Gleba* auf die Rechnungsbücher des Mittelalters gelenkt. Aus verschiedenen Perspektiven betrachtet sie die Aufzeichnungen von Einnahmen und Ausgaben, die oftmals nur in Auszügen ediert wurden. Sie stellt dabei die Verwendung und Auswertung für verschiedene Fachbereiche vor.

Insgesamt präsentiert der Band einen interdisziplinären Einblick in Konsumentenstädte und Konsumentengruppen im Mittelalter. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Forschungen zum 15. Jahrhundert, öffnet den Blick jedoch auch zurück bis in die Antike. Zudem werden die zentralen Theorien des 19. und 20. Jahrhunderts diskutiert und auf ihre Anwendbarkeit in der Gegenwart untersucht. Die Beiträge lassen die intensive und teils langjährige Beschäftigung mit den vorgestellten Aspekten erkennen und bieten einen sehr guten Zugang zum Themenfeld sowie einen lesenswerten Überblick über die aktuellen Forschungsdiskurse. Die Bedeutung des Konsums für die Stadtforschung wird dabei klar herausgestellt und erscheint als wichtiger Blickwinkel für das Verständnis vergangener Lebenswelten.

Melanie Burgemeister, Regensburg

Sönke Friedreich: Der Weg zur Großstadt. Stadtentwicklung, bürgerliche Öffentlichkeit und symbolische Repräsentation in Plauen (1880–1933). Leipzig: Universitätsverlag, 2017. 356 S. m. 34 Abb., z.T. farbig, 1 ausklappbarer farbiger Stadtplan. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 57).

Susanna Brogi u. Ellen Strittmatter (Hgg.): Die Erfindung von Paris. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Literaturmuseum der Moderne, Marbach am Neckar, vom 13. Juni 2018 bis 31. März 2019. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 2018. 351 S. m. zahlr. Abb., z.T. farbig. (marbacher katalog 71).

Eine Rezension zweier so unterschiedlicher Publikationen, hier Monographie, dort Begleitband zu einer Ausstellung, bietet sich nicht etwa deshalb an, weil die beiden zur Debatte stehenden Städte den identischen Anfangsbuchstaben tragen, was ein arg formales Kriterium darstellen würde, sondern dies geschieht aus inhaltlich-thematischen Gründen: In beiden Fällen geht es um Prozessuales. Plauen entwickelt sich und befindet sich auf dem Weg, eine Großstadt mit über 100 000 Einwohnern zu werden; man könnte auch formulie-

ren: Plauen erfindet sich neu. Nichts anderes bewerkstelligt Paris, wenn es im Laufe der Jahrhunderte unterschiedliche Rollen herausbildet: das Luxus-Paris, das Kunst-Paris, das Mode-Paris, das Geschäfts-Paris, aber auch das eigensinnige Paris, das traditionelle Paris, das revolutionäre Paris, das politisch-oppositionelle Paris, das intellektuelle Paris, das literarische Paris, das musische Paris, das urbanistische Paris, das französische Paris, das migrantische Paris, das weltweite Paris, das sportliche Paris, schließlich das touristische Paris, um nur einige wenige der möglichen, sich zum Teil überlappenden Differenzierungen zu benennen.

Sönke Friedreich geht davon aus, dass ein, wie er das nennt, „Heranwachsen“ kleinerer Städte zu größeren Städten die einheimische Bevölkerung dazu bringen könne, „die eigene städtische Identität“ neu zu überdenken und damit einer gewandelten Interpretation zu unterwerfen, was insofern begünstigt werde, als sich die dazugehörige Kommunikation und die Anzahl der daran beteiligten Akteure in (noch) überschaubarem Rahmen abspiele. Zu erwarten sei dann ein veränderter Umgang mit dem städtischen öffentlichen Raum, veränderten „Strategien symbolischer Repräsentation“, wie sie etwa durch Bilder, Bauwerke, Straßen, Denkmäler und Grünanlagen zum Ausdruck kommen. Was ansteht, ist also eine Erhellung der Zusammenhänge zwischen der konkreten Stadtentwicklung Plauens und den ebenso konkreten Repräsentationsformen. Anders gewendet: Was der Autor erarbeitet hat, ist eine Diskursanalyse, basierend auf der Auseinandersetzung mit einer Vielzahl und Vielfalt an Quellen, als da sind: Unterlagen der Stadtverwaltung, Auszüge aus Sitzungsprotokollen unterschiedlicher Gremien, Vereinsunterlagen, Festschriften, Texte von Gedenkreden, Artikel aus der lokalen Presse (13 f., 23 f.).

Die Studie ist so aufgebaut, dass einer Einleitung (Fragestellung, Stadtforschung, eigene disziplinäre Forschungsperspektiven) sechs weitere, umfangreiche und reich untergliederte Kapitel folgen, bevor ein Ausblick für Abrundung sorgt. In den einzelnen thematischen Kapiteln geht es dem Autor zunächst darum, die Stadtgeschichte zwischen 1880 und 1933 in zwei Phasen darzustellen und die zentralen Charakteristika zu benennen, welche es legitimieren, von den Jahren des Aufstiegs der Industrie- und Handelsstadt Plauen zu sprechen – und von den Jahren der Krise des Zentrums der Stickereiindustrie und Spitzenherstellung. Die Aufstiegszeit einschließlich der Großstadtwerdung im Jahr 1904 drückt sich aus in der Ausstattung der Stadt mit bestimmten Denkmälern, die den Kriegstoten und verschiedenen Herrschenden gewidmet sind, aber auch mit einem Theater, einem neuen Rathaus und weiteren Bauwerken, kurz gesagt: mit dem Ausbau der vorhandenen Infrastruktur. Die Krise, hervorgerufen durch politische, militärische wie auch ökonomische Negativentwicklungen, stellte dann eine Art Prüfstein für die Herausbildung des gewandelten städtisch-bürgerlichen Selbstbewusstseins dar. Und dem Autor, der zu Beginn seiner Studie eine ausgesprochen solide Sozial- und Wirtschaftsgeschichte präsentiert hat, gelingt es, schrittweise die diversen Wandlungsprozesse nachzuzeichnen

und sie vor allem kontextuell höchst bewusst einer Analyse zu unterziehen.

Ein Wort der Kritik sei dennoch angefügt: Vom Vorwort und den Seiten 9 bis 12 der Einleitung wünscht man sich ein erhöhtes Maß an Klarheit hinsichtlich der benutzten Begrifflichkeit. Da ist die Rede von „volkskulturellen Überlieferungen“, von „Volkskunst“, von „volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Perspektiven“ (7) sowie von „ethnologischer Stadtforschung“, „kulturanthropologisch akzentuierter Stadtforschung“, nicht zuletzt von der „Anthropologie der Stadt“ (11), ohne dass auch nur ansatzweise geklärt werden würde, was diese verschiedenen Termini ganz genau bedeuten, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen und aus welchen wissenschaftstheoretischen wie wissenschaftshistorischen Zusammenhängen sie stammen. Der Rezensent befürchtet, dass sogenannte fachfremde Rezipient/inn/en des Friedreich'schen Textes, vorsichtig formuliert, mindestens irritiert sein könnten.

In einem Aufsatzband von Helge Gerndt findet man die überarbeitete Version seines Eröffnungsvortrags beim 24. Deutschen Volkskunde-Kongress 1983 in Berlin. Dort heißt es unter anderem: „Kulturwissenschaftler setzen voraus, daß die gesamte menschliche Umwelt mit Werten besetzt ist. Mit dieser These ist aber ein erkenntnistheoretisches Problem verbunden, nämlich: analysieren wir im konkreten Fall eigentlich empirische Realität oder eine durch Bewerten, durch Vorurteile geschaffene Realität? Jene Touristen, die nach München kommen, um hier das Isar-Athen zu sehen, erfahren die Großstadt anders als jene, die die weiß-blaue Metropole oder die Weltstadt mit Herz suchen, und wieder anders als solche, für die sie die Stadt der Lebensfreude darstellt oder (früher) die heimliche Hauptstadt Deutschlands.“ Und Gerndt fährt fort: „Wie baut sich das Bild von einer Stadt auf?“¹ Nun, Sönke Friedreich hat sowohl die empirische Realität Plauens als auch den einschlägigen Diskurs untersucht und damit den Prozess vorgeführt, wie sich zu einer bestimmten Zeit das Bild des vogtländischen Zentralorts aufgebaut hat.

Dies lässt sich für den von *Susanna Brogi* und *Ellen Strittmatter* herausgegebenen Marbacher Ausstellungs-Begleitband nicht behaupten; allein bezogen auf den Arbeitsaufwand wäre ein derartiges Mammut-Projekt noch nicht einmal vorstellbar. Doch worum geht es genau? „Paris hat Hunderte von Erfindern. Nicht wenige davon sind deutsche Autoren. Über Jahrhunderte hinweg wird die französische Hauptstadt gelesen, erdacht und erschrieben. In der Dichte ihrer Wirklichkeit und in der Schwindel erregenden Allgegenwärtigkeit ihrer Zeichen verkörpert sie beides: ein offenes Buch und eines mit sieben Siegeln. Auf seinen Seiten lesen die Wissbegierigen und die Träumenden, die Avantgarden und Archäologen, die Enzyklopädisten und Strukturalisten. Die Maler und Fotografen, Touristen und Sammler nicht zu vergessen. Die einen finden die Stadt der Liebe, die anderen die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts.“ Vom „Sehnsuchtsort Paris“ ist gar die Rede (9). Der Band ist in drei Teile untergliedert. Im ersten Teil, „Denkwege“ überschrieben, sind fünf Aufsätze ver-

sammelt, in denen unter anderem von *Wolfgang Matz* Umgangsweisen mit dem Sujet „Paris“ im Bereich der deutschsprachigen Literatur (einschließlich Essayistik) des 19. und 20. Jahrhunderts diskutiert werden, bevor *Freddy Langer* Paris als „Hauptstadt der Fotografie“ (Cartier-Bresson, Nègre, Moholy-Nagy, Brassai, Krull, Doisneau, Ronis, Troller, Czechowski u. a.) sowie *Christine Pries* die Stadt als intellektuelles Zentrum vorstellen (Sartre, de Beauvoir, Gréco, Vian, Foucault, Derrida, Lévi-Strauss, Lacan, Althusser, Barthes, Deleuze, Lyotard, Baudrillard, Virilio, Bourdieu u. a.).

Der zweite Teil des Bandes präsentiert 17 verschiedene „Gangarten“ der Stadterkundung und Stadtaneignung, von „Entdecken“ über „Spazieren“ und „Verirren“ bis hin zu „Mäandern“, „Panoramieren“ und „Taumeln“, die jeweils anhand von zweidimensionalen Objekten aus dem Leben eines der Autoren oder einer der Autorinnen aus dem Überblickstext von Wolfgang Matz veranschaulicht werden, dies einschließlich ausführlicher Betextung (Heine, Hessel, Tucholsky, Hartlaub, Rilke, Goll, Jünger, Nizon, Kracauer, Benjamin, Roth, Celan, Handke u. a.). Der abschließende Teil, „Bildergänge“ betitelt, vertieft die Ausführungen von Freddy Langer zu Paris als „Hauptstadt der Fotografie“ anhand von verschiedenen, adäquat kommentierten Abbildungen zu acht repräsentativen Themen, als da sind: Reklame, Asphalt, Fassaden, Plätze, Fenster, Stufen, Passagen sowie Mauern. Das Erstaunliche bei diesem Aufeinandertreffen von deutschsprachigen Menschen und der Pariser Stadtlandschaft wie auch verschiedenen Teilen der Pariser Bevölkerung ist, dass sich die krisenhafte politische Realität im Gastland der 1920er und 1930er Jahre eher nicht in ihren Texten niederschlägt, dabei lässt sich der Wahlsieg der Volksfront unter der Leitung von Léon Blum im Jahr 1936 durchaus als „Ereignis von historischer Dimension“ betrachten: „Gerade in den Jahren der äußersten politischen Bedrängnis gerät den Emigranten das reale politische Paris aus dem Blick.“ (55)

Insgesamt lädt das Projekt „Die Erfindung von Paris“, welches als fertiges Ausstellungs-Produkt bis zum 31. März 2019 im Literaturmuseum der Moderne in Marbach am Neckar besichtigt werden konnte, implizit dazu ein, weitere Vergleichsaktivitäten in den Blick zu nehmen, ungeachtet dessen, ob es sich um einseitige Kulturtransfers handelt oder richtiggehenden gegenseitigen Kulturaustausch, also etwa zwischen der französischen Hauptstadt und Akteuren aus England, den USA, Russland, Polen, Algerien und vielen anderen Ländern, denn Paris hat immer wieder von Neuem eine immense Anziehungskraft auf Menschen ausgeübt, die von jenseits der Landesgrenzen gekommen sind und angeklopft haben, dies aus einer breiten Vielfalt von Gründen.

Anmerkung

¹ *Helge Gerndt*: Großstadtbilder. In: ders.: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen (Münchner Beiträge zur Volkskunde 31). Münster u. a. 2002, S. 64–78, hier S. 71 f.

Burkhard Lauterbach, München

Peter Payer: Der Klang der Großstadt. Eine Geschichte des Hörens. Wien 1850–1914. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2018. 313 S. m. Abb.

Die Auseinandersetzung mit der klanglichen Dimension historischer und gegenwärtiger Alltagswelten hat Konjunktur. Ob in etablierten geisteswissenschaftlichen Fächern oder jungen transdisziplinären Feldern wie den Sound Studies oder Sonic Arts: Der komplexen Welt des Auditiven und ihrer Erforschung wird spätestens seit Beginn des 21. Jahrhunderts interdisziplinär große Aufmerksamkeit zuteil. Auch im Bereich des Urbanen lässt sich in den letzten Jahren eine verstärkte Hinwendung zu den Geräuschen und Klängen feststellen. Aspekte des Akustischen sind heute fester Bestandteil von Stadtentwicklung und Städtebau. Die klanglichen Eigenschaften von Baumaterialien und die akustische Gestaltung öffentlicher Räume werden ebenso diskutiert wie klangliche Auswirkungen von Eingriffen in städtische Infrastrukturen. Auch die (jüngere) ethnografische Stadtforschung hat die sinnliche Wahrnehmung und insbesondere das Hören als Instrument der Wissens- und Erkenntnisgenerierung für sich entdeckt. Neben der steigenden Zahl an wissenschaftlichen Publikationen zum Thema, spiegelt sich dieser Trend auch in zahlreichen städtischen (Forschungs-)Projekten zwischen Kunst und Wissenschaft wider.

In seiner jüngsten Monografie spürt *Peter Payer* dem Klang Wiens um die Jahrhundertwende nach. Damit bleibt der Historiker und Stadtforscher sowohl geografisch als auch zeitlich auf vertrautem Terrain und knüpft an seine früheren Arbeiten an der Schnittstelle von Sinnes- und Stadtgeschichte Wiens zur Zeit der auslaufenden Donaumonarchie an. Payer fokussiert jene folgenreiche Epoche, in der sich die Stadt zur Metropole mit mehr als zwei Millionen EinwohnerInnen entwickelt und sich infolge rasanter industrieller und technischer Entwicklungen auch ihr akustisches Erscheinungsbild drastisch verändert hat. Um auszumachen, wie der Wandel der klanglichen Bedingungen von den Menschen in der Stadt wahrgenommen beziehungsweise beurteilt wurde und welche Geräusche den Wiener Alltag zu jener Zeit prägten, ist der Rückgriff auf zeitgenössische Schriftquellen ebenso sinnvoll wie unumgänglich. Tonaufnahmen aus der Phase der Großstadtwerdung Wiens sind praktisch keine vorhanden. Stattdessen stützt sich Payer auf eine Fülle von Quellen, die eine indirekte Annäherung an die urbane Geräuschkulisse und ihre Rezeption erlauben, etwa literarische Beschreibungen, Reiseberichte, Zeitschriftenartikel, Gesetzestexte oder Beschwerdebriefe. Anhand der Dokumente zeichnet der Autor den intensiv geführten Diskurs um den „polyphonen Lärm der Großstadt“ (66) nach und legt dar, auf welche Weise den enormen akustischen Umbrüchen mit all ihren neuen und bis dato noch nicht dagewesenen Klängen und Geräuschen seinerzeit begegnet wurde.

Ausgehend von einem historischen Abriss über die Auseinandersetzung mit dem Hören und der Erforschung sinnlicher Wahrnehmungen, skizziert Payer in der „Annäherung“ (23) an die Thematik die wachsenden Gegensätze zwischen Stadt und Land im 19. Jahr-

hundert. Die rasch fortschreitende Urbanisierung, neue Verkehrsmittel und veränderte Arbeitstechniken bewirkten notwendigerweise einen steigenden Geräuschpegel und trugen somit zu einer zunehmenden Diskrepanz zwischen ruralen und urbanen Klanglandschaften bei. Der Autor umreißt die Fortschritte auf dem Gebiet der akustischen Forschung zu jener Zeit und macht deutlich, wie neue Erkenntnisse der Akustik, Physiologie oder Psychologie allmählich die Vorstellung und das Verständnis vom Hören veränderten.

Der „Hörraum Wien“ (61) ist Gegenstand des folgenden Kapitels, in dem Payer zunächst auf die einstigen Rahmenbedingungen des Hörens in der Stadt eingeht. Hier zeigt sich, wie relevant der rapide Ausbau der städtischen Infrastruktur und die damit einhergehenden Veränderungen im urbanen Gefüge Wiens auf akustischer Ebene gewesen sind. Die wachsende „steinerne Stadtlandschaft“ (63) mit immer neuen Häusern und die mit lautem Kopfsteinpflaster beschlagenen Straßen war prädestiniert, Schallimpulse vielfach zu reflektieren und zu brechen, was die sukzessive lauter werdende Klangkulisse noch verstärkte. Die Wandlung der städtischen Lautsphäre war zudem geprägt von veränderten Arbeitsbedingungen und neuen Tätigkeitsfeldern, die den Abend und die Nacht in steigendem Maße zur Zeit der Arbeit und Betriebsamkeit machten. Mit dem Versuch einer akustischen Topografie erarbeitet Payer anschließend ein „heterogenes Muster an unterschiedlichen Geräuschzonen“ (107), das sich um die Jahrhundertwende in Wien herausgebildet hatte. Das Klangbild der Stadt und seine Wahrnehmung werden anhand überwiegend bürgerlicher Stadtbeschreibungen rekonstruiert und mit Blick auf einzelne „Hörzentren“ (z. B. Innenbezirke, agrarische Gebiete, Vergnügungszentren etc.) werden akustische Charakteristika der Bezirke aufgezeigt. Dass das enorme Städtewachstum mit seinen vielfältigen akustischen Auswirkungen nicht ohne „Konfrontationen“ (122) vonstatten ging, liegt auf der Hand. Lärm wurde vom individuellen zum sozialen Problem und – ebenso wie die Nervosität der Zeitgenossen – zum Signum der modernen Großstadt. Als „schlimmer Feind der Gesundheit“ (127) rückte er ins Zentrum bürgerlicher Großstadtkritik und medizinisch-hygienischer Debatten. Stille und Distanziertheit wurden zur obersten Bürgerpflicht und dienten nicht zuletzt dazu, sich von dem als abgestumpft und prinzipiell zu laut geltenden Proletariat zu distanzieren. Von entsprechend großer Bedeutung waren bürgerliche Bemühungen um akustische Disziplinierung, die sich mitunter in einer neuen Hochachtung der Ruhe und des Schweigens als wesentlichem Kriterium für den zivilisierten Stadtmenschen äußerte.

Im Kapitel „Kampf und Flucht“ (141) verdeutlicht Payer, wie sehr sich der Diskurs um die Lärmproblematik im frühen 20. Jahrhundert intensivierte. Angestoßen durch Theodor Lessings 1908 veröffentlichtes Buch „Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens“ formierte sich auch in Wien eine Lärmschutzbewegung, die in klassenkämpferischer Manier intensiv gegen die „Lärmplage“ (148) agitierte. Auch hier stand der vorgeblich mutwillige und über-

flüssige „Lärm des Pöbels“ (142) im Vordergrund, dem es – mehr noch als der verkehrsbedingt steigenden Geräuschdichte – entschieden entgegenzutreten galt. Der elitäre Habitus und die einseitige soziale Ausrichtung mögen ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass die Bewegung letztlich scheiterte.

Woran sich die lärmbedingten Konflikte jener Zeit im Detail entzündeten wird im Folgenden anhand einer Aufschlüsselung des „Wiener Lärms“ gezeigt. An der Spitze stand – wie in anderen Großstädten auch – der zunehmende Verkehrslärm, der sich gleichermaßen in Motoren- und übermäßigen Hupgeräuschen wie im „Gekreisch von Straßen- und Stadtbahn“ (161) äußerte. Auch die wachsende Zahl der FahrradfahrerInnen trug dazu bei. Ebenso sorgte der Krach der vielen Baustellen und Pferdefuhrwerke sowie von tobenden Kindern und Straßenmusikern für Unmut und die Bandbreite an häuslichem Lärm in den hellhörigen Stadthäusern erregte besonders in den bürgerlichen Innenstadtbereichen die Gemüter. So zählten das häufig vernehmbare Klopfen von Teppichen und Kleidern, Grammophon- und Klaviermusik, Schreien und Rufen zu den am häufigsten beklagten akustischen Emanationen in einer der als am lautesten empfundenen Städte des Kontinents.

Die Bemühungen, wirksame Strategien zur Eindämmung des Lärms zu entwickeln, fanden Ausdruck in einer Reihe von baulichen, technischen und juristischen Gegenmaßnahmen. Das holprige und laute Kopfsteinpflaster wich allmählich dem weit geräuschärmeren Asphaltbelag und die bisher üblichen Fahrzeugreifen aus Vollgummi, Metall oder Holz wurden durch luftgefüllte Gummireifen ersetzt. Auch lärmreduzierte Elektroautos und -busse waren in dieser frühen Periode der Automobilisierung bereits vereinzelt auf den Straßen Wiens unterwegs, konnten sich aufgrund ihrer Störungsanfälligkeit und der hohen Kosten letztendlich jedoch nicht etablieren. Wenngleich es etliche gesetzliche Regelungen zur Lärminderung gegeben hat (z. B. Geschwindigkeitsbeschränkungen, die Einschränkung akustischer Warnsignale im Straßenverkehr oder Erlasse gegen unbotmäßige Nachbarschaftsgeräusche), blieb deren Wirkung aufgrund des zurückhaltenden Einschreitens der Behörden eher bescheiden. Mit der Zeit nahmen sich Stadtplanung und Städtebau Fragen der Bauakustik an und begannen, sich mit Lärmschutztechniken und Möglichkeiten der Schallisolierung zu befassen. Allerdings sollte sich die junge Disziplin erst nach dem Ersten Weltkrieg etablieren, so dass die Lärmfrage auch in der damaligen Stadtplanung eine noch deutlich untergeordnete Rolle spielte. So blieb dem lärmgeplagten Stadtmenschen mitunter nur die kurzzeitige Flucht in die Sommerfrische, deren akustischer Erholungswert allerdings schon zum damaligen Zeitpunkt angezweifelt wurde.

Knapp beleuchtet Payer im Anschluss die „Apologien“ (223) der zunehmenden Vielfalt der urbanen Geräuschkulisse. Obwohl in ungleich geringerem Maße, hat es – insbesondere aus Kreisen der künstlerischen Avantgarde – durchaus auch positive Reaktionen auf die veränderten akustischen Konditionen um die Jahr-

hundertwende gegeben. Allerdings fehlte es in Wiens Künstler- und Intellektuellenkreisen an der Euphorie, wie sie etwa die italienischen Futuristen um Russolo und Marinetti oder die russische Revolutionsmusik dem neuen „Getöse der Welt“ (224) in Zeiten des industriellen, gesellschaftlichen und politischen Umbruchs entgegenbrachten.

Im folgenden „Ausblick“ (227) zeichnet der Autor Tendenzen im Umgang mit Lärm vom Ende des Ersten Weltkrieges bis in die Gegenwart nach und betont die steigende Anerkennung des Akustischen als elementarem Bestandteil unseres Lebensalltags auf unterschiedlichen Ebenen (Wissenschaft, Politik, Stadtplanung etc.). Payer resümiert, dass das Bedürfnis nach Ruhe – wenn auch unter veränderten Vorzeichen – heute ebenso Teil öffentlicher Diskurse und Aushandlungsprozesse ist wie vor einhundert Jahren. Damit bekräftigt er seine eingangs formulierte These, dass neue Strategien im Umgang mit Lärm, wie sie die Modernisierung und Metropolverwertung Wiens einforderte, im Wesentlichen bis heute aktuell sind.

Mit „Der Klang der Großstadt“ legt Peter Payer eine fundierte Analyse der akustischen Dimension Wiens zwischen 1850 und 1914 und des damit einhergehenden Hör- beziehungsweise Lärm-Diskurses vor. Der Autor zeigt anschaulich, wie eng Städtewachstum, technischer und gesellschaftlicher Wandel und tiefgreifende Veränderungen der urbanen Klanglandschaft verflochten waren und sich gegenseitig bedingten. Die Herangehensweise über Schriftquellen von „Ohrenzeugen“ wird durch sorgfältig recherchierte Zahlen und Fakten zur Stadtentwicklung Wiens ergänzt. Dieser Ansatz erlaubt es, Handlungskontexte und Strategien im Umgang mit den veränderten akustischen Bedingungen zu rekonstruieren sowie die Historizität von Hörgewohnheiten und akustischer Wahrnehmung vor dem Hintergrund der ungeheuren Dynamik dieser Zeit herauszuarbeiten. Ausführlich nimmt die Arbeit die auditive Kultur einer der wichtigsten europäischen Metropolen um 1900 in den Blick und stellt somit einen wertvollen und überaus lesenswerten Beitrag zur Stadtgeschichte Wiens aus akustischer Perspektive dar.

Michael Münnich, Hamburg

Daniel Kalt: Unheimliche Schönheiten. Barcelona und Marseille – postindustrielle Hafenstädte in der Kriminalliteratur. Bielefeld: transcript, 2018. 307 S. (Lette).

Die Krimis von Manuel Vázquez Montalbán mit dem in Barcelona ermittelnden Pepe Carvalho und die Marseille-Trilogie von Jean-Claude Izzo mit Ermittler Fabio Montale sind international erfolgreiche Krimiserien aus Spanien und Frankreich. Sie stehen im Zentrum der vorliegenden, überaus anregenden Promotion des Wiener Romanisten, Komparatisten und Journalisten *Daniel Kalt*.

Die Ermittlerfiguren mit Herz für „kleine Leute“ eint, dass sie in Hafenstädten wirken und wohnen, die in

den letzten zwei, drei Jahrzehnten große Veränderungen erfuhr: zum einen Barcelona, eine Hafenstadt, die in Vorbereitung auf die Olympischen Sommerspiele 1992 in eine Vorzeigestadt, eine „Global Entertainment City“ (133) transformiert wird; zum anderen Marseille, die größte Handelshafenstadt Frankreichs (227), die zu einem „euromediterranen“ Knotenpunkt (8) umgewandelt werden soll.

Dass Hafenstädte fruchtbare Schauplätze beziehungsweise Tatorte für Krimis sind, liegt nicht zuletzt an der Ambivalenz, die ihnen eigen ist, wie der Autor überzeugend darlegt. Das „Hafenimaginäre“ (53) ist gekennzeichnet durch Gegensätzliches, Land und Meer, Aufbruch und Ankunft, Fremdes und Vertrautes (52), Sehnsucht und Erschauern (7). Der Hafen kann Zuversicht spendender und unheimlicher Ort sein: „Der Blick über das Wasser hinaus, verbunden mit dem Gedanken an ein tröstliches Anderswo [...] beruhigt, beschwichtigt, spendet Zuversicht.“ Gleichzeitig „öffnet sich das Vertraute gegen ein nicht ganz Geheures“ (7). Diese Ambivalenz von Hafenstädten spiegelt sich im Titel der Publikation in ihrer poetischen Charakterisierung als „Unheimliche Schönheiten“. Auch das meerblaue Cover mit Anker und Pistole (gestaltet von *Nina Ober*) vereint „Schönes und Schauriges“ (52) und illustriert die Verschränkung von Locus und Verbrechen trefflich.

Die Ermittlerfiguren und ihre „sidekicks“ erweisen sich als genaue und kritische Beobachter der Gentrifizierung dieser Hafenstädte. Sie trauern den verschwindenden „Gedächtnisorten“ nach, begehren gegen das „Überschrieben-Werden der Stadt“ (153) auf und fühlen sich zunehmend unheimlich.

Das Krimischreiben dezidiert politisch engagierter Autoren wie Manuel Vázquez Montalbán und Jean-Claude Izzo lässt sich somit auch als Politisieren im Sinne Hannah Arendts (32), als Engagement mit gesellschaftlicher Wirkungsabsicht verstehen. Dies entspricht der Tradition des sozialkritischen hardboiled Krimis, der „knallharten“ Darstellung von Großstädten, die Korruption, Verschränkung von Schattenwirtschaft und offizieller Ökonomie beleuchtet (14). Daniel Kalt beschreibt dieses Krimisubgenre entsprechend als Mix von Kriminal-, Stadt- und sozial engagierter Literatur (15) und damit auch als Quelle für sozial- und kulturwissenschaftliche Disziplinen wie die Urban Studies. Dem Krimi als Stadtliteratur kommt gewissermaßen die Funktion einer *mémoire-fiction*, einer Gedächtnisliteratur zu, ein vom Autor eingeführter prägnanter Begriff in Anlehnung an den französischen Historiker und Gedächtnisforscher Pierre Nora, der ein Inventar der *lieux de mémoire*, der Gedächtnisorte Frankreichs erstellt (34).

Diese *mémoire-fiction* erfährt in der vorliegenden Arbeit in den ersten drei Kapiteln eine umfassende Kontextualisierung, bevor sie in den letzten beiden Kapiteln – werkimmanent mit zahlreichen Originalzitate belegt – analysiert wird. Da die hier vorgestellten Kontexte (Großstadt in Umgestaltung; Mittelmeerraum als kultureller Großraum; Hafenstädte als Großbauprojekte) die nachfolgenden Textanalysen befruchten, führt das stellenweise zu Redundanzen mit dem unbestreit-

baren Vorteil, dass sich die fünf Kapitel auch losgelöst voneinander mit Gewinn lesen lassen.

Zum Verständnis der aktuellen Situation der Hafenstädte charakterisiert der Autor im ersten Kapitel (13–49) die Großstadt am Ende der Moderne mit Rückgriff auf Beschreibungsmodelle von UrbanistInnen und StadtsoziologInnen: als *Global City* (Saskia Sassen) in einem weltumspannenden Netz, als Ort für die *Creative Class*, für flexible, international orientierte gebildete WissensarbeiterInnen (Richard Florida) und als *Open vs. Closed City* (Richard Sennett). Die *Open City* beschreibt Sennett als „a bottom-up place; it belongs to the people“, die *Closed City* als top-down entworfener Ort, als „city that belongs to the masters“ (31).

Im zweiten Kapitel (51–84) wird die Rolle der Hafenstädte als Schnitt- und Knotenpunkte des kulturellen Großraums „Mittelmeer“ (Fernand Braudel), als *espace-movement* (54) beleuchtet, als *Mare Nostrum*, als transnationaler Gemeinschaftsraum – der für Flüchtlinge allerdings zur Grenze, zur Wand, zur Barriere wird (55). Die massiven Veränderungen der Hafenstädte durch die Vorlagerung neuer Container-Häfen, die vom Stadtkern getrennt sind, prägen die postindustrielle Hafenstadt, die Barcelona und Marseille modellhaft verkörpern.

Die urbanistischen Großbauprojekte, die zum aktuellem Erscheinungsbild der postindustriellen Hafenstädte Barcelona und Marseille führen, sind Gegenstand des dritten Kapitels (85–131), das mit einem Exkurs zur Hafenstadt Neapel und den dort angesiedelten Krimis italienischer AutorInnen endet (114–131). Veränderungs-skeptiker bedauern den Charakterverlust und die Vertreibung der ärmeren Bevölkerung durch die Großbauprojekte, Befürworter begrüßen die positive Effekte wie die Öffnung der Stadt zum Meer hin, die sogenannte *Waterfront-Reaktivierung* (113) mit Raum für Vergnügung, Dienstleistung und Information, die Verbesserung prekärer Wohnverhältnisse in ehemals unsicheren Gebieten.

Das vierte Kapitel fokussiert Barcelona im Spiegel der Kriminalliteratur (133–226). Der Charme des Unterweltlichen, des Schabigen und Schmutzigen hat im olympisch postfordistischen Barcelona ausgedient: Das Herz von Barcelona (Jean Genet), das alte Hafenviertel *Barrio Chino*, erfährt getreu dem Motto für die Vorbereitung der Stadt auf die Olympischen Sommerspiele 1992 „Barcelona, *posa't guapa!*“ („Barcelona, mach dich schön!“) „Behübschungsbestrebungen“ (133), Kommerzialisierung und Sterilisierung. Die kleinen Ganoven und die Prostituierten werden aus dem Viertel vertrieben. Barcelona verändert sich im Sinne Richard Sennetts „von einer mediterran ‚offenen‘ in eine geschlossene, durchgeplante Stadt, die berechenbar und bestmöglich verwertbar sein soll“ (170). Gegen diese Durchplanung und Tilgung des in die Stadt eingeschriebenen Gedächtnisses wehren sich vier namhafte Krimiautoren: Manuel Vázquez Montalbán mit dem Genießer Pepe Carvalho (135–186), Eduardo Mendoza mit einem namenlos-entrückten Ermittler (186–206), Francisco González Ledesma mit Inspektor Ricardo Méndez sowie Andreu Martín (207–226). Der kritischen Wür-

digung von Manuel Vázquez Montalbán knapp dreißig Jahre umfassender Krimireihe mit Pepe Carvalho kommt hier Vorrangstellung zu.

Der Hafenstadt Marseille und dem Mitte der Neunzigerjahre auftauchenden polar marseillais in der Tradition des politisch engagierten *néo polar* ist das fünfte und letzte Kapitel der Arbeit gewidmet (227–280). Die Krimiautoren Michèle Courbou, Philippe Carrese und François Thomazeau korrigieren in ihren Werken den zweifelhaften Ruf von Marseille als krisengeschütteltem „heiße[n] Pflaster“ (227), als „ville en train de crever“ (243), mit seinem Kern, dem Panier-Viertel in der Nähe des Vieux Port, einem „Schandfleck mit Charme“ (257). Mit der Marseille-Trilogie von Jean-Claude Izzo um den ermittelnden Genussmenschen Fabio Montale, die vor der Jahrtausendwende erscheint, erfährt der polar marseillais internationale Aufmerksamkeit. Wie Pepe Carvalho in Barcelona lehnt auch Izzos Ermittler die Umgestaltungspläne zu Marseille Euro-méditerranée, zur wirtschaftslogischen Neupositionierung der Hafenstadt vehement ab (262). Nach der Jahrtausendwende wird in den Werken von Annie Barrière, Olivier Descosse, Jean-Paul Delfino, René Frégni und Cédric Fabre der weitere Entwicklungsprozess von Marseille bis zur Ernennung zur europäischen Kulturhauptstadt 2013 reflektiert.

Mit „Unheimliche Schönheiten“ hat der Autor eine nicht nur für Literatur- und KulturwissenschaftlerInnen, für KrimiforscherInnen und -liebhaberInnen, sondern auch für eine an Stadtentwicklung und Stadtforschung interessierte Leserschaft eine überaus gewinnbringende Studie vorgelegt – spanische, französische und italienische Sprachkenntnisse vorausgesetzt. Melanie Wigbers hat sich in ihrer Promotion „Krimi-Orte im Wandel“ (2006) noch gewundert, dass die zentrale Position des kriminalliterarischen Orts bisher nicht mehr Interesse auf sich gezogen und zu vielfältigeren Fragen angeregt hat. Diese Forschungslücke schließt Daniel Kalt mit seiner produktiven, theoriegesättigten und leserfreundlich formulierten originellen Verflechtung von (Hafen-)Stadtentwicklung und Krimigenre.

Brigitte Frizzoni, Zürich

Uta Schaffers, Stefan Neuhaus u. Hajo Diekmannshenke (Hgg.): (Off) The Beaten Track? Normierungen und Kanonisierungen des Reisens. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018. 471 S. m. Abb., Tab. (Film – Medium – Diskurs, Bd. 78).

Martin Walter: Auf der Suche nach England. Die Konstruktion nationaler Identität in britischen Reiseberichten der Zwischenkriegszeit. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018. 347 S. (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 885).

Valentin Groebner: Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2018. 219 S. m. 13 Abb.

Ingo Becker-Kavan: Tsingtau. „Deutsches Leben in China“. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018. 202 S. m. Abb., z. T. farbig.

„The Beaten Track“, diesen Buchtitel gibt es bereits, „On the Beaten Track“ ebenso;¹ da liegt es durchaus nahe, mit dem als Frage formulierten Wortspiel „(Off) The Beaten Track?“ aufzuwarten, dies vielseitig und vielfältig, literatur-, sprach- und kulturwissenschaftlich ausgerichtet, meinungsstark, bisweilen auch ein wenig vollmundig, etwa dann, wenn der Linguistik unterstellt wird, für sie sei „das Thema Reisen bis heute noch ein weitgehend unerforschtes Land“ (11) – dabei liegt seit dem Jahr 2003 beispielsweise eine „Korpusanalyse englischer und deutscher Reiseführer“ aus der Feder von Stella Neumann unter dem Titel „Textsorten und Übersetzen“ vor. Doch seien wir nicht kleinlich, sondern stellen wir das Positive heraus: Die disziplinären Grenzen sind im Laufe der letzten Jahre definitiv durchlässiger geworden, auch wenn es sich so verhält, dass der von *Uta Schaffers, Stefan Neuhaus* und *Hajo Diekmannshenke* herausgegebene, gewichtige Sammelband aus dem Umfeld des Forschungsschwerpunktes „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ an der Universität Koblenz-Landau stets von der Analyse schriftlich beziehungsweise gedruckt vorliegender Texte ausgeht, Texte, die vorwiegend in deutscher Sprache abgefasst sind. Verschiedene Inhalte, Formen und Funktionen des „Reiseschreibens“ werden in den Blick genommen, nicht das empirische Geschehen des Umgangs mit Normierungen und Kanonisierungen des Reisens im Rahmen des Reisealltags.

Zwei einleitenden Beiträgen folgen drei Abteilungen mit acht, sechs und neun weiteren Beiträgen, dies unter den Rubriken „Einschreibungen und Brüche“, „Abgrenzungen und Umwege“ sowie „Dialoge und Um-Schreibungen“. In der ersten Abteilung finden sich zunächst Aufsätze über Reiseführer, jene Reiseberatungsbücher, die etwa der Baedeker-Verlag publiziert hat. Hajo Diekmannshenke arbeitet in seinem Text anschaulich Normierungsvorgänge heraus und konfrontiert sie mit neueren Konzepten wie etwa dem Rowohltschen „Anders reisen“, was der Autor als „Denormierung“ bezeichnet. Der Rezensent würde im konkreten Fall allerdings eher den Begriff der „Renormierung“ bevorzugen, da die alternativ-oppositionellen Darstellungsweisen in den neueren Publikationen sich nicht nur eifrig, sondern eine Zeitlang gar durchaus erfolgreich darum bemüht haben, runderneuerte Normierungen zu verbreiten: Was dem einen die Gedächtniskirche oder das Brandenburger Tor, ist dem anderen die Jugendkulturszene am Prenzlauer Berg. Einen Schritt weiter geht *Carolina Flinz*, die deutsche und italienische Orientierungstexte in Mallorca-Reiseführern untersucht, was dazu einlädt, aber das würde den Rahmen des Sammelbandes sprengen, herkömmliche und alternative Mallorca-, Paris- und/oder Venedig-Reiseführer sowohl in deutscher als auch italienischer Sprache miteinander zu vergleichen. Dazu müsste man freilich die Interkulturalisten mit ins Boot holen. Den beiden übergeordneten Artikeln sind weitere Texte zugeordnet, die sich mit einzelnen, auf Werke der Literatur bezogenen Aspekten auseinandersetzen.

„Abgrenzungen und Umwege“: Da geht es um weibliche Reisen und die bei dieser Gelegenheit eingenommenen Rollen; es geht um frühere Formen von alternativer Reiseberatung (Gegen-Reisen?), um einen Vergleich von Reisetagebüchern aus den Federn von Franz Kafka und Max Brod, aber auch um die Schreibpraxis von Gegenwartsautoren, während die dritte Abteilung, „Dialoge und Um-Schreibungen“, sich voll und ganz auf die Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur (Italo Calvino, Marlene Streeruwitz, Ilija Trojanow, Christian Kracht, Martin Mosebach, Sibylle Berg) konzentriert, dies mit besonderem Interesse an konkreten Umgangsweisen mit räumlichen Gegebenheiten und den einschlägigen Tendenzen der Standardisierung sowie unter Zuhilfenahme adäquater Analysekonzepte aus mehreren Kultur- und Sozialwissenschaften sowie der Philosophie. Man fragt sich allerdings, warum in keinem der Beiträge auf Michel Butors eher spielerisch entworfene „Iterologie“ rekurriert wird, jene „neue Wissenschaft [...], die eng mit der Literatur verbunden ist, die Wissenschaft von den menschlichen Ortsveränderungen“, dies im Sinne einer kombinierten und weitgefassten Reise-, Lese- und Schreib-, also Mobilitätswissenschaft.² Auch wird leider die Arbeit des im Lauf der letzten Jahre in Frankfurt am Main entstandenen Max-Planck-Instituts für Empirische Ästhetik nicht zur Kenntnis genommen, das den Auftrag ausführen soll, unter anderem am Beispiel von Sprache und Literatur sowie unter Einbezug von neurowissenschaftlichen Erkenntnissen zu erforschen, „was wem warum und unter welchen Bedingungen ästhetisch gefällt und welche Funktionen ästhetische Praktiken und Präferenzen für Individuen und Gesellschaften haben“.³ Es ist durchaus zu vermuten, dass sich erst durch derartige disziplinäre Kooperationen so etwas wie der Alltagsbezug der von der Sammelband-Autorenschaft untersuchten „Normierungen und Kanonisierungen des Reisens“ vertiefend erkunden lässt.

Auch im zweiten, hier anzuzeigenden Band, einer Bochumer anglistischen Dissertation, geht es durchgängig um die Beantwortung der Frage „(Off) The Beaten Track?“, vor allem aber um „Normierungen und Kanonisierungen des Reisens“. *Martin Walter* verfolgt das Ziel, sich mit dem „bisher vernachlässigten Genre der Heimatreiseberichte der Zwischenkriegszeit und seinem Narrativ der ‚Englandsuche‘“ auseinanderzusetzen und die einschlägigen Diskurse, insbesondere zur nationalen Identität, herauszuarbeiten, wobei er davon ausgeht, dass die untersuchte Textsorte eine Form von kultureller Praxis darstellt, repräsentative Funktionen ausübt und als ein populäres Medium zu begreifen ist (10 f.). Der Textkorpus umfasse, so wird angekündigt, 20 Hauptwerke; im Primärquellenverzeichnis wird eine erheblich umfangreichere Auswahl an themenaffinen Titeln aufgeführt, so dass Interessenten sich in diesem Forschungsfeld weiter betätigen können. Die Heimatreiseberichte sind fiktionale Texte mit unterschiedlichen Textelementen, weswegen auch die Rede davon ist, dass es sich um eine hybride Form der Darstellung handle; sie sind Dokumente zeitgenössi-

cher Themen, Begrifflichkeiten, Wertvorstellungen sowie Ideen und vermitteln damit einen Blick in die damals aktuellen Aushandlungsprozesse rund um Fragen der Heimat, der Identität und Alterität, auch der Gemeinschaft, kurz: um Konstrukte, denen auch weitere Kultur- und Sozialwissenschaften, einschließlich unserer eigenen Disziplin, auf der Spur sind. Der Autor nähert sich seinem Untersuchungsmaterial mit einem ausgesprochen detaillierten Quasi-Fragebogen, gegliedert nach einem breiten Spektrum von unterschiedlichen Analyseebenen.

Die Studie ist so aufgebaut, dass einem einführenden Kapitel (Fragestellung, Textauswahl, Terminologie, Forschungsstand) fünf weitere, durchgängig reich untergliederte Kapitel unterschiedlichen Umfangs folgen, die sich den theoretischen und methodischen Grundlagen widmen, sodann der Entwicklung Großbritanniens während der Zwischenkriegszeit, den Aspekten der Wiederentdeckung, Mobilität und des Verlustes, dem Umgang mit bestimmten Englandbildern und ihren Bedeutungen, der Konstruktion bestimmter Raumwürfe als Rahmen nationaler Identitätsvorstellungen, dem Umgang mit der Historie und schließlich der Analyse der herrschenden Machtstrukturen. Eine ausführliche Zusammenfassung und Abschlussbetrachtung rundet den Band ab.

Martin Walters Studie sorgt dafür, dass wir nun mehr darüber wissen, in welcher Weise und mit welchen Veränderungen, wann, aus welchen Beweggründen, mit welchen Begleiterscheinungen und mit welchen Auswirkungen, mit welchen Bewertungen und welchen Bedeutungen sich der Umgang mit nationalen Identitätskonstruktionen in britischen Heimatreiseberichten gestaltet, wer die schreibenden Akteure sind und welche unterschiedlichen Tendenzen sich ausmachen lassen. Wir erfahren Näheres über die Charakteristika, die Chancen, Probleme und auch Grenzen der zur Debatte stehenden Prozesse. Die vom Autor erstellte Analyse sorgt dafür, dass Klarheit darüber herrscht, mit welchen theoretischen, den Forschungskontexten mehrerer kultur- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen entstammenden Ansätzen sich arbeiten lässt, wenn man im gewählten Bereich zu Erkenntnisfortschritt gelangen will. Es gelingt dem Autor durchgängig, einen anschaulichen und vor allem problemorientierten Einblick in das diesbezügliche Handlungsfeld zu vermitteln und für dessen Erkundung ein an einem ausgewählten zentralen Gegenstandsbereich orientiertes Instrumentarium zu erproben. Einige Kritikpunkte seien, im Hinblick auf die weitere Diskussion, genannt: Bezogen auf Konzepte wie „nationale Identität“ und „Heimat“ wird teilweise viel zu freihändig argumentiert; da hätte ein Blick über die disziplinären Grenzen der Arbeit gut getan (Irene Götz, Orvar Löfgren, Hermann Bausinger, Ina-Maria Greverus, Simone Egger). Ähnliches gilt für die Ausführungen zum beginnenden automobilen Zeitalter; auch hier hätte ein Blick über Grenzen, nationale Grenzen allerdings, den Einbezug der komparativen Dimension bewirken können: War der behandelte Heimatreisebericht tatsächlich eine spezifisch englische Form der literarischen Auseinandersetzung mit eigener, sich ver-

ändernder Umwelt? Oder gab es dieses Phänomen nicht auch andernorts? Zunächst oberflächlich betrachtet, ist diese Entwicklung durchaus vergleichbar mit französischen Vorgängen zu just der zur Debatte stehenden Zeit, nur war es dort eine Reifenfabrik (Michelin), von der diese Lerne-Deine-Heimat-kennen-Bewegung, unter anderem auch durch die Veröffentlichung von Beratungspublikationen, ausging (Stephen L. Harp, Gilles Chabaud, Dominique Audrerie). Und nicht zuletzt wird viel zu locker über die Phase der Textrezeption geurteilt. Da heißt es etwa: „Religiöse Metaphern fungieren hier also zunächst als identitätsstabilisierend“ (164); woher weiß der Autor, dass just dies der Fall ist? Oder: „Eindringlichkeit ergibt sich also zunächst aus der Aufhebung von Distanz, die den Lesern geringe Fluchtmöglichkeiten gibt“ (193); wie gelangt der Autor zu dieser Schlussfolgerung, wenn er doch keinerlei empirische Literaturforschung oder kommunikationswissenschaftliche Rezeptionsforschung durchgeführt hat? Ungeachtet dessen ist zu betonen, dass Martin Walter eine in höchstem Maße interessante und plausible, sensible und fast schon mehr als adäquat theoretisierte Qualifikationsstudie vorgelegt hat, zu der man ihn nur beglückwünschen kann!

Die einen suchen nach England, die anderen nach Authentizität. *Valentin Groebner*, Professor für die Geschichte des Mittelalters und der Renaissance an der Universität Luzern, hat eine rasante, locker formulierte und beschwingte Publikation vorgelegt, die man möglicherweise am besten als Essay klassifizieren sollte, was allein unter formalen Gesichtspunkten bereits ein positives Urteil darstellen soll. Er geht von der Prämisse aus: „Urlaub [...] ist seit mehr als 150 Jahren nicht nur das Versprechen auf intensiviertes Empfinden, sondern auf wiedergegebene Zeit: Urlaub verspricht die Reise in ein Früher, das auf magische Zeit konserviert wurde und wieder zugänglich ist.“ (10) Die einschlägigen Fragen lauten dann: „Wie sieht das aus, wenn Monumente und Ereignisse aus der Vergangenheit als Zeugen lokaler ‚Identität‘ und Echtheit vermarktet werden?“ – sowie: „Für Touristen wird Geschichte zum persönlichen Erlebnis, zu etwas, das zum Vergnügen besichtigt wird. Bleibt sie davon unverändert? Was für Orte entstehen dabei?“ (11)

Der Text ist in deutlicher Weise nicht wie eine klassische Monographie aufgebaut, sondern er kombiniert autobiographische Textelemente einschließlich Anekdoten (wie etablierte Textkritiker sagen würden), basierend auf eigenen Reiseerfahrungen und Beobachtungen, mit den Ergebnissen eigener wissenschaftlicher – und zwar multidisziplinär fundierter – Literaturanalyse, wobei er streckenweise ausgesprochen assoziativ vorgeht, was – passend zu seinem Thema – eine Form von Umgang mit der das konkrete Forschungsfeld insgesamt betreffenden Authentizität (Dean MacCannell) darstellt. Der Autor untersucht das, was den (angeblichen) geschichtsorientierten Tourismus ausmacht; er interessiert sich auch für das, was man als das „Banale“ (14) am Tourismus bezeichnen kann, und er arbeitet anhand einer umfangreichen Menge von Fallbeispielen heraus, wie es zu dieser

Variante von Tourismus kommt, worin ihre spezifischen Charakteristika bestehen, wie sie sich in unterschiedlichen touristischen Feldern wie auch lokalen, regionalen und nationalen Kontexten zeigen und welche Folgen sie zeitigen. Groebner kritisiert, dass das touristische Handlungsfeld „sehr lange kein Thema – zu alltäglich, kommerziell und banal“ (25) – gewesen sei, dies bezogen auf die Geschichtswissenschaft. Dieses Statement liegt nicht weit entfernt von der Einschätzung des Europa-Ethnologen Orvar Löfgren, demzufolge dem Tourismus – angeblich – eine gewisse „lightweight airiness“⁴ innewohne, welche dazu führe, dass er von der multidisziplinären Forschung eben tendenziell eher ignoriert als mit höchster Aufmerksamkeit betrachtet werde.

Wir sollten froh sein, dass sich multidisziplinäre Erforschungsaktivitäten bezogen auf den gegenwärtigen (sehr beliebt!) und historischen Tourismus (eher nicht so beliebt!) auf den Weg gemacht haben, in mannigfaltigen Staaten, Regionen, Orten, Quartieren, aber eben auch in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Packen wir es an! Und setzen wir uns in unseren Studien unter anderem auch mit Publikationen auseinander, die sich der Darstellungsform des Reiseberichts bedienen, gleich ob in Gänze oder nur in bestimmten Kapiteln, zum Beispiel am Anfang und/oder am Ende. *Ingo Becker-Kavans* Band „Tsingtau“ gehört eindeutig zu dieser Kategorie. Es wird das Ziel verfolgt, im zwischen den Jahren 1898 und 1914 deutschen Schutzgebiet Kiautschou beziehungsweise in der Stadt Tsingtau (heute: Qingdao) „die dort eingerichtete Verwaltung, das tägliche Leben seiner Bewohner und das Zusammenleben mit der chinesischen Bevölkerung, soweit es überhaupt stattfand, darzustellen“ (6). Der Text beginnt tatsächlich mit der Beschreibung der Reisevorbereitungen, der Ankunft und der ersten Erkundungsaktivitäten (9–25) und er endet mit Betrachtungen zur heutigen Situation der ehemaligen „Musterkolonie“, dies unter der Fragestellung „Was ist geblieben?“ (187–193). Dazwischen jedoch wird die politische Geschichte der konkreten Kolonialisierung, als Fallstudie, verfolgt. Das Interesse des Autors gilt dem einschlägigen Geschehen, den Begegnungen, den Handlungsorten und Handlungszeiten, den politischen und religiösen Verwicklungen, den sozialen Differenzen und Distinktionen, den Auseinandersetzungen und Konsequenzen, aber stets aus der Sicht „von oben“. Alle diese thematischen Schwerpunkte sind aus der zeitgenössischen wie auch der aktuellen Literatur zusammengetragen worden. Beim Versuch, die verwendete Literatur nach Qualität und Provenienz einzuschätzen, stellt sich allerdings schnell heraus, dass das ausgesprochene kurze Literaturverzeichnis nur bedingt hilfreich ist, da es unzureichende bibliographische Angaben enthält. Von größerem Wert ist die mitgelieferte Zeittafel (195–198).

Anmerkungen

¹ *James Buzard*: *The Beaten Track. European Tourism, Literature, and the Ways to Culture 1800–1918*. Oxford 1993; *Lucy R. Lippard*: *On the Beaten Track. Tourism, Art and Place*. New York 1999.

² *Michel Butor*: Reisen und Schreiben (franz. Original 1972). In: ders.: Die unendliche Schrift. Aufsätze über Literatur und Malerei. Wien/Zürich 1991, S. 24–46, hier S. 29.

³ Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik. URL: <http://www.aesthetics.mpg.de/> [14. 11. 2014].

⁴ *Orvar Löfgren*: On Holiday. A History of Vacationing. Berkeley/Los Angeles/London 1999, S. 5.

Burkhard Lauterbach, München

Kurt Luger u. Franz Rest (Hgg.): Alpenreisen. Erlebnis, Raumtransformationen, Imagination. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag, 2017. 695 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Tourismus: transkulturell & transdisziplinär, Bd. 11).

Der Sammelband umfasst 35 Beiträge, die in vier Kapitel unterteilt sind. Die beiden österreichischen Herausgeber nehmen einleitend „Eine Standortbestimmung mit Rück- und Fernblick“ der Alpenreisen und des Alpentourismus vor. Für beide sind die Alpen der Möglichkeit nach ein Resonanzraum in der beschleunigten Welt: Sie sprechen Reisende/Touristen zutiefst innerlich an; sie affizieren beziehungsweise berühren, ohne dass ein Gefühl der Fremdbestimmung aufkeimt. Subjekt und (Alpen-)Welt befinden sich in einem responsiven Beziehungsverhältnis. Diese mit Simmel und Rosa vorgenommene rückblickende Ortsbestimmung des leiblichen Erlebens der Alpen wird durch Kommerzialisierung, Industrialisierung und Infrastrukturalisierung brüchig. Anhand einer datenreichen Analyse des Zeitraums von 2002–2017 wird belegt, wie das touristische Erleben der Alpen nicht nur verdinglicht wird. Darüber hinaus führen die touristischen Praktiken der Alpenaneignung insbesondere während der Wintersaison dazu, dass Alpenlandschaften zu Techniklandschaften mutieren. Dadurch wird jeder entfernteste und höchste Ort („touristische Hinterbühne“) mit der Konsequenz erreichbar, dass die Alpen so sehr ökologisch belastet werden, dass sie nur noch in den Bildern der Werbung als Naturschönheit existieren. Erst wenn diese Entwicklung reflektiert und in das Bewusstsein der raumpolitisch Verantwortlichen gelangt, dann sehen *Kurt Luger* und *Franz Rest* in der Ferne eine Umkehr hin zu einem extensiven nachhaltigen Alpentourismus.

Im ersten Kapitel „Erlebnis erfahren – Höhe gewinnen – Berge überwinden“ wird wie in den folgenden Kapiteln der von Luger und Rest entworfene Rahmen beispielhaft untermauert und verfeinert. Ein wiedergegebenes Gespräch der beiden Herausgeber mit *Kurt Diemberger*, der auf eine sechzigjährige Bergsteigerkarriere zurückblicken kann (rund 30 Expeditionen zu den Hochgebirgen der Welt), demonstriert emblematisch, dass Bergsteigen körperlich und leiblich erlebt wird. Immerfort wird es von einem unsichtbaren Ungewissen begleitet, das aber nicht lähmt, sondern Antrieb ist, hinauf zum Gipfel zu gelangen und von dort abzustiegen. Diemberger fühlte sich zum Bergsteigen berufen. Einst spürte er, dass ihn Berge rufen und er antworte darauf damit, dass er immer wieder zu ihnen hinaufstieg. Wenngleich er dabei erfuhr, dass er weder

über sie verfügen noch sie beherrschen kann, so erlebte er aber stets eine Selbstwirksamkeit: Berge zu meistern als durch Handeln Bewirktes und eigenen Anforderungen gerecht zu werden. In dem Gespräch hebt er immer seine soziale Eingebundenheit hervor. Ohne von seinen Nächsten und Seilpartnern akzeptiert und anerkannt zu werden – und dies wechselseitig –, hätte er nichts erreicht. Ein Lob spricht er insbesondere den Frauen aus, seien es Sherpani oder Frauen, die seine Bergtouren begleiteten. *Ingrid Runggaldier* zeichnet eine weibliche Alpingeschichte im langen 19. Jahrhundert analytisch nach. Diese Geschichte erfährt eine Einheit, indem der Kapiteltitle in vier programmatische Prozesse aufgeteilt wird. Statt „Berge überwinden“ verwendet Runggaldier „Distanzen überwinden“. Zum einen gemeint als ein Ausbrechen, um ein- und aufsteigen zu können, und zum anderen als Spuren hinterlassen; „Erlebnis erfahren“ meint das Bewusstsein eines eigenen Körpers und „Höhe gewinnen“ steht für Gipfel als Symbol weiblicher Emanzipation und die Hose ist ihre Wegbereiterin. Dieses analytische Werkzeug lässt sich gut und gerne auf das Frauenreisen in diesem Zeitraum anwenden. Die Pionierinnen des Bergsteigens mussten eine steinige horizontale Wegstrecke zurücklegen. Es ist das beständige Widersetzen gegen Heteronomien und somit das Streben, selbst zu entscheiden, was zu tun ist. Es ging also um Selbstbestimmung. Sie äußerte sich nicht zuletzt darin, dass sich die Bergsteigerinnen als Ursache ihrer körperlichen Leistungen erlebten. Verbunden ist damit eine Kompetenzerfahrung, das Gefühl, dass sie ebenfalls wie Männer den Anforderungen des Bergsteigens gerecht werden können. Die skeptische und moralisierende Öffentlichkeit kam mit der Zeit nicht umhin, ihnen Anerkennung zu zollen. Erklommene Gipfel erhielten einen nichtrepräsentationalen Inhalt, die Autorin sieht darin die Emanzipation der Alpinistinnen.

Touristen müssen nicht hohe Berge hinaufsteigen, um die Faszination der Alpen zu erleben beziehungsweise zu erfahren. Sie können fahren – auf Straßen mit dem Auto, mit Eisenbahnen und Seilbahnen. Auch damit gewinnt man an Höhe und überwindet Berge, vorausgesetzt Straßen und Trassen werden gebaut. Sie wurden gebaut. Sie brachten den Fortschritt in die Bergwelt. Diese Verkehrsinfrastrukturen waren und sind Bedingungen und Treiber sowie zugleich Lebensadern der nicht endenden touristischen Transformation des Alpenraumes. Sechs Beiträge des ersten Kapitels befassen sich mit der Geschichte und Gegenwart dieser Ingenieurisierung und Technisierung und damit Industrialisierung der Alpenwelt. Zusammen mit diesen Verkehrsinfrastrukturen sind Orte für den PKW-Verkehr erschlossen sowie mit Elektrizität, Wasser- und Kanalan schlüssen versorgt worden. Kurzum, die Alpenwelt trat in die Moderne ein. Schritt für Schritt wurde der Alpenraum touristifiziert. Der Alpenraum transformierte sich umfassend in einen Tourismusraum, der nicht zuletzt Einheimische im jeweiligen angestammten Ort hält. Eines belegen diese Beiträge: Ist einmal der Tourismuspfad verkehrsinfrastrukturell eingeschlagen worden, dann wird er ob der folgenden unterschiedlichen Anschlussinves-

tionen nicht mehr verlassen. Er kann sich aber relauchen beziehungsweise – wie es *Martin Knoll* für das Bundesland Salzburg ausmacht – politisch, wirtschaftlich, ökologisch und kulturell neu oder anders konfigurieren. So wird die Großglockner Hochalpenstraße als ein „Gesamtkunstwerk“ konfiguriert. Sie sei es wert – so der Beitrag von *Bernd Paulowitz* und *Johannes Hörl*, der sich auf das Nominierungsdossier bezieht – in die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen zu werden. Ingenieurskunst und somit Technik erschlossen die alpine Natur- beziehungsweise Bergwelt, um den Menschen den Weg zu erleichtern. Solch eine Nobilitierung strebt die Schweiz nicht an. Gleichwohl – siehe *Hanspeter Schneider* – lobt sie 300 regionale Wanderwegen als „Kulturwege Schweiz“ aus. Fahren Touristen mit dem Auto an? Mit dem Fremdenverkehr, so hieß der Tourismus offiziell bis in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, kam der Automobilverkehr, das Verkehrsnetz für PKW. *Bernd Kreuzer* zeichnet diese Entwicklung beispielhaft an Straßen des Salzkammergutes, der Cote d’Azur und der Zentralschweiz nach. *Katharina Scharf* dokumentiert, wie das lokale Eisenbahnnetz im Bundesland Salzburg alpine Peripherien für den Fremdenverkehr erschloss. *Kurt Wieser* zählt auch die Seilbahnen zu den Verkehrsmitteln, ohne die kein Wintersport zu denken sei.

Insgesamt geben diese Beiträge einen kenntnisreichen und durchaus kritischen historischen Überblick über die infrastrukturellen Ermöglichkeiten des Alpentourismus. Sie veranschaulichen die von *Werner Bätzing* konzipierten sechs Entwicklungsphasen des Alpentourismus. Der Titel seines Beitrages im zweiten Kapitel lautet: „Orte guten Lebens. Visionen für einen Alpentourismus zwischen Wildnis und Freizeitpark.“ Gestützt auf beeindruckendes Zahlenwerk macht er den alpinen Freizeitpark in der Konzentration des Skitourismus aus. Diese Konzentration produziere stadähnliche Ghettos, mache ihn von außeralpinen Kapitalgebern abhängig und führe trotz beziehungsweise gerade wegen des Klimawandels zu einer Beschleunigung der räumlichen Konzentration. Dem ist kaum etwas entgegenzuhalten. Für Bätzing sind die großflächigen Skigebiete quasi lost places. Ihnen kann aber mit der Realisierung dieser Visionen geholfen werden: Angebote und Nachfrage müssten tiefgreifend re-regionalisiert und wildwüchsig wachsenden ökologischen footprints Einhalt geboten werden. Demnach müsste ein umwelt-, ökonomie- und sozialverträglicher Tourismus implantiert werden. Bätzing hat auch schon eine Blaupause dafür: die Aufwertung eines nicht technischen Tourismus in vom gängigen Tourismus noch nicht kontaminierten Alpengemeinden. Dort ist die Modernisierung ausgeblieben. Einheimische leben von dem, was althergebrachte Wirtschaftsweisen und Handwerkstechniken hervorbringen. An diesem guten Leben könnten Touristen derart partizipieren, als darauf fußende kulinarische, kulturelle und gesundheitsfördernde Angebote entwickelt werden. Ohne sich mit anderen kohärenten Wirtschaftsaktivitäten anderswo zu vernetzen – so warnt Bätzing – gelinge dies ebenso wenig wie ohne aufgeschlossene einheimische Akteure.

Dass Bätzing seit ehemals unermüdlich empirische Tatsachen über den alpinen Zustand sprechen lässt, ist sein großes Verdienst. Diese alarmierende Faktenanhäufung sollte jedoch durch eine geeignete Theorie gemäßig werden. Unbewusst liefert er mit seinem Entwicklungsphasenmodell des Alpentourismus eine Theorie: die Theorie der Pfadabhängigkeit. Wenn er periphere alpine Orte entlang des piemontesischen Wanderwegs „Grande Traversata delle Alpi/GTA“ mit einem nachhaltigen Tourismus wachschütteln will (und bereits aufgeweckt hat), dann entfacht er selbst die Pionierphase, in der, ihn zitierend, wenige Besucher „erstmalig die Alpen als schöne Landschaft entdecken und beschreiben und so das Image vorbereiten, das anschließend große Besuchermassen in die Alpen zieht.“ Bätzings Ausloben ist ein „critical event“, das einen Entwicklungspfad generiert. Der Beitrag von *Luisa Vogt* im 3. Kapitel zeigt den jetzigen Entwicklungsstand der GTA auf. Sie befindet sich in den Anfängen der zweiten Phase. Schon wird eine Zunahme des (Berg-)Wander- beziehungsweise Trekkingtourismus gemeldet. Wird man später auch an eine Wachstumsgrenze wie in Tirol stoßen? Dort hat es einst auch so begonnen. Mit welchen Angeboten der Tourismus in Tirol wachsen soll, dies muss laut *Arthur Schindelegger* durch eine partizipative Raumplanung entschieden werden. Wie sie organisiert und institutionalisiert werden kann, dies dokumentieren *Geli Salzmann* und *Sibylla Zech* am Beispiel des Alpenrheintals (Land Vorarlberg). Unter dem Leitbild „vis!on rheintal“ haben lokale Politadministrationen, Privatwirtschaft und BürgerInnen wesentliche Leitplanken für die räumliche Entwicklung des Rheintals erstellt. Sie wurden vom Landtag und den 29 Gemeindevertretungen positiv entschieden, woraufhin sie von den jeweiligen Regierungsspitzen als Richtschnur ihres Handelns akzeptiert wurden – bis auf Weiteres, denn jede Festlegung ist Ergebnis eines zeitlich begrenzten Projekts. Die Zeiten ändern bisweilen vieles und daher ist man übereingekommen, später erneut so zu verfahren wie zuvor.

Davon kann die Internationale Alpenschutzkommission (CIPRA) bislang nur träumen. Zwar wurde eine Rahmenkonvention zum Alpenschutz unterzeichnet und es sind Protokolle und Deklarationen verfasst worden, doch *Katharina Conradin* und *Christian Baumgartner* bemängeln die nicht hinreichende Umsetzung von konkreten Projekten. *Astrid Rössler* und *Renate Steinmann* legen dar, dass die Novellierung des Salzburger Raumordnungsgesetzes sehr wohl Zielen der Alpenkonvention entspricht. Vielleicht kann ein professionelles Management, das unter der Ägide einer Private Public Partnership projektbezogen handelt, weiterhelfen? Für die UNESCO-Weltnaturerbe-Region Schweizer Alpen Jungfrau-Aletsch (SAJA) stellt *Beat Ruppen* fest, dass solch ein konfiguriertes Management angemessen und effektiv sei. Allein schon aufgrund der räumlichen Ausdehnung und der daraus resultierenden 23 Gemeinden und 20 Tourismusorganisationen hat das Welterbemanagement eine partizipative Entscheidungsstruktur, in die auch die einheimische Bevölkerung einbezogen wird. Das SAJA-Management verwaltet nicht

nur, sondern es betreibt Hochgebirgs- und angewandte Forschung, unterhält ein Netzwerk mit anderen alpinen Welterbegebieten und Biosphärenreservaten und organisiert mit einem Studien- und Kongresszentrum Veranstaltungen. Insofern ist es für *Engelbert Ruoss* ein Benchmark für Großschutzgebiete. Er stellt einige nicht nur dar, sondern analysiert sie hinsichtlich der Strukturen ihrer Managementstrategien. Auf dieser Grundlage entwirft er ein Modell der Regionalentwicklung, das sowohl top-down als auch bottom-up und outside-in (externes Wissen, Projektfinanzierung, Investitionen) umfasst. Generell geht es dem Management von Großschutzgebieten insbesondere auch um Aufklärung der angereisten Besucher, das heißt der Bildung, dem Wissen und Lernen. Diese Aufgabe schreibt *Bernd Euler-Rolle* auch der Denkmalpflege zu. Sie sei auf historische Kulturlandschaften anzuwenden. Analog zum Naturschutz sind sie auch unter Schutz zu stellen.

Erhalt und Schutz der alpinen Natur- und Kulturwelt einerseits und der Lebenswelt der Einheimischen andererseits ist der rote Faden dieser Beiträge zur räumlichen Entwicklung der Alpen. In welchen Ordnungsrahmen die komplexen und daher kontingenten Sachverhalte und Interessen zur Geltung kommen sollen und/oder können, ist der gemeinsame Fokus, der demokratietheoretische und Governance-Fragen aufwirft. Eines ist überall die Ausgangsprämisse: So wie es ist, kann es nicht bleiben und daher muss eine neue Ordnung (Regeln und Prozeduren) her. Gerne hätte man erfahren, ob und wenn ja, wie sich nun die verschiedenen Akteure gegenüber einem Status quo besserstellen und ihre Interessen gewahrt bleiben. Über ein Innehalten der tourismusräumlichen Entwicklung wird ebenso kein Wort verloren wie über Suffizienz. Es wird vielmehr dem Wachstum das Wort geredet: Der Erhalt und Schutz der alpinen Natur- und Kulturwelt stärkt und vermehrt die touristische Attraktivität des Alpenraumes. Damit schreiben die Autoren dieser Beiträge ungewollt an einem gemeinsamen Skript der fortschreitenden Touristifizierung. Dass nichts bleibt, wie es ist, dies lehrt im dritten Kapitel „Transformationen und Inwertsetzungen“ die Geschichte des eigenen Bauernhofes von *Matthäus* und *Franz Rest* in Dorfgastein. Ihr Beitrag ist eine Erzählung zum Wandel der bäuerlichen Welt. Indem sie das bäuerliche Leben ihrer Familie in einem historischen Meso- und Makrokontext verorten, können sie Bedingungen der Konstitution von vitalen Lebensräumen herausfiltern, in denen Familien wie die ihrige – pathetisch gesprochen – ihr Lebensglück entfaltet haben beziehungsweise zu entfalten versuchten. Hauptsächlich Almbauern und Almbäuerinnen wollten sie bleiben und daher passten sie sich dem jeweiligen Envoque-Fortschritt an. Man begab sich auf einen Fortschrittspfad. Jede Veränderung (moderne Technik und Fremdenzimmervermietung) führte zeitweilig zu einem verbesserten Zustand. Heute befindet sich die Familie wieder am Ausgangspunkt. Gegen die gesellschaftliche, internationale und globale Fortschrittsdynamik könne man sich nicht mehr stemmen. Eine „neue Kleinbäuerlichkeit“, die einerseits das bewahrt, was man lokal besitzt und erzeugt sowie andererseits vorhandene Infra-

strukturen nützt, sollte beziehungsweise könnte einen neuen Fortschrittspfad einschlagen: Eine Ausrichtung auf zahlungsbereite KonsumentInnen und Alpenreisende, die das nachfragen, was „vom Bauernhof“ herührt. Mit solch einem Tourismus erhoffen sich die beiden Autoren Beständigkeit gegenüber den nach wie vor anhaltenden Umbrüchen. Man könnte dies auch als eine Reanimation durch den Tourismus bezeichnen.

Der Beitrag von *Luisa Vogt* lässt sich ebenfalls derart einordnen. Nach einer touristischen Krisenperiode der Grande Traversata delle Alpi sieht sie mit der bewusst ausgesuchten Zielgruppe der Trekkingreisenden die Wiederherstellung des einstigen natur-, sozial- und kulturangepassten Tourismus. So betrachtet, ermöglicht dieser Tourismus Resilienz. Regenerationsfähig sind, mit anderen Worten, die Weiler entlang der Traversata mittels des Tourismus. Und dies heißt nichts anderes, als dass der Erhalt der alpinen Natur und Kultur der Ökonomie unterordnet wird – der Tourismus gehört dem funktional ausdifferenzierten Wirtschaftssystem an. Muss denn erst der Tourismus kommen, um uns die Augen für die Alpen zu öffnen? *Petrarca* ist ohne touristische Anleitung auf den Mont Ventoux gewandert. Sein erfülltes Sehen und Glückseligkeit hing nicht von touristischen Inwertsetzungen von Möglichkeiten ab. Es ist geradezu aristotelisch, wenn nahezu alles möglich Seiende zu wirklich Seiendem, sprich in touristischen Werken beziehungsweise Angeboten wirklich wird. Nicht nur der alpine Tourismus – er aber besonders angesichts der Winterlastigkeit – unterliegt diesem Seinsverständnis. Er übt einen Leistungsdruck aus und fordert zur permanenten Hervorbringung und Verwirklichung von Möglichkeiten. Dem Alpenraum werden viele Potentiale zugeschrieben – Potentiale in der kleinbäuerlichen Kultur, in der Kultur- und Naturlandschaft, in Regionalität, Lokalität, Authentizität und überall in der Nachhaltigkeit. *Christina Pichler* und *Arnulf Hartl* berichten über natürliche Heilressourcen, *Patrick Kupper* über Nationalparks, *Helmut Eymannsberger* und *Klemens Kurtz* über die Salzburger Festspiele und *Thomas Antoniotti* über die Bräuche der Fastnachtsfiguren im Lötschental. In all diesen Dingen sind gewissermaßen verborgene Kräfte, die mit dem heilstiftenden Tourismus aktiviert beziehungsweise in Gang gebracht werden sollten.

Heil stiftet der Tourismus für die Wirtschaft und somit für die Beschäftigung. Dadurch wird die Politik zahlungsfähig für allerlei wohlfahrtsgenerierende Infrastrukturen. *Christian Dirninger* exemplifiziert dies anhand des Salzkammergutes. Zugleich zeigt er auf, mit welchen unterschiedlichen touristischen Inwertsetzungen sich das Salzkammergut ab Mitte des 19. Jahrhunderts attraktivierte und sich somit in eine Pfadabhängigkeit begab. Heute hängt diese Destination am Tropf des Tourismus. Empfanden Einheimische einst den Tourismus als eine feindliche Übernahme oder gar als Besatzungsmacht, so ist diese mentale Abwehrhaltung und Opferrolle seit den 1980er Jahren obsolet. Mit der Zeit werden die Menschen dort ebenso wie wir alle zu Gewohnheitsmenschen. Auch der Generationenwechsel könnte, so der Autor, im Spiel sein. Vor welchen He-

rausforderungen die heutige und allemal die künftige Generation im alpinen Tourismusgeschäft steht, das verdeutlicht *Franz Hartl* anhand einerseits der den Tourismus prägenden kleinen und mittleren Unternehmen (Hotellerie und Gastronomie) und andererseits der Seilbahnwirtschaft und den destinationalen Tourismusorganisationen. Wettbewerbsdruck, Klimawandel, Konzentration und Finanzierungsprobleme läuten eine neue Phase der Transformation ein. Ein Ausstieg aus dem Tourismusgeschäft ist schwerlich möglich – Investitionen verursachen einen Lock-in-Effekt. Ergo: the party must go on.

Eine wertvolle Unterstützung zum Verbleib leistet das touristische Destinationsmarketing. *Leo Bauernberger* und *Gregor Matjan* legen im vierten Kapitel „Emotionale/imaginäre Geographie – Raumwahrnehmungen“ dar, wie mit einem Crossmedia Tourismusmarketing versucht wird, offline und vor allem online potenzielle Gäste in das Salzburger Land und dort speziell zu den Angebotsbündeln beziehungsweise -gruppen „Almsommer“ und „Bauernherbst“ zu bewegen. Das gesamte digitale Arsenal wird zur Aufmerksamkeitslenkung auf diese beiden Gruppen hin eingesetzt. Sie verkörpern für die Autoren noch Natürlichkeit und Unberührtheit und damit einen Konterpart zur Touristifizierung von Räumen. Wie bitte?! Das ist eine pure Touristifizierung, zumal im „Almsommer“ und „Bauernherbst“ die Möglichkeit der Parzellierung in zum Beispiel Almabtrieb, Almenweg, Paragleiten, Küche, Bräuche oder Handwerk ausgemacht wird. Dass das destinationale Tourismusmarketing auf InfluencerInnen, StorytellerInnen, Testimonials und Tracking Tools zum Zweck der Aufklärung angehender BesucherInnen zugreift, wird quasi altruistisch legitimiert: Potenzielle Besucher könnten aufgrund der dermaßen vermittelten Informationen ihren temporären Aufenthalt individuell gestalten und ihre tieferliegenden Bedürfnisse befriedigen. Das unternehmerische Selbst findet demnach seine Fortsetzung im Urlaub! Mittels der digitalen Flut von Texten und vor allem von Bildern kann man sich im wahrsten Sinne des Wortes ein Bild von fernen Räumen und Orten machen und Gewissheit erlangen, dass es dort in der alpinen Ferne wirklich so ist, wie es etwa werblich und sozialmedial ausgelobt wird. Gleichwohl gilt: Im Gegensatz zu einer Hose oder einem PKW kann zum Beispiel ein Salzburgbesuch nicht vorab zu Hause getestet und geprüft werden. Die Reise ist vielmehr ein Erfahrungsgut. Erst im Dortsein ist eine Verifikation möglich. Wenn keine Reise ins Blaue ansteht, dann bleibt nichts anderes übrig als eine mediale Vermittlung des Reiseziels. *Erich Marx* dokumentiert, wie Salzburg in der Romantik durch Reisen von J. M. Sattler zum Reiseziel wurde: Sattler hat ein Salzburg-Panorama angefertigt, mit dem er Europa bereiste. Weil der Maler höchstpersönlich sein Panoramagemälde präsentierte, bekam sein Rundbild eine unmittelbare Verifikation. Heutzutage würden Touristen auf einer Anhöhe stehen und ein Selfie in die Instagram-Welt schicken – das Selfiestöckchen in der Hand und im Rücken das Salzburg-Panorama als Kulisse.

Sattler machte sich, so Marx, als erster Fremdenverkehrsworker für Salzburg verdient. Dieses Verdienst

kommt seit den 1890er Jahren auch den Plakaten zu. Was in Plakaten abgebildet wird, spiegelt nach *Wolfgang Kos* den jeweiligen Zeitgeist beziehungsweise das „zeittypische Feeling“ wider. Das auf Fremdenverkehrsplakaten Abgebildete – etwa sportiv vergnügte Urlauber, Seilbahnen, Hotels mit Außenterrasse, Folklore, genügsame Einheimische, faszinierende Bergpanoramen – wurde zur Vorlage immer weiterer Alpenregionen und -orte. Marx bezeichnet diesen Prozess als eine „nationale Symbolbewirtschaftung“ des alpinen Kleinstaates. Ab 1945 setzte eine „Verkleinerung der Alpen“ insofern ein, als Plakate primär das Skivergnügen repräsentierten und so einen „Stimmungsraum“ als zu vermarktenden Pullfaktor schufen. Die Dolomitenregionen verdanken – dies weist *Martin Kofler* nach – ihre touristische Geburt und damit Attraktivität vornehmlich der Fotografie beziehungsweise den Lichtbildern, die durch Postkarten eine massenhafte Verbreitung fanden. „Ich war hier“ konnte der herbeigereiste Tourist mit und/oder ohne ein Kreuz den zuhause gebliebenen mitteilen. *Michael J. Greger* geht noch einen Schritt weiter, indem er der Versendung einer Ansichtskarte (beispielhaft aus dem Salzkammergut) die Funktionen des Grußes, der temporären Visitenkarte und der Wertschätzung der Adressaten zuschreibt. Greger sieht in den vielseitigen digitalen Möglichkeiten der Vermittlung von Ansichten eines Raumes eine scharfe Konkurrenz zur klassischen Ansichtskarte. Der Rezensent konnte beobachten, wie Touristen mit ihren Smartphones Ansichtskarten fotografierten und diese postwendend posteten. Welche Umbrüche und Veränderungen alpine Räume bis dato durchmachten, vermitteln in Museen präsentierte künstlerische Fotografien von Bergen. Insbesondere ihre chronologische Abfolge eröffnet – so *Martin Hochleitner* – neue Blicke auf Natur und Landschaft und zugleich sensibilisieren sie für ökologische, historische, politische, soziale und kulturelle Fragen; zu ergänzen ist: auch für ökonomische und Wahrnehmungsfragen. *Kurt Luger* und *Manfred Schweigkofler* richten diese Fragen an alpine Berge. Antworten darauf finden sich in der Konzeptionalisierung eines Museums für Bergfotografie auf dem Kronplatz im Südtiroler Pustertal wieder – einem Standort mit dem Welterbe Dolomiten vor der Tür. Mit der medial präsentierten und didaktisch aufbereiteten Bergwelt sollen Besucher indoor für die nicht erreichbare Outdoor-Welt der Dolomiten nicht nur entschädigt werden, sondern „vielleicht ein klareres Bild von der Größe einer Landschaft [bekommen], die zu Recht als Welterbe ausgezeichnet wurde“ (635). Rechnen sich die Investitionen in solch ein Museum? Ja, sagen die beiden Autoren. Das Pustertal würde ohnehin von Touristen stark nachgefragt, die ihre „Vorstellungen von der Sehnsuchtsdestination Dolomiten“ mitbrächten. Zudem könne das Museum vom Klimawandel profitieren: statt Skitourismus nun saisonunabhängig Welterbevermittlung. Österreich ist eben mehr als nur Wiener Schnitzel und Skipisten.

Wie uns die TV-Medien lehren, ist Österreich überdies ein in lokale Traditionen eingebettetes Land der volkstümlichen Musik. *Thomas Nußbaumer* kommt nicht umhin, ihr eine touristische und damit ökonomische

Relevanz zu bescheinigen und begrüßt, dass ein Tourismusverband mit „alten“ und „neuen“ volkstümlichen Musikbündeln aufwartet. Dadurch entstehe ein mehrschichtiges Bild der „musikalischen Identität“ des Gastlandes. Die „neue“ Volksmusik (vgl. etwa Hubert von Goisern) verwünsche die „alte“ gar nicht, sie integriere sie und erhalte sie auf eine andere Weise.

Kann ein ökologischer Umbau traditionelle alpine Kulturlandschaften, also Althergebrachtes wie insbesondere die sie hervorbringende und erhaltende Land- und Waldwirtschaft, bewahren, fragen sich *Dominik Siegrist*, *Christian Baumgartner* und *Harry Spiess* unter Einbeziehung der Wirksamkeit des Tourismus. Um Antworten zu finden machten sich 1992 (TransALPedes-Projekt) und 2017 (whatsalp) jeweils Gruppen, zu denen auch zwei Autoren dieses Beitrages zählten, auf den alpinen themenorientierten Wanderweg von Wien nach Nizza. „Whatsalp“ wohl deshalb, weil eruiert werden sollte, was sich nach 25 Jahren um den Weg herum ökologisch und ökonomisch verändert hat. Bei den Themen Verkehr, Energie, Land- und Forstwirtschaft sowie Tourismus stellten sie Licht und Schatten fest: Eine auf Nachhaltigkeit angelegte Entwicklung ist ebenso unübersehbar wie negative Landschaftsveränderungen, die unter anderem durch touristische Großprojekte und neue Alpensportarten verursacht worden sind. Sie entdeckten eine Reihe alternativer Tourismusprojekte. Orten und Gasthäusern schreiben sie eine Klientel zu, die den Massentourismus meidet und aufgrund von Bedürfnissen nach Entspannung in einer und dem Erleben von einer attraktiven, vielfältigen Natur- und Kulturlandschaft dort gelandet sei. Sie wird nicht exklusiv bleiben. Denn gelobt werden eine „qualitativ hochwertige Wander- und Reiseliteratur“ (654) und Destinationen mit ausgebauten Langsamverkehrsangeboten, von Wanderwegen über Winterwanderwege bis hin zu Routen für das Velofahren und Mountainbiken. Neues, auch technisch Neues soll also Altes zu bewahren helfen und nicht verdrängen. Zur Erinnerung: In den vorherigen Kapiteln ist allesamt von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der touristischen Entwicklung der Alpen die Rede; einer Entwicklung, die auf technologisch basierten Infrastrukturen sowie Planungs- und Managementtechniken beruhte und beruht. Zu Beginn wollte niemand Altes verdrängen. Doch, entsprechend der Bätzingischen Pionierphase des Alpentourismus, relativ wenige Besucher verbreiteten ein Image, das große Besuchergruppen in die Alpen zog und diese nach und nach verwandelte, wenn nicht gar zerstörte. Diesen negativen externen Effekt hat bekanntermaßen Hans Magnus Enzensberger bereits vor sechzig Jahren prognostiziert. Die neuen beziehungsweise sich von gemeinen TouristInnen abgrenzenden alpinen WeitwanderInnen werden – dies bezeugen die Autoren aufgrund ihrer eigenen Selbsterfahrung – dann reflexiv, wenn sie im mentalen Gepäck als Thema die Geschichte und die erlebte Aktualität der Alpenlandschaften mittragen, um daraus „wichtige Schlussfolgerungen“ für die Zukunft abzuleiten (657). Wie sie sich offenbart, haben die Autoren qua eigenem Erleben und Wahrnehmen schon einmal vorab ingeniert: Über eine geistige und körperlich langsame

Wanderbewegung wird der alpine Natur- und Kulturraum erschlossen und zu einem „prägenden Erlebnis“. *Bernhard Tschofen* konstatiert zu Recht, dass all dies ohnehin geschieht, dass also beim Bewegen nicht nur der Körper erfahren wird, sondern auch etwas (die alpine Landschaft) als etwas erlebt wird: atemberaubend, faszinierend, wunderschön, einmalig et cetera. Ohne pädagogisch-paternalistisch angeleitet zu werden, werden Tschofen zufolge jedwede alpinen TouristInnen von der je gegebenen Alpenrealität, in die eine unhintergehbare mediale, technologische, ökonomische und soziokulturelle Geschichte eingeschrieben ist, affiziert. Ob und wenn ja inwieweit diese Geschichte im gesellschaftlichen Wissens- und damit Vorstellungsvorrat persistiert, ist für ihn eine noch nicht genügend erforschte kulturwissenschaftliche Frage. Empirisch kann man dem zum Beispiel in den sozialen Medien auf die Spur kommen, in denen Tschofen einen Fundus für eine entsprechende Analyse sieht, die nicht zuletzt auch eine „sentiment analysis“ ist. Das Gestimmtsein dermaßen zu erfassen, läuft – dies ist anzumerken – zu guter Letzt auf eine nicht-repräsentationale Alpenwirklichkeit hinaus.

Tschofen trifft einen Punkt, der in diesem Kapitel zu kurz kommt: Was und wer bewegt Menschen heutzutage zeitweilig die Alpen aufzusuchen und von was werden sie dort wie bewegt. Diese Fragen bleiben bis auf den geschilderten touristischen Selbstversuch von Siegrist/Baumgartner/Spiess unbeantwortet. Es fehlen empirische Daten zu Erfahrungen beziehungsweise Erlebnissen, die Touristen in/mit der alpinen Natur- und Kulturlandschaft, den Wirten und Gasthäusern gemacht haben. Sicherlich, die anderen Autoren könnten allesamt über ihre eigenen Erlebnisse berichten und unterschwellig geschieht dies auch. Sie schreiben den unterschiedlichen Alpenlandschaften die Eigenschaft der unablässigen Hervorbringung höchster Emotionen zu. Infolgedessen gehen sie davon aus, dass Alpentouristen von einem überzeitlichen und selbstverständlichen „Alpen-Sein“ angezogen werden und huldigen damit einem Seinsglauben, den sie auch bei TouristInnen vermuten. Die Funktion der Alpen als Tourismusraum wird daher von keinem Beitrag infrage gestellt.

Es ist der unschätzbare Wert dieses Sammelbandes, dass man auf eine Zeitreise mitgenommen wird. Sie dokumentiert zum einen die ungebrochene Attraktivität der Alpenbergwelt; zum anderen erfährt man, wie die Transformation des Alpenraumes verlaufen ist und sich dabei immer wieder andersartige Möglichkeitsräume für den Tourismus eröffneten und weiterhin eröffnen. Das medial vermittelte Image der Alpen musste sich dementsprechend anpassen. Der alpine touristische Möglichkeitsraum kennt heutzutage kaum Grenzen. In die Behälter Winter- und Sommertourismus, ganzjähriger beziehungsweise saisonunabhängiger Tourismus und nachhaltiger Tourismus wird zum Bestehenden all dasjenige gefüllt, was außerhalb der Alpen auch „geht“ beziehungsweise marktgängig ist und im Trend liegt. Ein augenfälliges Museum oben auf dem Berg? Wird gemacht! Vielleicht noch eine Wellnessoase? Kein Problem! Events allerorten und zu jeder Zeit? Ist schon da, alle möglichen Eventthemen sind noch nicht ausge-

schöpft; da müssen wir kreativer und innovativer werden! Abgelegene Orte umweltverträglich („langsam“) zugänglich machen? Selbstverständlich! Solche und viele andere Möglichkeiten strukturieren Praktiken, die in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft – von Letzterer ist im Sammelband außer bei Rest/Rest expressiv verbis nichts zu hören beziehungsweise zu lesen – vollzogen werden. Diese Praktiken befinden sich – und dies verdeutlicht der Sammelband ausgezeichnet – in Wechselbeziehungen zu vorgängigen Strukturen, Infrastrukturen und Imaginationen. Transformieren sich Alpenräume unter dieser Erblast in Richtung Nachhaltigkeit? Schon, so ist die Quintessenz meiner Lektüre: Über das ökonomische Wachstum und damit verbunden über eine fortschreitenden Touristifizierung lässt sich Nachhaltigkeit realisieren. Bätzing sieht dies genau umgekehrt: Ökonomisches Wachstum ist schlechthin das Hindernis für Nachhaltigkeit. Insofern regt dieser Sammelband einen Diskurs an.

Karlheinz Wöhler, Lüneburg

Martina Röthl: Tiroler Privat(zimmer)vermietung. Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. Aneignungsweisen. Münster/New York: Waxmann, 2018. 597 S. m. 80 Abb., z.T. farbig. (Internationale Hochschulschriften, Bd. 654).

Halten wir fest: Die multidisziplinäre Tourismusforschung findet nach wie vor allzu oft als Tourist/inn/enforschung statt. Dass muss keineswegs so bleiben, denn zu den milieuspezifischen Akteur/inn/en gehören nicht minder die jeweiligen Einheimischen, die wir uns, in Anlehnung an Jost Krippendorf, mittlerweile „die Bereisten“¹ zu nennen angewöhnt haben, etwa Taxi- und Busfahrer, Stewardessen, Reisebüro-Mitarbeiter, Zugbegleiterinnen, Reiseleiterinnen, Fremdenführerinnen, Photographen, Eintrittskartenverkäufer, Polizisten, Hoteliers und Wirte, gleich ob abhängig beschäftigt oder selbstständig tätig, die in tourismustypischen Arbeitsbereichen im engeren wie auch im weiteren Sinne arbeiten; sie alle sind tagtäglich Zeugen des touristischen Geschehens; sie sammeln Eindrücke, verarbeiten diese Eindrücke, kommunizieren sie im Kollegenkreis, speichern sie; und sie stellen damit in ihrer Gesamtheit eine erstklassige Quelle für alltagsbezogene Kulturforschung dar, was sicherlich noch nicht zur Genüge erkannt worden ist. Ausnahmen bestätigen glücklicherweise die Regel; zu nennen sind etwa die Untersuchungen von Nikola Langreiter² und Evelyn Reso³ sowie nunmehr die Studie von *Martina Röthl*, die ebenfalls aus einer europäisch-ethnologischen Dissertation hervorgegangen ist.

Die Autorin, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Kiel tätig ist, zählt sich selbst zu der von ihr erforschten Gruppe; und sie verfolgt mit ihrer Arbeit ein ganzes Bündel von Zielen. Auf der Ebene des Gegenstandsbereichs geht es darum, das Handlungsfeld Tiroler Bereister zu erkunden, dies unter besonderer Be-

zugnahme auf deren Umgang mit physisch anwesenden Gästen und zur Wirkung gelangenden Aneignungs- und Subjektivierungsweisen; auf der method(ologisch)-theoretischen Ebene wird der Versuch unternommen, Michel Foucaults Dispositiv-Konzept in Kombination mit Verfahren europäisch-ethnologischer Kulturanalyse anzuwenden. Den ihre Forschung leitenden Ausgangspunkt stellt die Hypothese dar, „dass die im Dispositiv bereitgestellten Wissensbestände auf die Lebenswirklichkeiten Bereister wirken und sich in ihm Wissensordnungen und Referenzsysteme konstituiert haben, die – teilweise sehr direkt, teilweise über Umwege – mit den Alltags bereister Menschen, mit ihren Lebensentwürfen, Handlungsmodellen und Selbstdeutungen und mit ihrer Subjektivität korrespondieren“ (30). Die Arbeit fühlt sich somit der Kulturforschung, der Tourismusforschung und der Wissensforschung verpflichtet; und die empirische Grundlage bilden die Aufzeichnungen von 69 Interviews sowie 39 ausführlichen informellen Gesprächen, darüber hinaus Gesprächsnotizen, 30 Beobachtungsprotokolle sowie Betrachtungen des zusammengetragenen Bildmaterials.

Die nach dem Montageprinzip strukturierte Studie ist so aufgebaut, dass einer knappen Einleitung sieben zum Teil reich untergliederte Kapitel unterschiedlichen Umfangs folgen. Zunächst bringen zwei dieser Kapitel Orientierendes zum untersuchten Feld der Tiroler Privat(zimmer)vermietung, zum Dispositiv-Konzept, zum Verhältnis von Empirie und Theorie, zur Konstruktion eines Analyseraums als Betrachtungsmodell und zur Erarbeitung der einschlägigen Materialbasis. Es folgen 21 von der Autorin so benannte „Skizzen“, knappe Auseinandersetzungen mit einzelnen Themen, die als Vorarbeiten für die eigentliche Analyse dienen. Diese wiederum, „Verhältnisbestimmungen“ betitelt und rund 320 Seiten umfassend, liefert insgesamt, einschließlich eingeschobener sogenannter Settings, 22 Kontextualisierungen vollkommen unterschiedlicher Themen, etwa zum Tourismus generell, zu touristischen Institutionen, zum Verhältnis von Tourismus und Politik, zur touristischen Werbung, zur Zusammensetzung der Bereisten, zu Ordnungsvorstellungen derselben, zu Fragen der Inklusion und Exklusion, zu Praktiken der Selbstreflexion, um nur einige wenige der behandelten Themen zu benennen. Auf der Basis dieser Verhältnisbestimmungen wiederum wird in konzentrierter Form Fragen der tourismusinduzierten Subjektivierung nachgegangen (auf dem Weg zur Ausbildung von Tirolität; die Bereisten als begehrte, mobil werdende, besitzende, reflektierte und sich wahrnehmende Subjekte); es kommt zur Auseinandersetzung mit verschiedenen Feldbefunden und es werden, als abrundendes Zusammenfassungs- und Ausblicks-Kapitel, die Kompatibilitätsbeziehungen von Kulturanalyse und Dispositiv-Konzept diskutiert und resümiert.

Martina Röthls Studie sorgt dafür, dass wir nun mehr darüber wissen, in welcher Weise und mit welchen Veränderungen, wann, aus welchen Beweggründen, mit welchen Begleiterscheinungen und mit welchen Auswirkungen, mit welchen Bewertungen und welchen Bedeutungen sich der Umgang mit Privat(zimmer)vermie-

tung im familiengeführten Tiroler tourismusbezogenen Betrieb gestaltet und wer die jeweiligen Subjekte sind. Wir erfahren Näheres über die Charakteristika, die Chancen, Probleme und auch Grenzen der zur Debatte stehenden Subjektivierungs- beziehungsweise Transformationsprozesse. Die von der Autorin erstellte Analyse sorgt dafür, dass Klarheit darüber herrscht, mit welchen theoretischen und method(olog)ischen Ansätzen sich arbeiten lässt, wenn man im Bereich der Erforschung des Umgangs mit dem alltäglichen Handeln von Menschen im genannten sozio-kulturellen Milieu zu Erkenntnisfortschritt gelangen will.

Es gelingt der Autorin, einen anschaulichen und vor allem problemorientierten, kritischen und selbstkritischen Einblick in das diesbezügliche Handlungsfeld zu vermitteln und für dessen Erkundung ein an einem ausgewählten zentralen Gegenstandsbereich orientiertes Instrumentarium zu erproben, indem sie das Handeln ihrer Gesprächspartner/innen in einem plausibel untergliederten breiten Spektrum von Einzelphänomenen sowie die dazugehörigen Wahrnehmungs-, Sprech- und Einschätzungsweisen unterschiedlicher Akteure erkundet. Nicht zuletzt verfügen wir mit der spezifischen Schwerpunktsetzung, aber das weist weit über den Rahmen der Arbeit hinaus, über die Chance, das bisher bevorzugte Spektrum an einschlägigen Forschungsperspektiven einer konstruktiven Kritik zu unterziehen. Dies alles herausgearbeitet zu haben, macht die Leistung der Autorin aus, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, liefert sie doch ein durchgängig vorbildhaftes, vielseitiges und vielfältiges, materialgesättigtes wie auch method(olog)isch und theoretisch hieb- und stichfestes, strukturell sowie sprachlich und stilistisch einwandfreies, ja geradezu fulminant und virtuos gelungenes Werk, welches man, in zwangsläufig verkürzter Form, als Modell für den konstruktiven und kreativen Umgang mit Michel Foucaults Dispositiv-Konzept im Bereich der empirischen Kulturwissenschaften betrachten und auf jeden Fall weiterempfehlen kann.

Anmerkungen

- ¹ *Jost Krippendorf*: Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen. München 1986, S. 105.
- ² *Nikola Langreiter*: Einstellungssache. Alltagsstrategien und -praktiken von Tiroler Gastwirtinnen. Wien 2004.
- ³ *Evelyn Reso*: Das große Ganze. Intergenerationalität in familiengeführten Tourismusbetrieben in Südtirol (Tourism & Museum 6). Münster/New York 2016.

Burkhard Lauterbach, München

Ute Holfelder u. Klaus Schönberger (Hgg.): *Bewegtbilder und Alltagskultur(en)*. Von Super 8 über Video zum Handyfilm. Praktiken von Amateuren im Prozess der gesellschaftlichen Ästhetisierung. Köln: Halem, 2017. 318 S. m. Abb. (Klagenfurter Beiträge zur Visuellen Kultur, Bd. 6).

Nach dem Sammelband „Handyfilme“ (2014), der Monographie „Handyfilme als Jugendkultur“ (2015), der Ausstellung und dem sie begleitenden Reader „Mit Kopfhörern unterwegs“ (2017) sowie diversen Aufsätzen aus unterschiedlichen Erscheinungsjahren ist mit dem hier besprochenen Buch eine weitere Veröffentlichung aus dem Klagenfurter respektive Züricher Umfeld um Klaus Schönberger, Thomas Hengartner, Ute Holfelder und Christian Ritter vorgelegt worden, die um die Themen Medialität, Technik und Alltag kreist und sie einer kulturalanalytischen Betrachtung unterzieht. Der Band dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung, die im Jahr 2015 unter gleichlautendem Titel am Institut für Kulturalanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt veranstaltet wurde und sich in ihrer interdisziplinären Ausrichtung neben Kulturanthropolog_innen unter anderem an Erziehungswissenschaftler_innen sowie Sammlungsexpert_innen richtete. Im Mittelpunkt der Publikation stehen filmische Alltagspraxen in einem bewusst weit gefassten Sinn: Sie gibt erstellenden, bearbeitenden, distribuierenden, rezipierenden sowie archivierenden Dimensionen gleichermaßen Raum. Indem sie sie hinsichtlich ihrer Bedeutungen und sozialen Funktionen und diese sowohl in historischer als auch gegenwärtiger Perspektive befragt, spannt sie in gekonnter Weise jenes Netz über den Gegenstand, das medienanthropologische Zugänge in ihrer Spezifik auszeichnet. In einer, wie die Herausgeber_innen es treffend nennen, „Tour d’Horizon“ vermessen sechsundzwanzig Autor_innen in zwanzig Beiträgen das Feld. Während die ersten vier Aufsätze das Phänomen auf einer zum Teil stark theoriebasierten Metaebene fassen, eint die folgenden vier Beiträge ihre Sammlungsperspektive. Die restlichen Artikel widmen sich diversen konkreten aktuellen wie historischen Formen bewegter Alltagsbilder, deren Spektrum von Hunde-Handyfilmen bis zu Familienfilmen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts reicht. Ausgewählte Beiträge werden in dieser Rezension genauer vorgestellt.

In einer konzise verfassten Einleitung stecken die Herausgeber_innen *Ute Holfelder* und *Klaus Schönberger* zunächst den Rahmen des Bandes ab, indem sie vor dem Hintergrund einer Demokratisierung filmischer Praxen von einer durch selbige bedingten Ästhetisierung des Alltags sprechen, von einem Kreativitätsdispositiv in vielfältigen sozialen Feldern.

In seinem Beitrag „Die Ich-Konsole: Wie aus dem ‚Yuppie-Lutscher‘ ein Selbstausrucks- und -speicherungsmedium wurde“ widmet sich *Thomas Hengartner* jenem technischen Artefakt, was wohl wie kein zweites für die gegenwärtige Produktion und Verbreitung von Audiovisionen des Alltags steht: dem Handy. In seiner leicht zu lesenden, aber nie trivialen kurzen Geschichte des Mobiltelefons, das, so Hengartner, seine Karriere als Notfallmedium begann und sich heute in Form des

Smartphones als mobile Familienchronik geriert, arbeitet der Autor eine ganze Reihe an Selbsttechniken heraus, zu denen das Smartphone seine Nutzer_innen – im Sinne von Affordanzen – regelrecht auffordert. Hengartners Überlegungen lesen sich dabei vor allem als fein zusammengestellte Sammlung unterschiedlicher Gedanken: kurz formuliert, aber immer mit dem hohen Potenzial starker wissenschaftlicher Anschlussfähigkeit. *Johanna Rolshoven* gründet ihren Beitrag auf einem bewusst weiten Verständnis des Tagungstitels, indem sie unter Bewegtbildern nicht nur filmisches Material, sondern auch Fotografien, die eingefrorene Bewegung zeigen, fasst. Zwar seien, so Rolshoven, Fotografien eigentlich dadurch gekennzeichnet, dass sie als „statisches Moment“ Bewegung ausschließen, doch werde sie ihnen in der Wahrnehmung des Sehens durch die Betrachter_innen wieder hinzugefügt, weshalb sie ebenfalls als Bewegtbilder anzusehen seien. An diese theoretischen Annahmen anknüpfend, konturiert die Autorin gekonnt verschiedene Schnittstellen von Bildern und Bewegungen in filmischen wie fotografischen Settings. Auf diese Weise gelingt es Rolshoven, den Gegenstand des Bandes theoretisch zu grundieren und damit auch einen wichtigen Bezugspunkt für die vielen anwendungsorientierten und projektgebundenen Beiträge zu markieren.

Zwei der Aufsätze, die sich unter dem Sammlungsaspekt an der Schnittstelle von Bewegtbildern und Alltagskultur subsumieren lassen und hier genauer vorgestellt werden sollen, stammen von *Paolo Caneppele* und *Raoul Schmidt* sowie von Stephan Grundei. In ihrem Beitrag „Der Amateurfilm als Ego-Dokument“ unterziehen Caneppele und Schmidt den Gegenstand dessen, was leichthin als Amateurfilm bezeichnet wird, einer genaueren Betrachtung. Dabei gelingt es den Autoren, erkenntnisreiche Schneisen in das definitorische Dickicht, das um Begriffe wie diary film, Familienfilm, ego productions oder eben Ego-Dokument gewachsen ist, zu schlagen. Ein abschließendes Kapitel, das den Quellenwert audio-visueller Ego-Dokumente zu bestimmen versucht und davon abgeleitet auch Aufgaben und Herausforderungen für Sammlungsleiter_innen und Archivar_innen benennt, rundet den knappen, dabei aber durchaus begriffserhellenden Aufsatz ab. Dass die Sammlung und wissenschaftliche Aufarbeitung von Amateurfilmaufnahmen gerade in einer Zeit, in der Online-Videoplattformen wie YouTube oder Vimeo permanent suggerieren, als globaler audio-visueller Universalspeicher zu fungieren, ein wichtiges wie gleichermaßen schwieriges Unterfangen darstellt, verdeutlicht *Stephan Grundei* in seinem Aufsatz „Der Wiener Videorekorder. Die Genese einer Sammlung“. Dabei überzeugt der Beitrag vor allem mit vielen praxisrelevanten Hinweisen zu einer – im Gegensatz zu unzähligen YouTube-Videos – rechtlich gesicherten und fundierten Amateuraufnahmen-Sammlung sowie zu deren Potential einer (wissenschaftlichen) Nutzung. Gegenstand ist der sogenannte Wiener Videorekorder, ein Digitalisierungs- und Sammlungsprojekt der Österreichischen Mediathek, die am Technischen Museum Wien angesiedelt ist. Mit seinen Reflexionen, die von der Ka-

pazitätsberechnung bis zur Erstellung einer inhaltlichen Sammlungsmatrix reichen, kann der Beitrag für den Aufbau weiterer Sammlungen hilfreich sein. Auch für Grundei letztlich nicht zu beantworten bleibt lediglich die Frage, wie ein solcher, urheberrechtlich zwar geklärt, aber in Hinblick auf die in dem Material abgebildeten Personen immer noch sensibler Bestand wissenschaftlich ausgewertet und vor allem in Forschungsrepräsentationen überführt werden kann.

In die dritte Kategorie des Bandes – nämlich die kulturalistische Auseinandersetzung mit Alltagsbewegtbildproduktionen unterschiedlicher Ausprägungen – einzuordnen sind unter anderem die Beiträge von Maximilian Jablonowski und Florian Krautkrämer. Beide Zugänge eint, dass sie sich mit zwei der sicherlich am explizitesten technikinduzierten Bewegtbildgenres auseinandersetzen, die unsere gegenwärtige Bilderwelt regelrecht geflutet haben: mit Drohnen- und Actionkameraaufnahmen. *Maximilian Jablonowski* fokussiert dabei die mit Drohnen hergestellten Selfies, sogenannte Dronies. Diese visuellen Selbstzeugnisse sind meist kurz und zeigen den Bildautor beziehungsweise die -autorin oft nur wenige Sekunden. In ihrer Ästhetik der Vertikalität können sie in den breiten Kontext eines epistemisch und politischen Blickkonzepts, das im Spannungsfeld von Übersicht und Überwachung angesiedelt ist und dessen sich Politik, Militär und Kunst gleichermaßen bedienen, eingeordnet werden. Am Ende seines medientheoretisch aufschlussreichen Beitrags wirft der Autor die Frage auf, inwiefern sich die Bilder vom Selbst dadurch verändern, dass sie technisch immer autonomer entstehen. Jablonowski beantwortet die Frage, indem er in der kulturanthropologisch geläufigen Ausgewogenheit in Dronies das Zusammenspiel aus „Algorithmen, kreativen Praktiken und kulturellem und ästhetischem Wissen“ sieht, das gleichermaßen „alte Bedeutungen kombiniert und neue generiert“ (230). Inwiefern der Familienfilm durch die Nutzung von Action-Kameras wie der des Markenprimus GoPro beeinflusst wird, untersucht hingegen *Florian Krautkrämer*. Als ein besonderes Merkmal stellt der Autor dabei die von der technischen Spezifik der Kamera ausgesendete Aufforderung an ihre Nutzer_innen heraus, eine besondere Aufnahmeperspektive einzunehmen. In diesem Kontext konzentriert sich Krautkrämer auf die involvierte, von Hand oder anderen Körperteilen geführte beziehungsweise an ihnen befestigte Kamera als *das* Merkmal mit Actionkameras gedrehter Aufnahmen, denen er eine doppelte Körperlichkeit attestiert, nämlich eine durch die Kamera sowie durch die kameraführende Person bewirkte.

Wie Audiovisionen des Alltags entstehen und wie sie in andere filmische Arbeiten überführt werden können, dieser Frage widmet sich der Beitrag von *Andrea Graf*, der neben dem Aufsatz von Ulrich Hägele eine explizit historische Medienpraxis in den Mittelpunkt rückt. Ausgangspunkt für Grafts Überlegungen bildet 8-mm-Filmmaterial, das den Ort Lechenich in der Nähe von Köln zeigt und in den 1960er Jahren von zwei ortsansässigen Filmemachern erstellt wurde. Dieses Material wurde durch den Landschaftsverband Rheinland (LVR) digita-

liert und darüber hinaus in einen neuen Film (für den ebenfalls die Autorin des Beitrags verantwortlich zeichnet) überführt. In ihrem Aufsatz geht es um die Genese eben dieses neuen Films, aber auch um die Rekonstruktion der Ereignisse, die damals zum Entstehen des Filmmaterials, das für einen Kulturfilm produziert wurde, führten. Beide Stränge verdichtet Graf gekonnt in der Frage, wie historisches Filmmaterial als footage gleichermaßen quellensensibel wie -kritisch in einem neuen Film repräsentiert werden kann. Mit der Idee, möglichst viele filmische Parameter des historischen Materials zu erhalten, es mithilfe filmelicitativer Verfahren zu kontextualisieren sowie es durch die Verwendung des split-screens in direkte, aber gleichzeitig kritische Relation zu den neu gedrehten Aufnahmen zu setzen, nennt Graf eine ganze Reihe überzeugender Strategien. Auf diese Weise gelingt ihr ein methodologisch wie medienanthropologisch reflektierter Beitrag zu einer zentralen Frage filmischen Arbeitens, nämlich wie sich Filmprojekte an der Schnittstelle historischer und neu produzierter Audiovisionen positionieren können.

Auch wenn hier nur anhand ausgewählter Beiträge skizziert, überzeugt der Band in seiner Gesamtheit. Durch die gute Gliederung umkreist die Publikation wesentliche Aspekte ihres Gegenstandsfeldes in strukturierter Weise. Auch der alle Beiträge durchziehende Fokus auf den Einfluss von Technik auf ästhetische Praxen überzeugt, vor allem weil dabei nie einer deterministischen Lesart Vorschub geleistet wird. Erfreulich ist auch, dass der Band die Euphorie des vermeintlich Neuen immer wieder behutsam, aber deutlich durch eine konzis argumentierende Medien- und Technikgeschichte bremst: Die für visuelle Alltagspraxen heute zu verzeichnenden Formen, Funktionen und Bedeutungen haben, das machen viele der Autor_innen unmissverständlich deutlich, historische Vorläufer. Auch wenn sich die Kontexte verändert haben, viele der Prinzipien sind geblieben. Einziger Wermutstropfen: Die in vielen der Beiträge erwähnten alltagskulturellen Bewegtbilder sind durch die im Buch verwendeten Abbildungen (und die in den Fußnoten platzierten URL) nur unzureichend vermittelbar, was vor allem angesichts der vielfach im Band thematisierten und öffentlich zugänglichen Medien (hier sind vor allem die YouTube-Clips gemeint) bedauerlich ist. Dass die E-Book-Ausgabe dieses dem gedruckten Buchformat geschuldete Manko zu beheben vermag, ist zu wünschen, konnte aber vom Rezensenten nicht abschließend ermittelt werden.

Torsten Näser, Göttingen

Kurt Luger: MedienKulturTourismus. Transkulturelle Befunde über Weltbild und Lebenswelt. Hg. v. Thomas Herdin u. Franz Rest. Baden-Baden: Nomos, 2018. 494 S. m. Abb., Tab. (Interkulturelle und transkulturelle Kommunikation, Bd. 2).

Kurt Luger, Professor für Transkulturelle Kommunikation am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg sowie Inhaber des

UNESCO-Lehrstuhls für Kulturelles Erbe und Tourismus, hat zu seinem 66. Geburtstag ein Geschenk erhalten, nämlich die anzuzeigende Festschrift, die, eingerahmt von einem Vorwort der beiden Herausgeber und einer Anzahl von eher persönlich gehaltenen Würdigungen nebst einer Auswahlbibliographie, 19 eigene, in fünf Fällen im Duo verfasste, Aufsätze aus der Zeit zwischen den Jahren 1992 und 2016 enthält, dies zu drei thematischen Schwerpunkten des solchermaßen Geehrten, nämlich Medien, Kultur und Tourismus.

Medien – Vergnügen, Zeitgeist, Kritik: Im ersten, gewissermaßen in den gesamten Band einführenden Beitrag geht es, ausgehend von Max Webers Gedanken zur Lebensführung und statistisch unterfüttert, um das Verhältnis von Mustern der Freizeitverbringung und den verschiedenen Ausprägungen dessen, was wir uns Lebensstil zu nennen angewöhnt haben: „Lebensstile sind Ausdruck einer persönlichen Selbstdarstellung auf der Grundlage der materiellen Lebensbedingungen und ein Vehikel zur Sicherung von Identität“ (23), wobei der Begriff des Stils keineswegs darauf verweist, dass darunter eine Summe einzelner Elemente zu verstehen sei, sondern eine Art von umfassendem System miteinander verschlungener Signale, also Zeichen, was am Beispiel des Bodybuilding zur Erläuterung kommt. Nicht ganz klar wird, ob diese Bestimmung tatsächlich der angelsächsischen Bezeichnung „Lifestyle“ entspricht. Auf jeden Fall spielen mediale Vermittlungen (mit den ihnen eigenen Identifikations-, Diversifikations- und Verbreitungsfunktionen) eine zentrale Rolle, dies insbesondere unter dem Aspekt des Konsums, was im zweiten Beitrag über Unterhaltungspraktiken jugendlicher Salzburger im Generationenvergleich für die Zeit seit den 1950er Jahren anschaulich vertieft wird. Weitere Beiträge setzen sich mit kultureller Modernisierung in peripheren Bergregionen der Alpen und des Himalaya, dem Einsatz neuerer Informations- und Kommunikationstechnologien im Rahmen von Entwicklungsprojekten, unter besonderem Bezug auf die Hindukusch-Himalaya-Region, sowie mit dem interessengeleiteten, konstruierten Bild der sogenannten Dritten Welt in Österreichs Öffentlichkeit auseinander.

Kultur - Transkulturalität, Wahrnehmung, Identität: Da Luger seine drei wissenschaftlichen Forschungsfelder in dialektischer Weise aufeinander bezieht, widmet sich der erste Beitrag so benannten symbolischen Ordnungskämpfen, konkret dem Verhältnis von Populärkultur und (nationaler, regionaler, sozialer, kultureller) Identität, was auch eine Analyse von Medien als Bestandteil jener „Kulturindustrie“ einschließt, welche sowohl Werke der „Hochkultur“ als auch solche der „Trivialekultur“ unter die Menschen bringt und welche, da durchgängig ins Marktgeschehen eingebunden, möglicherweise adäquater als mit dem Begriff von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno aus dem Jahr 1944 erfasst werden kann, wenn man etwa, Hans Magnus Enzensbergers Ersatzterminus der „Bewusstseinsindustrie“ (1962) weiterdenkend, Wolfgang Fritz Haugs Funktionsbegriffe „Illusionsindustrie“ oder „Zerstreuungsindustrie“ aus dem Jahr 1971 verwendet - oder gar den der „Unterhaltungsindustrie“ von Jür-

gen Alberts und Kollegen aus dem Jahr 1974. Abgesehen davon ist es nicht klar, was den Autor dazu bewegt, von der „akademische[n] Ignoranz gegenüber dem Populären“ (149) zu schreiben. Unsere Disziplin jedenfalls vertritt diese Ignoranz in keiner Weise; aber wir verfügen auch nicht über eine Fachvertretung an der Universität Salzburg. Ungeachtet dessen bewegen sich die weiteren Beiträge zum hier verhandelten Oberthema zwischen medienkulturellen Auseinandersetzungen innerhalb unterschiedlicher, vor allem unterschiedlich dimensionierter Räume, zum einen Salzburgs, zum anderen Österreichs, zum dritten Asiens.

Tourismus – Freizeit, Sinnsuche, Horizonterweiterung: Seine eigenen Schwerpunkte in ihrer Gesamtheit bezeichnet der Jubilar als „Spektrumswissenschaft“, weil sie unterschiedliche Handlungs- und damit Forschungsfelder mühelos in ihrer Aufeinander-Bezogenheit in den Blick nehmen kann: Sie überschneiden sich in mehrfacher Hinsicht; und sie gehen zum Teil direkt ineinander über (288). In den Texten geht es darum, die Möglichkeiten von tatsächlichen Fremderfahrungen sowie von kulturellem Wandel auszuloten, das immer noch arg vernachlässigte „Interkulturelle Begegnungsfeld Tourismus“ zu charakterisieren und im Hinblick auf künftige Forschungen zu skizzieren sowie spezielle Felder wie den Ökotourismus am Beispiel Nepals, den Alpentourismus am Beispiel Österreichs und den Städtetourismus am Beispiel Salzburgs, konkret unter den Bedingungen nachhaltigkeitpolitischer Praxis, zu erkunden.

Der von den plausibel zusammengestellten Texten her ausgesprochen schwergewichtig daher kommende Band gibt einen interessanten und plastischen Einblick in das Schaffen Kurt Lugers. Ihm selbst ist zu wünschen, dass er sich angemessen vertreten fühlt – und sich nicht über die zahlreichen Interpunktionsfehler ärgert, auch nicht über die Druckfehler. Wenn man etwa mitbekommt, um nur ein einziges Beispiel zu bringen, dass der viermal angeführte Nachname des britischen Historikers Eric Hobsbawm nur ein einziges Mal richtig notiert ist und das von ihm und Terence (nicht: Tarance) Ranger herausgegebene Werk nicht „The Innovation of Tradition“, sondern „The Invention of Tradition“ heißt (157, 174, 198, 200), dann fragt man sich schon, ob Korrekturlesen aus der Mode gekommen ist. Eigentlich schade.

Burkhardt Lauterbach, München

Konstanze Soch: Eine große Freude? Der innerdeutsche Paketverkehr im Kalten Krieg (1949–1989). Frankfurt am Main/New York: Campus, 2018. 319 S. m. 12 Abb.

Fragt man Ostdeutsche heute nach ihren Vor- und Wende-Erinnerungen an „den Westen“, ist häufig die Rede vom „Westpaket“ und der damit verbundenen einmaligen Duftmischung aus Kaffee, Seife, Orangen und Schokolade. Dass auch viele DDR-Bürger*innen Päckchen in den Westen geschickt haben – mit Stollen, Klassik-Schallplatten und Büchern –, wissen 30 Jahre nach

dem Mauerfall wohl nur (noch) diejenigen Westdeutschen, die zur Zeit der deutsch-deutschen Teilung in den Genuss derselben gekommen sind. Insofern steht die „große Freude“, mit der *Konstanze Sochs* geschichtswissenschaftliche Dissertation zum „Innerdeutschen Paketverkehr im Kalten Krieg“ fragend überschrieben ist, nicht nur für die ambivalenten Gefühle der am Päckchen-Verkehr Beteiligten in Ost und West, sondern auch für die bestenfalls zu erwartenden Reaktionen der an der deutsch-deutschen Geschichte interessierten Leser*innen.

Angesichts der bis dato vorherrschenden, wissenschaftlichen wie öffentlichen Fokussierung auf die guten Gaben aus dem „goldenen Westen“ erscheint der konzeptionelle Anspruch der Autorin, „beide Paketarten miteinander in Beziehung zu setzen“ (11), vielversprechend. Überzeugend wirkt auch die theoretische Prämisse vom grenzüberschreitenden Paketverkehr als einer „Plattform des sozialen Austausches“ (15), in dem Beziehungen konstituiert und Selbst- und Fremdwahrnehmungen geprägt werden, und der damit verbundene theoretische Rückgriff auf den von Michael Werner und Bénédicte Zimmermann geprägten Ansatz der *histoire croisée* (28).

Die mehrfach unterschiedlich formulierten Zielsetzungen und Fragestellungen der Studie rufen bei der geneigten Leserin allerdings eine gewisse Ratlosigkeit hervor: So verkündet die lapidar als „Einführung“ titulierte Einleitung etwas nebulös, es solle in der Studie „der Frage nachgegangen werden, welche Rolle der innerdeutsche Paketverkehr zwischen der [...] DDR auf der einen und der [...] BRD auf der anderen Seite einnahm“ (11 f.). Im Mittelpunkt der Arbeit stünden „Fragen nach Versand und Erhalt sowie nach der Motivation auf beiden Seiten, aber auch die dadurch entstandenen Bilder des ‚anderen Deutschlands‘“ (12). Drei Seiten später heißt es dann unvermittelt, es sollten „vor allem die wechselseitigen Beziehungen analysiert werden, die die Geschenksendungen ermöglichten“ (15). Und einen weiteren Absatz später wird als wegleitende Frage aufgeworfen, „wie die jeweiligen Vorstellungen vom Leben ‚hüben wie drüben‘ [...] die Kommunikation miteinander und daraus resultierend auch den Inhalt der Geschenksendungen beeinflussten“ (15).

Spätestens hier stellt sich nun die Frage nach der Henne und dem Ei – respektive nach der Intention der Autorin: Geht es ihr um die Funktion(-sweisen) und die Rolle des Päckchenschickens für die innerdeutschen Beziehungen? Oder um die Auswirkungen einer wechselseitigen kommunikativen und sozialen Praxis auf die Selbst- und Fremdbilder der Deutschen in Ost und West (oder umgekehrt)? Oder gar – wie der Klappentext vollmundig behauptet – um eine „Beziehungsgeschichte der politischen Kultur im geteilten Deutschland“, die „direkt in das Herz der Abgrenzungs- und Annäherungsversuche beider deutscher Staaten“ führe? Der Blick auf das Inhaltsverzeichnis hilft hier nicht weiter: Ist doch der Hauptteil der Studie nicht mit einem Analysethema, sondern lediglich mit dem Buchuntertitel („3. Der Päckchen- und Paketverkehr 1945–1990“) überschrieben. Auch die darunter gruppierten Einzel-

kapitel folgen keiner analytischen, sondern lediglich einer formalen Gliederung („3.1 Die internationale Hilfe durch CARE und CRALOG“; „3.2 Die Formen des innerdeutschen Versands“); von daher korrespondieren die Kapitelüberschriften auch nicht mit den (diversen) Fragestellungen und Zielsetzungen, die in der Einleitung aufgeworfen wurden, was die Orientierung zusätzlich erschwert.

Erst in der vierten (!) Unterebene der Gliederung (3.2.3.1 *usw.*) tauchen die für das Thema der Arbeit zentralen Analysekategorien wieder auf. Anhand der hier formulierten Kapitelüberschriften bestätigt sich jedoch die bereits durch die Einleitung aufgeworfene Vermutung, dass die Foci der Betrachtung nicht trennscharf verwendet werden: In gleichrangig positionierten Kapiteln werden hier u. a. die Intention des Päckchen-Versendens („3.2.3.1 Das Lindern der Not 1949–1957“), das daraus resultierende Beziehungsverhältnis zwischen Ost und West („3.2.3.2 Der Versand auf Augenhöhe 1958–1961“) sowie die ambivalenten Wahrnehmungen des Päckchen-Sendens und -Empfangens (in der unfreiwillig komisch anmutenden Formulierung: „3.2.3.4 Die Päckchen und Pakete zwischen Routine und Freude 1972–1980“) nebeneinander gestellt und in der Darstellung einer lediglich chronologischen Abfolge untergeordnet.

Diese strukturellen Mängel macht allerdings die breite Quellenbasis, die Soch für ihre Geschichte des innerdeutschen Paketverkehrs nutzt, wieder wett. Die im Bereich der DDR-Historie seltene Verknüpfung von Archivmaterialien, Medienberichten, Ego-Dokumenten und Interviewaussagen erscheint nicht nur kreativ im Anspruch, sondern ist auch analytisch überzeugend umgesetzt. In methodologischer Hinsicht stellt sich allerdings die Frage, warum nach der Rekrutierung von rund 500 potentiellen Gesprächspartner*innen über Spiegel online, nach einem mehrstufigen Auswahlprozess und dem rätselhaften Sampling-Konstrukt von „Interviewzentren, die nicht deckungsgleich mit dem damaligen oder heutigen Wohnort“ (36 f.) waren, 43 (!) mehrstündige Interviews geführt werden mussten, wenn diese dann aus naheliegenden forschungspragmatischen Gründen nur partiell transkribiert und deduktiv ausgewertet wurden: Das etwas dürftig wirkende Argument, dass die beiden Faktoren Alter und Sozialisation die Versandmotive und den Päckcheninhalt entscheidend beeinflussten, und die daraus resultierende analytische Einteilung der Befragten in drei Alterskohorten mit jeweils spezifischen Sozialisierungserfahrungen werden durch diese vermeintliche „Repräsentativität“ der Befragung jedenfalls nicht gestützt.

Überraschend erscheint auch der theoretische Rückgriff auf den Begriff der „alltagsästhetischen Episode“ (29), mit dem Soch das alltagskulturelle Phänomen des Päckchen-Verpackens und -Auspackens zu fassen sucht: Wesentlich naheliegender wäre die Einbindung von (ethnographischen) Forschungen zu materieller Kultur und sinnlicher Wahrnehmung respektive von Studien zur Konsum- und Emotionsgeschichte gewesen. Jedoch zeichnet sich die Studie durch eine breite Wahrnehmung der theoretischen und methodologischen

Ansätze der DDR-Forschung aus – auch wenn deren Darstellung im entsprechenden Kapitel („Die theoretisch-methodischen Grundlagen“, 19–41) etwas langatmig und exzerpthaft geraten ist.

Der relativ selbstbewusste Ton, der in der Einleitung (16: „Dieses Forschungsvorhaben [...] stellt [...] einen unübersehbar wichtigen Beitrag zum Verständnis deutsch-deutscher Kommunikation dar“) und im Schluss angeschlagen wird, irritiert: Im methodologisch wie inhaltlich argumentierenden, reichhaltigen Fazit entsteht so der Eindruck, die Autorin habe die Rezeption ihrer Studie gleich mitgeleistet (279: „Dabei profitierte die Arbeit, ganz wie es Katrin Hammerstein und Edgar Wolfrum für den Bereich der DDR-Forschung fordern, von der Möglichkeit, unterschiedliche Altersgruppen mit ihren jeweiligen Selbstverständnissen einzubeziehen“). Last but not least fallen die nicht gendergerechte Sprache sowie das schlampige Lektorat auf, das nicht nur grammatikalische und orthographische Fehler, sondern auch unlogisch formulierte Sätze und maternalistisch anmutende Formulierungen („Mehr als 45 Jahre sind wir ganz im Sinne der *Histoire Croisée* den Päckchen und Paketen auf ihrem Weg [...] gefolgt“) übersehen hat: All dies ist sicherlich auch dem Campus Verlag anzulasten.

Insgesamt aber handelt es sich um eine lesenswerte Studie zur Beziehungsgeschichte der Ost- und Westdeutschen, die Theorie und Empirie überzeugend verbindet und mitunter erstaunliche themenspezifische Erkenntnisse bietet – etwa, dass auch Ostpakete im Westen kontrolliert wurden. Das Durchhaltevermögen, das es braucht, um sich in der etwas verwirrenden Struktur zurechtzufinden, lohnt sich allemal, um die vielzitierte „Mauer in den Köpfen“ weiter abzubauen.

Laura Wehr, München

Uta Bretschneider, Sönke Friedreich u. Ira Spieker (Hgg.): *Verordnete Nachbarschaften. Transformationsprozesse im deutsch-polnisch-tschechischen Grenzraum seit dem Zweiten Weltkrieg*. Dresden: Thelem, 2016. 220 S. m. 10 Abb., 3 Diagrammen. (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 35).

Der vorliegende Band geht auf einen interdisziplinären Workshop im Jahr 2014 zurück, den das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. gemeinsam mit der Brücke/Most-Stiftung in Dresden organisiert hat, um Formen der Erinnerungen, Möglichkeiten der Wissensgenerierung und -vermittlung sowie Narrative der Bewohner und Bewohnerinnen in diesem Fall im deutsch-polnisch-tschechischen Gebiet seit 1945 zu diskutieren. Entsprechend vielfältig sind die publizierten Aufsätze dieser sorgfältig redigierten Publikation, in denen theoretische Aspekte zur Analysekategorie Erinnerungskultur und Kulturelles Gedächtnis rekapituliert und an konkreten Beispielen die Prozesse des Erinnerns und des Transfers von Erzählungen fassbar gemacht werden. Einige Beiträge sind von der Vorstellung einer

zukünftig stärker umgesetzten europäischen Einigung geprägt. In ihnen werden die Grensräume vorrangig als potentielle transnationale Kontaktzonen und weniger als Randzonen aufgefasst; die Tendenzen der Re-Nationalisierung deuten sich erst an.

Den Einstieg in die Thematik ermöglichen *Marketa Spiritova* und *Peter Oliver Loew* mit ihren Überblicksdarstellungen zum analytischen Ansatz und zum historischen Kontext. Unter Rückgriff auf die grundlegenden Arbeiten von Pierre Nora sowie Maurice Halbwachs und verbunden mit der ausführlichen Darlegung der Forschungsergebnisse von Katharina Eisch-Angus zum Thema Grenzen umreißt Spiritova die Untersuchungstendenzen der vergangenen zwanzig bis dreißig Jahre. Sie geht auf mögliche Fragestellungen ein und stellt methodische Vorgehensweisen dar, durch die „Erinnerungskulturen in postsozialistischen Grensräumen“ (33) unter Einbeziehung der multi-sited ethnography und praxeologischer Ansätze zu untersuchen wären. Eine breite historische Einordnung bietet Loew, indem er unterschiedliche Formen der Zwangsmigration im Polen des 20. Jahrhundert thematisiert und aufzeigt, ob und wie je nach politischen beziehungsweise gesellschaftlichen Rahmenbedingungen an diese erinnert wurde. Indem Loew die wichtigsten Umbrüche und Veränderungen sowie deren Folgen für privates und öffentliches Gedenken darlegt, bietet er eine Art Geschichte des Erinnerns an Vertreibungen in Polen, durch die zugleich vormalige Nachbarschaften erkennbar werden.

Aus der Perspektive der Soziologie fragt *Beata Halicka* nach den deutsch-polnischen Nachbarschaftsverhältnissen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges über die Grenze hinweg. Konzepte der Nachbarschaft und grenzüberschreitende Praktiken bilden für sie den Ausgangspunkt, um die Einschränkungen einerseits und die vielfältigen Möglichkeiten zur Ausgestaltung deutsch-polnischer Beziehungen im grenznahen Raum andererseits bis hin zur Schaffung der Euroregionen zu thematisieren. In Zeiten der EU-Förderung wurden die nachbarschaftlichen Kooperationen zur „Normalität“ und laufen Gefahr, so die Autorin, zur „Routine“ zu werden. Sie bleibt jedoch hinsichtlich der Zukunft der Grenzregion optimistisch. Einen ähnlich positiven Ausblick bieten auch *Joanna Frątczak-Müller* und *Anna Mielczarek-Żejmo* in ihrer Studie, die sich ganz spezifisch mit den grenzüberschreitenden gesellschaftlichen Beziehungen in der Euroregion Spree-Neiße-Bober im Prozess der europäischen Einigung befasst. Sie werteten Sympathie-, Abneigungs-, Gleichgültigkeits- und Vertrauenswerte der polnischen gegenüber der deutschen Bevölkerung und umgekehrt aus. Die Autorinnen erkennen hier einige Widersprüche zwischen den Haltungen und Aktivitäten der Bewohner/innen in der Grenzregion; sie können zudem Wandlungsprozesse ausmachen, die sich – institutionell angestoßen – ihrer Meinung nach zukünftig weiter entfalten würden, im kulturellen und gesellschaftlichen Bereich allerdings mit zeitlicher Verzögerung.

Museen und materielle Kultur bilden einen eigenen Bereich der „Erinnerungskulturpolitik“ in Bezug auf

Grenzregionen und -verschiebungen. *Markus Bauer* widmet sich der Entstehung des Schlesischen Museums zu Görlitz, dem eine lange Konzeptions- und Diskussionsphase vorausging und dessen Gründung ausgesprochen politisch motiviert war. Grundsätzlich stellte sich die Frage, an wen und von wem durch ein „Landesmuseum Schlesien“, wie es zunächst bezeichnet wurde, erinnert werden sollte und welchen Eindruck eine solche Einrichtung bei den unmittelbaren Nachbarn in Śląsk/Schlesien hinterlassen würde. Durch das Nachzeichnen der Vorgeschichte werden die politischen Aushandlungsprozesse, die Mehrdimensionalität des Vorhabens, die unterschiedlichen Einstellungen der Beteiligten in der Bundesrepublik und der DDR beziehungsweise den neuen Bundesländern sowie regionale Besonderheiten deutlich, die Einfluss auf die Realisierung des Museums in der Stadt an der deutsch-polnischen Grenze hatten.

Elisabeth Fendl zeigt am Beispiel der Darstellung sogenannter Heimatlandschaften durch ihre ehemaligen Bewohner in Böhmen und Mähren sehr anschaulich, welche Medien der Erinnerung aufgrund der Neuordnung des Grenzraumes eingesetzt werden und wie durch diese Wissen über die Region regelmäßig aktiviert wurde und wird. Die Materialisierung und Visualisierung etwa durch Landschaftsmodelle kann als Ordnungssystem für die Erinnerung an die vormalige Heimat verstanden werden. Fendl beweist anhand ihres Beitrags, dass es möglich ist, eine Balance zwischen der kritischen Betrachtung der immer auch politisch aufgeladenen Erinnerungskultur und der Empathie gegenüber den Akteuren und Akteurinnen, die neue Grenzen oft nicht akzeptieren konnten, zu finden.

Wie die Heimerinnerungen der direkt Betroffenen in den nachfolgenden Generationen wahrgenommen wurden und in das familiäre Gedächtnis übergangen, erörtern *Ira Spieker* und *Uta Bretschneider* in ihrem Beitrag, der sich primär auf biografische Erzählungen stützt. Sie verbinden die Inhalte mit dem Konzept des Verortens familiärer Herkunft, die oft immateriell oder als „Grundrauschen“ (133) die frühen Lebensgeschichten und auch spätere Identitätsaushandlungen bestimmten. Mit großer Sensibilität vollziehen die Autorinnen die Aneignungspraktiken und Positionierung der Erzählenden nach, die zu den nicht organisierten und damit zu den weniger stark repräsentierten ‚Vertriebenen‘ gezählt werden können. Die Autorinnen stellen fest, dass diese sich einen „Ort imaginärer Geografie“ (152) schaffen, jenseits der Pole des Eigenen und des Fremden.

Am Beispiel des biografischen Erzählens über Grenzen im Rahmen des Projekts „Iron Curtain Stories“ erkundet *Sarah Scholl-Schneider* ausgesprochen reflektiert die Schnittstellen zwischen wissenschaftlicher Erzählforschung und der Wissenschaftsvermittlung, das heißt der medialen Verbreitung von Zeitzeugenaussagen mittels digitaler Technologien. Sie legt den Schwerpunkt auf methodische Fragen und zeigt vornehmlich auf, vor welche forschungsethischen Entscheidungen Wissenschaftler/innen gestellt werden. Neben diesem Aspekt der Verantwortung zeigt ihr Beitrag auf, wie unterschiedlich die Einstellungen und Mentalitäten der

deutschen und tschechischen Befragten sein können, was die Nutzung und Publikation ihrer Zeitzeugenberichte betrifft.

Im Unterschied dazu analysierte *Sönke Friedreich* die archivalische Überlieferung staatlicher Stellen in der DDR, um die Situation der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen beziehungsweise „Umsiedler“ im Dreiländereck und ihre Sicht auf die Grenzen in den Nachkriegsjahren bis 1952 nachzuvollziehen. Ihm ging es hauptsächlich um inhaltliche Aspekte und weniger um methodische Fragen, weshalb wohl die Spezifik der behördlichen Berichte der Umsiedlungsabteilungen in der DDR und ihr Quellenwert weniger diskutiert wurden. Die Dokumente zeigen eine Region im Umbruch, so Friedreich, die keineswegs politisch oder ökonomisch stabilisiert war, sondern vielmehr als temporäre Entität mit fluiden Grenzkonzepten wahrgenommen wurde. Friedreich vermittelt ein vielschichtiges Bild der Nachkriegssituation und stellt geschickt die historischen Ereignisse und ihren Einfluss in Beziehung zu den unter den Betroffenen zu registrierenden Gerüchten und Zukunftsprojektionen.

Die „verordnete Nachbarschaft“ im direkten Sinne untersuchte *Mateusz J. Hartwich*, indem er sich mit dem Tourismus aus der DDR in die Regionen im östlichen Europa, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs entweder zum Deutschen Reich gehört hatten oder in denen die Bevölkerung deutschsprachig gewesen ist, befasst. Er stellt die These auf, dass die Reisemöglichkeiten und damit der direkte Kontakt zwischen ehemaligen und damals gegenwärtigen Bewohnern vor Ort trotz des politisch „verordneten“ Rahmens zu einer Akzeptanz der Verhältnisse in den Grenzregionen, wenn auch nicht zu einem besonders intensiven nachbarschaftlichen Austausch, auf beiden Seiten führte. Spannend erscheinen im Zusammenhang mit der Art und Weise des Reisens nach Polen die innerdeutschen Unterschiede und die wechselseitige Beeinflussung durch Ereignisse auf internationaler, nationaler und lokaler Ebene, also die Verbindung von Makro- und Mikrohistorie.

Mit der Situation und den Aneignungsprozessen verschiedener Bevölkerungsgruppen auf der polnischen Seite, die nach dem Zweiten Weltkrieg teils ihre Heimat in Ostpolen verlassen mussten, beschäftigt sich *Ewelina Wanat*. Für ihre Beheimatung, so Wanats Erkenntnis, sei die Identifizierung mit der Region, in ihrem Beispiel mit der polnischen Oberlausitz, eine bessere Voraussetzung als die Orientierung an einer homogen angelegten nationalen Identität.

Eine weitere historisch sehr detailreiche Dokumentation legt *Ágnes Tóth* vor. Auf der Grundlage von Regierungsbeschlüssen und Anträgen der Betroffenen zeichnet sie nach, ob und wie in den Jahren 1948 bis 1950 die Zusammenführungen von Familien „deutscher Nationalität“ aus Ungarn erfolgte, deren Mitglieder sich nach dem Zweiten Weltkrieg, der Kriegsgefangenschaft und den Zwangsdeportationen in die Sowjetunion unter anderem in der Sowjetischen Besatzungszone beziehungsweise in der DDR wiederfanden. Sie beschreibt einerseits die Probleme der Organisation eines solchen Unternehmens in Zeiten der Neuorganisation von Staa-

ten und Grenzen. Andererseits wird das im neutralen Sinne eigenwillige Handeln der Betroffenen erkennbar, die sich die damit verbundenen politischen Unsicherheiten versuchten zunutze zu machen.

Einen optimistischen Über- und Ausblick bietet abschließend *Jan M. Piskorski*. Unter Einbeziehung globalgeschichtlicher Aspekte diskutiert er in seinem Essay die deutsch-polnische Nachbarschaft und sieht das Konzept der Versöhnung insofern kritisch als es nicht uneingeschränkt übertragbar sei. Sein Plädoyer für Debatten statt Krieg hat in den letzten Jahren an Dringlichkeit zugenommen.

Indem sie die Nachbarschaften in Grenzregionen in den Mittelpunkt der Forschungsdiskussion stellten, erweiterten die Herausgeber/innen Uta Bretschneider, Sönke Friedreich und Ira Spieker die Perspektive sehr geschickt. Neben Trennendem konnten somit auch die Verflechtungen und Kontakte über Grenzen hinweg einbezogen werden. Dies ist in den Beiträgen der vorliegenden Publikation fast durchweg gelungen, obgleich die fachlich sehr unterschiedlich geprägten Ansätze eine Herausforderung darstellen.

Cornelia Eisler, Oldenburg

Oliver Auge u. Norbert Fischer (Hgg.): Nutzung gestaltet Raum. Regionalhistorische Perspektiven zwischen Stormarn und Dänemark. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 2017. 241 S. m. Abb. (Kieler Werkstücke, Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, Bd. 44).

Im März 2014 fand in der Stadt Ahrensburg im schleswig-holsteinischen, zwischen Hamburg und Lübeck gelegenen Kreis Stormarn eine Tagung zum Thema „Nutzung gestaltet Raum. Regionalhistorische Perspektiven zwischen Stormarn und Dänemark“ statt. Anlass war das 700-jährige Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung des Dorfes Woldenhorn, dem Vorläufer von Ahrensburg. Der vorliegende Band präsentiert die während der Tagung in vier verschiedenen Sektionen gehaltenen Vorträge.

Nach einem kurzen Grußwort der Stadt (7) und dem Vorwort der Herausgeber *Oliver Auge* und *Norbert Fischer* (9–12) beschäftigt sich *Angela Behrens* in der ersten Sektion „Landschaft, Nutzung, Raum“ mit der Bedeutung des adligen Gutes Ahrensburg für die lokale Raumentwicklung (15–44). Deutlich arbeitet sie heraus, dass das Gut vom 16. bis zum 20. Jahrhundert in siedlungsgeografischer, infrastruktureller und naturräumlicher Hinsicht eine zentrale Rolle spielte. Anschließend setzt sich *Günther Bock* unter den Schwerpunkten Bevölkerung, Herrschaft, Siedlung und Ressourcennutzung mit der Geschichte Stormarns im Mittelalter auseinander (45–82). In seiner detaillierten Darstellung bietet er im Vergleich zur „traditionellen“ Geschichtsschreibung Schleswig-Holsteins einige neue Ansätze zur und Einblicke in die Mittelaltergeschichte, zum Beispiel die Koexistenz von Sachsen und Slawen in Nordelbien oder die dortigen Herrschaftsverhältnisse betrifft. Mit

einem Thema der Geschichte des späten Mittelalters befasst sich *Martin J. Schröter*, in dessen Beitrag es um die Frage der wirtschaftlichen Nutzung des Woldenhorner Raums durch die Reinfelder Cisterzienser vom 14. bis ins 16. Jahrhundert geht (83–107). Das 16. Jahrhundert steht auch bei Oliver Auge im Mittelpunkt mit seiner Auswertung der von Heinrich Rantzau verfassten „Neue[n] Beschreibung der Kimbrischen Halbinsel“ aus dem Jahr 1597 (109–122). Auge sucht hauptsächlich nach darin enthaltenen „Aussagen zu Kultur, Mentalität und Raumverständnis der Region Stormarn“ und findet neben Rantzaus Hinweisen auf fortgeschrittene Wirtschafts- und Handelsformen sowie die Lage als Grenzland mit den damit zusammenhängenden Problemen und militärischen Einrichtungen auch mentalitätsgeschichtlich interessante Bemerkungen dazu, dass der Raum Stormarn nicht zuletzt über seine Wasserwege Handelsmöglichkeiten besaß, die „für eine gewisse Weltoffenheit und kulturelle Beeinflussung“ (121) aus anderen Regionen und Ländern sorgten.

In der zweiten Sektion „Grenzen und Entgrenzung“ untersucht *Stefanie Rütter* die hansestädtische Territorialpolitik, in erster Linie Lübecks, mit speziellem Blick auf die „Übergriffe der Hansestädte auf Ressourcen des Umlandes im Mittelalter“ (125–135). Stormarn wurde wie andere Gebiete im Umfeld von Lübeck und Hamburg zum politischen und militärischen Handlungsraum der Städte, weshalb Rütter berechtigterweise nach ihrer Haltung und den späteren Deutungen als Gewaltakteure, ihren „Praktiken des Krieges“ (126) und ihrer Politik der „Versicherlichung“ (133 f.) fragt. Im folgenden Beitrag „Dänemark und Holstein – eine lange Verbindung“ (137–149) erweitert *Steen Bo Frandsen* den räumlich-thematischen Rahmen über die Grenzen Stormarns hinaus. Vor allem interessieren ihn die über Jahrhunderte hinweg bestehenden Gemeinsamkeiten mit dem Dänischen Reich und die dazu widersprüchlichen Darstellungen einer angeblich „uralten“, tatsächlich aber erst im 19. Jahrhundert konstruierten Distanz und Feindschaft zwischen Dänemark und Holstein.

In der dritten Sektion „Erschließung und Neuordnung der Region“ erläutert *Frederic Zangel* die Funktionen der „Burgen im Personen- und Handelsverkehr Stormarns in Mittelalter und Früher Neuzeit“ am Beispiel Trittaus (153–167), wobei er besonders auf ihre Bedeutung für die Sicherung des Handels und der Zollstellen sowie als Stützpunkte für bewaffnete Überfälle eingeht. Im Anschluss beschreibt *Klaus Schlottau* die Formen von „Ackerbau, Viehzucht und Mühlengewerbe als raumprägende Faktoren im Stormarn der Frühen Neuzeit“ (169–199), womit ihm ein anschaulicher Überblick über die „Entwicklung einer frühneuzeitlichen Gewerbelandschaft“ (172) gelingt.

Die zwei Beiträge der vierten, abschließenden Sektion „Infrastruktur und Raumplanung“ widmen sich der Entwicklung Stormarns im 20. Jahrhundert und bis in die Gegenwart hinein. *Dirk Schubert* bietet in seinem Aufsatz „Großstadtimperialisierung? Eingemeindungskämpfe zwischen der preußischen Provinz Schleswig-Holstein und Hamburg bis zum Groß-Hamburg-Gesetz“ (203–229) tiefreichende Einblicke in die

Raumplanung für das Hamburger Umland von den 1920er Jahren bis 1937 überwiegend aus hamburgischer Sicht. Unter dem Titel „Vom Achsenkonzept zur Metropolregion Hamburg: Raumplanung seit dem Groß-Hamburg-Gesetz und ihre Folgen für Stormarn“ (231–240) geht Norbert Fischer vertiefend auf die im 20. Jahrhundert das Umland Hamburgs immer stärker einbeziehende Stadt- und Regionalplanung ein. Durch die fortschreitende Industrie- und Bevölkerungssuburbanisierung sowie die länderübergreifende Raumplanung verlor Stormarn seinen früheren ländlich-agrarisch und kleingewerblich geprägten Charakter. Das Konzept der Metropolregion löste schließlich die früheren klaren Stadt-Umland-Abgrenzungen auf.

Auch wenn das Beispiel Stormarn wohl nicht ohne Weiteres zu verallgemeinern ist, bietet der Tagungsband vielfältige, anregende Darstellungen und Ideen zum Strukturwandel ländlicher Räume und zur Entwicklung der Wechselwirkungen zwischen (Groß-)Stadt und Umland seit dem Mittelalter. Wegen der historischen Perspektive mag auf den ersten Blick nur wenig von volkswissenschaftlicher Relevanz erscheinen, aber eine ganze Reihe von Beiträgen enthält zumindest für die historisch ausgerichtete Volkskunde manches Bedenkenswerte.

Nils Hansen, Kiel

Doris Bachmann-Medick u. Jens Kugle (Hgg.): Migration. Changing Concepts, Critical Approaches. Berlin/Boston: de Gruyter, 2018. VIII, 304 S. m. 4 Abb. (Concepts for the Study of Culture, Vol. 7).

Ohne Zweifel wird das Phänomen Migration im „verspäteten“ Einwanderungsland Deutschland in Medien, Politik und Gesellschaft nahezu alltäglich heterogen diskutiert. In den Social-Media-Kanälen und den Debatten der um Effekthascherei bemühten medialen Aufmerksamkeitsindustrie finden sich tagein tagaus mehr oder weniger sachliche Meinungen, Kommentare, Ansichten und „alternative“ Wahrheiten, deren geistige Väter und Mütter nicht an einer wertfreien Debatte interessiert sind, sondern eine Dramatisierung und Über-skandalisierung des Phänomens Migration bestärken.

Auch wenn Einwanderung, die Integration des Fremden und das kontinuierliche Neben- und Miteinander von „Einheimischen“ und „Zugezogenen“ angesichts multipler Migrationsdynamiken seit 1945 in Deutschland und Europa keine unbedingt neuen Sachverhalte darstellen, haben doch der so genannte „Long summer of Migration“ im Jahr 2015 und die unmittelbar damit in Verbindung stehenden Aushandlungsprozesse und Folgeerscheinungen sowohl neue Auseinandersetzungen ausgelöst als auch zu einer Neukonstellation innerhalb der politischen Landschaft vieler europäischer Länder geführt. Migration, globale kulturelle Flüsse, Deterritorialisierung, weitreichende transnationale Verflechtungen und identitäre Pluralisierungsvorgänge führen unweigerlich zu Umbrüchen, Diskontinuitäten, dem Erodieren überlieferter Ordnungen und identitären Pluralisierungsvorgängen, die als komplexe Trans-

formationen jedoch nicht mit monokausalen Erklärungsansätzen beschreibbar und analysierbar sind.

Die um theoretische Konzepte und analytische Rahmungen zum Thema Migration bemühte Publikation „Migration. Changing Concepts, Critical Approaches“ gründet auf einer Vortragsreihe am International Graduate Centre for the Study of Culture der Universität Göttingen. Als das Thema Migration im Zuge der Fluchtbewegungen ab dem Jahr 2015 eine neue Dimension erhielt, kontaktierten *Doris Bachmann-Medick* und *Jens Kugele* weitere Wissenschaftler*innen aus einem breiten interdisziplinären Feld, um aktuelle Forschungserkenntnisse in den Diskurs einzubringen. In der Einführung in den Sammelband erfährt die Leserschaft, dass die hier vereinten Beiträge im Fahrwasser des „mobility turn“ und der „reflexiven Wende der Migrationsforschung“ dem methodologischen Nationalismus und der „ethnischen Brille“ eine Absage erteilen, um mit einer distanziertere, kritischen und analytischen Perspektive das Phänomen Migration zu betrachten.

Im Zuge des konzeptuellen Ansatzes wird Migration nicht als ein Phänomen betrachtet, das in einem luftleeren Raum existiert. Vielmehr wird es als ein multiples Aushandlungskonzept aufgefasst, das durch öffentliche Diskurse, Grenzregime, normative Bilder und Narrative, verfestigte Stereotype, politische Entscheidungen, kollektive Erinnerungen sowie soziale, religiöse und kulturelle Bedeutungswelten, Sinnallianzen, Erfahrungsmuster und identitäre Verortungspraxen eingrahmt wird.

Diese unterschiedlichen Muster und Rahmungen des Phänomens Migration zu dokumentieren und zu analysieren, sei deshalb wichtig, weil durch eine kulturanalytische Beforschung von Migration Erkenntnisse zutage gefördert werden können, die Wissensressourcen über das Zustandekommen, die Dynamiken und die Verfasstheit dieser Einrahmungen zur Verfügung stellen. Diese konzeptionellen Einfassungen innerhalb der Migrationsdiskurse führen oft zu deterministischen Festschreibungen und holzschnittartigen Standpunkten, die einer trennscharfen Kategorisierung zwischen „dem Eigenen“ und „dem Fremden“ das Wort reden.

Diese hier vorgemommene kreative und reflexive Fokussierung auf theoretische und analytische Konzepte und deren Weiterentwicklung verbleibt jedoch nicht nur auf einer gesellschaftlichen Makro- und Metaebene, sondern bezieht auch die konkreten Alltags- und Lebenserfahrungen sowie die vielschichtigen subjektiven Aushandlungsprozesse der Handlungsprotagonist*innen in Mikroräumen mit ein. Auch wenn die Aufsatzsammlung einen interdisziplinären Dialog vertritt, sind es doch insbesondere die Beiträge von den Vertreter*innen der Ethno- und Kulturwissenschaft (*Bischoff*, *Friese*, *Schiffauer*, *Hess*, *Karagiannis* und *Randeria*), die in ihren Argumentationssträngen immer wieder ethnografisch generierte und auf qualitativen empirischen Daten gründende Erkenntnisse aus alltagsweltlichen Lebenswirklichkeiten integrieren, deren Akteur*innen von Migration und Mobilität geprägt sind.

Dabei wird in den versammelten Aufsätzen ein vielfältiges Spektrum abgedeckt. So finden sich Beiträge über

die visuelle Repräsentation von Migration in den Medien, die Errichtung und Sicherung von Grenzregimes in Europa, die Flucht von Menschen aus der Türkei in der unmittelbaren Gegenwart und die Verwendung spezifischer Kulturkonzepte im Diskurs über Einwanderung ebenso wie über internetgestützte Verortungspraktiken in transnationalen sozialen Feldern.

Im Mittelpunkt der Überlegungen der Europäischen Ethnologin *Christine Bischoff* steht die Frage, inwiefern visualisierte Repräsentationen von beziehungsweise über Migration in der Medienberichterstattung zur Herausbildung und Verfestigung von performativen „visual regimes“ (25) führen. Dieser mittels Bildern, Symbolen, Metaphern und Narrativen konstruierte und inszenierte Diskurs und die dabei zum Vorschein kommenden Blickregime werden im Folgenden mit dem Konzept „Otherness“ analysiert. Über den instrumentalisierenden Einsatz von stereotyp aufgeladenen Bildern werden im Diskurs kulturelle Differenz und ethnische Andersartigkeit erzeugt. Die Visualisierung des Anderen bzw. des Fremden (Kopftuch, Konvertit*innen, Kufiya) folgt einer essentialisierenden, determinierenden und homogenisierenden Identitätspolitik, die mittels symbolischer Identitätsmarker sowohl eine Abgrenzung als auch eine Selbstaufwertung ermöglicht.

Unter Bezugnahme auf die Erkenntnisse aus ihrer Dissertation kann *Christine Bischoff* herausarbeiten, dass die binäre Praxis der Visualisierung von Migration dem Wir-Kollektiv symbolisch und emotional-affektiv aufgeladene Botschaften sendet, so dass einerseits die Vergewisserung der Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe und andererseits die Abgrenzung gegenüber den Anderen ermöglicht wird. Die hier analysierten Blickregime besitzen eine strukturierende, kategorisierende und ethnische Kraft, die normative und ideologische Wissensressourcen über das Phänomen Migration erzeugt und gesellschaftliche Schließungsprozesse befördert.

Der Ethnologe und Migrationsforscher *Werner Schiffauer* befasst sich in seinem Beitrag mit den subjektiven Entscheidungsprozessen potentieller Migrant*innen und entwickelt dabei in Anlehnung an den kulturwissenschaftlichen Globalisierungstheoretiker *Arjun Appadurai* den Terminus „imaginary opportunity space“ (63). Bei seinen Ausführungen werden sowohl die objektiven Möglichkeiten und Potentiale als auch die subjektiv-emotionalen Imaginationen thematisiert, die in Kombination dazu führen, dass Menschen aus unterschiedlichsten Beweggründen Migration als eine Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Lebenssituation wählen. Menschen mit erfolgreichen Migrationsverläufen, die bei ihrer temporären Rückkehr in den Herkunftskontext ihre soziale Aufwärtsmobilität mit Konsumgütern bezeugen können, motivieren neue Migrationsdynamiken. Die Abwägung dieser Potentiale der Migration und deren lokale Aushandlungen verdeutlicht *Schiffauer* anhand seiner Forschung in der Türkei in den 1980er Jahren.

Auch im Zuge der Herausbildung von transnationalen Verflechtungen, mittels derer Migrant*innen detaillierte Wissensressourcen über potentielle Lebens-

welten in der Ferne einholen können, kommt es immer wieder zu einem „status paradox“ (70), der das Resultat einer identitären Hybridisierung infolge der Migration ist. So werden Ghanaer*innen nach ihrer Rückkehr aus Deutschland in der Heimat als „Burger“ und Türkeistämmige in ihrem Herkunftsland als „Alamanci“ tituliert (71). Migration und das Leben als Mitglied einer transnational vernetzten Diaspora – so zeigt Schiffauer an unterschiedlichen Beispielen – erzeugt bei Menschen spezifische Loyalitäten und Bekenntnisse emotionaler, politischer, finanzieller und kultureller Natur.

In einem letzten Gedankengang widmet sich der Autor den Entscheidungsprozessen von Geflüchteten, die vor dem Aufbrechen in Richtung Europa idealisierte Imaginationen mit diesem Kontinent in Verbindung bringen. Die Lebensumstände in Europa – hier beschrieben am Beispiel der inhumanen und irregulären Beschäftigungsbedingungen der Geflüchteten in den Gewächshäusern im südspanischen Almeria – haben meist nur wenig gemeinsam mit den idealisierten Erzählungen der Migrant*innen. Narrative, Imagination und Sehnsüchte tragen zur Konstruktion der „imaginary opportunity space“ bei.

Sabine Hess, Professorin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Göttingen, stellt zu Beginn ihrer Ausführungen die These vom zunehmenden Bedeutungsverlust nationaler Grenzen sowie sozialer, ethnischer und kultureller Grenzziehungen in Zeiten von Globalisierung und Transnationalismus infrage. Auch wenn in der kulturwissenschaftlichen Forschungsliteratur zum Thema Migration inflationär die Rede sei von Hybridität, Transkulturalität, Fluidität, Multilokalität, globalen kulturellen Flüssen und einer ortspolygamen Involviertheit des Kulturwesens Mensch in mehrere Nationalstaaten übergreifenden Lebenskontexten, sei die ursprünglich angestrebte „borderless world“ (84) eine Utopie. Ganz im Gegenteil lasse sich in Europa (und darüber hinaus) ein ganzes Panoptikum an nationalen sowie supranationalen Initiativen, Organisationen und Praktiken zur Erreichung und Sicherung von sichtbaren und unsichtbaren Grenzen erkennen.

Aus der Perspektive der kulturwissenschaftlichen Grenzregimeforschung versteht die Autorin Grenzen als Barrieren zur Exklusion, als ordnende und strukturierende Demarkationslinien zur Differenzkonstruktion zwischen außen und innen sowie als asymmetrisch fungierendes Machterhaltungsinstrument. Darüber hinaus charakterisiert Sabine Hess Grenzen aber auch als „institution of mobility“ (87), weil an diesen Transitionen über den Zugang oder die Abweisung von Menschen auf der Grundlage spezifischer Grenzregime entschieden werde. Besonders deutlich wird diese Praxis der Inklusion und Exklusion beim Grenzmanagement der Europäischen Union. Am Ende ihres Beitrags plädiert die Verfasserin aus methodologischer Sicht einerseits für die Etablierung einer „ethnographic border regime analysis“ (93). Andererseits legt sie Wert auf die Anerkennung der Autonomie der Migration, ein Forschungsstandpunkt, der eine mannigfaltige und genuine Produktion von Wissen über Migration abseits der

ausgetretenen und gut erschlossenen Pfade der Wissenschaft ermöglicht.

Im letzten Beitrag, der hier gesondert Erwähnung finden soll, widmen sich *Evangelos Karagiannis* und *Shalini Randeria* kulturalistisch ausgetragenen Konfliktfeldern und Aushandlungspraktiken in der Migrationsdebatte und den dabei zur Anwendung kommenden Kulturkonzepten. Die rezenten Fluchtdynamiken haben in den deutschsprachigen Ländern zu kontroversen Auseinandersetzungen über divergierende und dichotome Bewertungsmaßstäbe, Werte, Glaubensvorstellungen, Konventionen und Verhaltensmuster zwischen der Hegemonialgesellschaft und den Migrant*innen aus zumeist muslimisch geprägten Ländern geführt. Im Rahmen dieser Diskurse – so zeigen Karagiannis und Randeria am Beispiel eines im Internet viral gegangenen Videos eines österreichischen Politikers – fühlen sich zahlreiche Protagonist*innen berufen, sendungsbewusst und appellativ eine Integration an einen wie auch immer gearteten leitkulturellen Verhaltenskanon zu fordern.

Im Fokus der Analyse steht das bei den Repräsentationen von Migration verwendete Kulturkonzept, das nicht nur seinen Ursprung in der Fachgeschichte der Ethnologie hat (Herder, Boas, Frobenius et cetera), sondern als essentialisierendes und homogenisierendes Werkzeug Differenzen erzeugt und neorassistische Narrative von Trennung, Separation und Abspaltung ermöglicht. Im Rahmen kulturalisierender Mediendiskurse wird – durchaus in huntingtonischer Manier – von einer „fundamental incompatibility of cultures“ (237) ausgegangen. Das diskursiv und performativ hergestellte Oppositionspaar besteht aus der vorgeblich liberalen, toleranten und aufgeklärten Mehrheitsgesellschaft in Europa und jenen „undesirable others“ (241) aus muslimischen Ländern, deren Kultur in den medialen Wissensordnungen über Migration stets als autoritär, patriarchal, reaktionär, dogmatisch und intolerant präsentiert wird. Auch hier fungiert die xenophobe Orientalisierung des Anderen in erster Linie zur Erzeugung von Alterität und zur Selbstaffirmation. Polarisierende und stereotype Eigenkennzeichnungen und Fremdzuweisungen zwischen diesen als homogen konstruierten Kollektiven materialisieren sich in erster Linie in Genderthematiken und der Sexualität. Aus einer ethnologischen Warte können Karagiannis und Randeria anhand der analytischen Betrachtung der medialen, politischen und gesellschaftlichen Diskurse über Migration aufzeigen, dass Kultur als differenz erzeugendes, stigmatisierendes und exkludierendes Instrument verwendet wird, um hegemonial kondensierte und akzeptierte kulturelle Repräsentationen von Menschen mit muslimischer Herkunft zu entwerfen.

Das Fazit lautet: Doris Bachmann-Medick und Jens Kugele legen mit „Migration. Changing Concepts, Critical Approaches“ ein sehr lesenswertes und perspektivenreiches Buch vor, das innerhalb der interdisziplinär aufgestellten Migrationsforschung zur Pflichtlektüre werden sollte. Positiv hervorzuheben ist die kontinuierliche Argumentation mit theoretischen Begriffen, Konzepten und Modellen, die ihre Deutungskraft jedoch nur dann

hinreichend entfalten können, wenn diese induktiv aus empirischen Datenkonvoluten abgeleitet werden. Erfreulich ist der Stellenwert der ethnologisch-kulturwissenschaftlich vorgehenden Wissenschaftler*innen im Rahmen dieser Publikation. Die oft zu findenden Plädoyers für den „actor oriented view“ (274) sowie die Wertschätzung der kulturellen Selbstkonstruktion der Migrationsprotagonist*innen bei gleichzeitiger Wahrung eines „distancing analytical standpoint“ (2) sind voll und ganz vereinbar mit dem viel beschworenen „ethnologischen Blick“. Erfrischend und weitere Forschungen in diesem gesellschaftlich hoch relevanten Themenspektrum anregend wirken auch die Überlegungen von Doris Bachmann-Medick am Ende des Buches. Die mit dem Phänomen Migration einhergehenden Praxen, Interaktionen, Prozesse, Kontexte, Wissensordnungen und Bedeutungsgewebe sollen in der Zukunft theoretisch und methodisch mit dem Konzept der „Übersetzung“ erforscht werden, weil es in vielfältiger Weise diesen globalen Dynamiken immanent ist. Migrant*innen werden nicht nur als „mediators and active agents of translation“ (275) charakterisiert, sondern die Menschen „on the move“ können als transkulturelle Brückenbauer asymmetrische und bipolare Gesellschaftsentwürfe hinterfragen und zu kultursensitiven und inklusiveren Lebensverhältnissen beitragen. Dem vorliegenden Buch ist eine breite Leserschaft auch außerhalb der akademischen Kreise zu wünschen, weil es imstande ist, eine distanzierte, nüchterne, kritische, kulturanalytische und dekonstruktivistische Betrachtung von Migration vorzunehmen. Dieses Gütekriterium tut in letzter Zeit not.

David Johannes Berchem, Bochum

Nele Maya Fahnenbruck u. Johanna Meyer-Lenz (Hgg.): *Fluchtpunkt Hamburg. Zur Geschichte von Flucht und Migration in Hamburg von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Bielefeld: transcript, 2018. 259 S. m. 2 Tab. (Histoire, Bd. 124).

Seit dem „Sommer der Migration“ 2015 ist eine ausgeprägte gesellschaftliche Polarisierung zu beobachten: Auf der einen Seite zeigt sich eine Formierung der neuen Rechten sowohl im Wahlerfolg der AfD, wie in dem Zustrom zu rassistischen und zunehmend auch antifeministischen Demonstrationen und dem Anstieg rassistisch motivierter Gewalt. Auf der anderen Seite lässt sich eine – in der deutschen Geschichte beispiellose – Mobilisierung von Menschen beobachten, die sich mit Geflüchteten solidarisieren. Angestoßen von diesen Auseinandersetzungen, begann die Kooperation zwischen dem „Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge“ und dem „Forschungsverbund zur Kulturgeschichte Hamburgs“ schon 2016 erste Früchte zu tragen: In der gemeinsamen Ringvorlesung „Migration in Hamburg: Flucht und Exil von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ an der Universität Hamburg wurden Vorträge zur Geschichte von Flucht und Migration in Hamburg zur Diskussion gestellt. Die Herausgeberinnen *Nele*

Maya Fahnenbruck, Projektbeauftragte und Bildungsreferentin beim „Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge“, und *Johanna Meyer-Lenz*, Koordinatorin beim „Forschungsverbund zur Kulturgeschichte Hamburgs“ haben eine Auswahl der Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen der Kultur- und Geisteswissenschaften, ergänzt durch einzelne Artikel aus den Bereichen Journalismus und Literatur, zu dem Sammelband „Fluchtpunkt Hamburg. Zur Geschichte von Flucht und Migration in Hamburg von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ zusammengestellt, der 2018 erschienen ist. Damit ist ein lesenswerter Beitrag zur Debatte um Flucht und Migration vorhanden, der neue Perspektiven auf das Thema in der Hansestadt wirft und durch eine Historisierung des Gegenstandes zur „Versachlichung der Diskussion“ (8) beitragen will. Dafür beleuchtet der Sammelband, um den lokalen Fokus Hamburg gruppiert, einen Zeitraum von fast 400 Jahren aus unterschiedlichen Perspektiven. Der Band lässt sich in einer aktuellen Entwicklung innerhalb der Migrationsforschung verorten, die Grenzen, Staaten und Territorien unter den Bedingungen ihrer zunehmenden Fragilität in den Blick nimmt und transnationale Netzwerke fokussiert. Damit rücken auch die länderübergreifenden Praktiken von Migrant*innen, ihr Beitrag für die Entwicklung von Räumen und sozialen Praktiken und damit eine spezifische Form des alltäglichen Konvivialismus¹ in das Zentrum des Erkenntnisinteresses. Außerdem weist Fahnenbruck auf das Spannungsverhältnis hin, das sich aus den fehlenden gemeinsamen Grundlagen von Genderstudies und Migrationsforschung ergibt. Der Sammelband versucht dieses mit einer praxistheoretischen Grundierung, die sich an Konzepten des „Doing Gender“ und „Doing Ethnicity“ orientiert, zu vermitteln.

Die 14 Beiträge sind in vier thematische Blöcke eingeteilt, die im Folgenden kurz umrissen werden sollen. Von den einzelnen Artikeln werden nur diejenigen Punkte erwähnt, die deutlich machen, was sie zu den formulierten Zielen des Sammelbandes beitragen. Durch die Aufsätze im ersten Teil zieht sich der Fokus auf spezifische Medien und ihre aktive Rolle in der Vermittlung und Verarbeitung von Migrationsprozessen. *Alina Laura Tiewes* wertet das Radioprogramm des Nordwestdeutschen Rundfunks zum Thema Flucht und Vertreibung zwischen 1945 und 1960 aus. Sie stellt fest, dass die Vielschichtigkeit der massenhaften Migration nach Deutschland nach 1945 in den Sendungen immer wieder auf die Erzählung des „(Flüchtlings)Trecks aus dem Osten“ verkürzt wird. *Astrid Henning-Mohr* wendet sich vier zeitgenössischen Hamburger Filmproduktionen zu, die das Sprechen über Migrant*innen, „die dargestellte Homogenität aller Nichtdeutschen und die Betonung des Anpassungswillens nicht mehr hinnehmen“ (42), wodurch die „Logik[en] des Ausländerdiskurses“ (42) sichtbar werden. Sie arbeitet dabei die jeweiligen transnationalen Netzwerke und Identifikationsprozesse heraus, die jenseits der „bürgerlichen Kulturen des Sesshaften“ (51) verlaufen und damit dem kulturellen Bildrepertoire neue Bestände hinzufügen. Mit seinem starken Schwerpunkt auf die Erörterung

eines „guten Journalismus“ fällt der Beitrag von *Oliver Schirg* ein Stück weit aus dem Rahmen.

Die Artikel im zweiten Teil richten ihren Fokus auf vier verschiedene Biographien. *Björn Siegel* verfolgt die Geschichte des jüdischen Hamburger Reeders Arnold Bernstein, der vor dem ersten Weltkrieg als Arbeitsmigrant in die Hansestadt kommt und mit der Zeit die Repressionen des erstarkenden Antisemitismus zu spüren bekommt. An der Biographie wird erstens deutlich, wie wichtig wirtschaftliche „Expansion und internationale Vernetzung“ (80) als Gegenstrategien gegen die zunehmende gesellschaftliche Exklusion waren. Zweitens zeigt sich die enge Verknüpfung der Stadtgeschichte von Hamburg mit verschiedenen Migrationsprozessen und drittens lässt sich erkennen, dass Migration „Fragen des kulturellen Selbstverständnisses aufwerfen“ (87) kann. *Monica Rütbers* hingegen untersucht die autobiografischen Erzählungen von Mary Antin über ihre Reise von Hamburg in die USA Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Kontrollen in den Quarantänestationen der Schiffsgesellschaften, denen Antin ausgesetzt war und die sie traumatisierten, verfestigten den Diskurs über Migrant*innen als chronische Überträger*innen von Krankheiten. An dieses Wissen konnten die Nationalsozialist*innen später anknüpfen, indem sie Jüd*innen erst zu Migrant*innen machten und sie dann unter dem Vorwand der notwendigen Desinfektion vernichteten. *Lilja Schopka-Brasch* vollzieht die Geschichte von Wilhelm Ernst Beckmann nach, der vor den Repressionen gegen die Sozialdemokratie 1934 aus Hamburg geflohen ist. An seiner Fluchtgeschichte wird deutlich, welche Ressourcen ihm bei der Flucht und dem darauffolgenden Leben in Island geholfen haben: seine familiären und parteipolitischen Kontakte, die Hochzeit mit einer Isländerin, sein relativ erfolgreicher Beruf und seine „arische“ Abstammung“ (114). *Björn Laser* arbeitet heraus, inwiefern die Erfahrungen der eigenen Flucht aus Hamburg vor Verfolgung durch Nationalsozialist*innen die Romane der Exilautorin Alice Ekert-Rotholz beeinflussten. Neben den Motiven des Exils, Asyls und der Fremdheit funktioniert das Bild des fernen Paradieses bei ihr nur ohne Politik, als Zustand des Stillstands und damit als Zuflucht vor der mörderischen europäischen Geschichte.

Unter dem Stichwort der „Transnationale[n] Migration“ (133) sind im dritten Teil Artikel versammelt, die den Fokus auf größere migrantische Zusammenhänge richten. *Jorun Poettering* vergleicht die Situation portugiesisch-jüdischer Kaufleute in Hamburg im 17. Jahrhundert mit den zeitgleich in Portugal tätigen Hamburger Kaufleuten. Dabei wird deutlich, dass Erstere als Gegenstrategien auf den gesellschaftlichen Ausschluss, mit dem sie konfrontiert waren, gut organisierte Gemeinden entwickelten und Wert darauf legten, „sich mit ihrer Identität auseinanderzusetzen und diese damit nicht nur bewahrten, sondern auch weiterentwickelten“ (155). *Friedemann Pestel* untersucht die Lebensrealität französischer Emigranten im Hamburg des späten 18. Jahrhunderts, die vor den revolutionären Truppen geflohen waren. Die Frankophilie der Hamburger Oberschicht erleichterte gerade den Wohlhabenden

unter ihnen die Ankunft und bildete eine zentrale Voraussetzung zur Herausbildung zahlreicher emigrantischer Unternehmen, die „gleichermaßen emigrantische wie einheimische Nachfrage“ (176) bedienten. Anhand ausgewählter Dokumente von 1800 bis 1848 unterschiedlicher Exilhamburger verfolgt *Claudia Schnurmann* Äußerungen bürgerlich-männlichen Heimwehs als zentrales Motiv. Das Heimweh tritt dabei einerseits als Chiffre für familiäre Solidarität auf, andererseits werden in den Erinnerungen Elemente der kollektiven Selbstwahrnehmung Hamburgs sichtbar, die sich bis heute finden lassen: Die Betonung der Flusslage des Hafens sowie die „Türme der fünf Hamburger Hauptkirchen“ (194). *David Templin* fokussiert die Erfahrungen politischer Flüchtlinge aus der Türkei in den 1980er Jahren, die sich mit den Ressentiments in öffentlichen Debatten konfrontiert sahen, in denen selbst rassistische Morde wenig Beachtung fanden. Gleichzeitig waren die Ablehnungsquoten hoch und Abschiebungen an der Tagesordnung. Erst nachdem sich aufgrund der erfolgreichen Selbstorganisation der Migrant*innen, in Vereinen, als Gruppen zur konkreten Selbstverteidigung gegen rechte Gewalt und im „Bündnis türkischer Einwanderer“ (209), der öffentliche Druck erhöhte, änderte sich die Situation.

Im vierten Teil sind Artikel zusammengefasst, die Flucht in einer „persönlichen, das Individuum selbst tief berührenden Erfahrungsdimension“ (10) beleuchten. *Rebecca Schwach* verdeutlicht anhand von Lebensgeschichten jüdischer Ärzte aus Hamburg zwischen 1933 und 1945, dass Flucht unterschiedliche Ziele haben kann: Flucht kann ins Exil angetreten werden, kann aber auch ein Leben im Untergrund als Ziel haben. Genauso kann die Situation als so aussichtslos empfunden werden, dass nur „die Flucht in den Tod“ (227) bleibt. *Maja Momić* schreibt über die „Lebens- und Wohnsituation von Geflüchteten“ (229), die in der Zeit um 2015 nach Hamburg gekommen sind. Sie kann zeigen, dass sich in dem Zweckrationalismus, der die Unterkünfte für Geflüchtete prägt, den eine „Kultur der Überwachung und Kontrolle“ (236) auszeichnet, die globale Tendenz der systematischen Aussperrung der Migration aus den Städten widerspiegelt. Der Sammelband schließt mit dem Bericht von *Julie Lindahl* über ihre 6-jährige Reise, in der sie versucht, die Verstrickung ihrer Familie in den Nationalsozialismus aufzudecken. Sie stößt auf eine „Post-Truth era“ (254), die Zeit, in der Leute sich entscheiden in einer alternativen Realität zu leben und die Vergangenheit zu verleugnen.

Der Sammelband ist ein gelungenes Beispiel für eine an einem lokalen Fokus verankerte Textsammlung zur Frage nach Migration, Flucht und Ankunft, die durch eine mehrere Jahrhunderte umfassende Auswahl an Themen dem Alarmismus in den aktuellen politischen Auseinandersetzungen viele Beispiele für die Historizität von Migrationsprozessen entgegenhält. Eine der zentralen Erkenntnisse dabei ist, dass „Migration in transnationale Räume [...] ein bestimmender Faktor in der Geschichte Hamburgs, umgekehrt [...] Hamburg ein wirkmächtiger Akteur transnationaler Migration“ (11) war und ist. Für die aktuelle Situation besonders inte-

ressant erscheint mir der Artikel von David Templin, der zeigt, wie sich politische Konstellationen durch die Selbstorganisation von Migrant*innen verändern können. Man darf außerdem auf weitere empirische Ergebnisse der Untersuchungen von Maja Momić gespannt sein. Unklar bleibt, warum der Sammelband sich zwar dem „sozialkonstruktivistischen Ansatz [...] von Doing Gender“ (20) verschreibt, gleichzeitig durchgängig explizit allein „die männliche Schreibweise“ (10) für die Beschreibung aller Geschlechter wählt.

Anmerkung

¹ Frank Adloff u. Volker M. Heins (Hgg.): Konvivialismus. Eine Debatte. Bielefeld 2015.

Tim Schumacher, Tübingen

Sophie Luise Reimers: Migration, Bildung und Familie. Ethnografische Annäherung an den Alltag dreier Generationen zwischen türkischem Dorf und Neuköllner Kiez. Bielefeld: transcript, 2018. 272 S. m. 3 Abb., 6 Tab.

Was ist Bildung und wie wird sie in der Gesellschaft diskutiert? Mit diesen Leitfragen könnte man vielleicht das Dissertationsprojekt von *Sophie Luise Reimers* überschreiben. Die Autorin ist Kultur- und Sozialanthropologin und beschäftigt sich in ihren Arbeiten mit kritischer Migrationsforschung, Bildung und Biografieforschung. Die Dissertation wurde 2017 bei Werner Schiffauer an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder abgeschlossen.

Untersuchungen zur Bildungsforschung mit derartigen Fragestellungen gibt es zuhauf. In diesen kommt immer wieder klar zum Ausdruck, dass der „Habitus“ und die Kapitalsorten in Form von kulturellem, sozialem oder ökonomischem Kapital (Pierre Bourdieu) den Zugang zu Bildungsgütern ermöglichen oder versperren. Deutschland gehört im internationalen Vergleich eher zu den Ländern, in denen die Herkunftsfamilie maßgeblich den Bildungserfolg vorbestimmt. Dass Migrant*innen einen ähnlich schweren Zugang zu Bildung wie Arbeiterkinder haben, darüber herrscht Konsens. Umstritten ist dabei allerdings, ob der Bildungsweg für Migrant*innen nun aufgrund ihres kulturellen Hintergrundes oder nicht vielmehr aufgrund ihrer sozialen Klassen- oder Milieuzugehörigkeit schwerer zugänglich ist.

Und hier setzt Sophie Luise Reimers an. In einer detaillierten Mikroethnographie beschreibt sie die unterschiedlichen kulturellen und sozialen Prägungen „zwischen türkischem Dorf und Neuköllner Kiez“. Die Arbeit ist in acht große Kapitel gegliedert. Neben dem Vorwort bilden Kapitel 2 und 3 die Vorüberlegungen für die theoretische Grundlegung sowie die Einbettung in den Forschungskontext. Die Hauptkapitel 4 bis 6 geben Einblick in die Lebensfelder „Im türkischen Dorf“, „Im Arbeiterviertel“ und „Im (post-)migrantischen Kiez“. Das 7. Kapitel reflektiert „Bildung im Kontext

von Familie und Migration“. Zusammenfassende Bemerkungen in Kapitel 8 schließen die Ethnographie ab. Anfänglich kritisiert Reimers den nationalstaatlich eingebundenen Bildungsbegriff, insbesondere im Hinblick auf die Zugangschancen zu den Bildungssystemen für Personen mit Migrationshintergrund. Die Fragestellung ist in drei Komplexe gegliedert: „erstens die Bedeutungsebene, [...] zweitens die Handlungsebene, [...] und drittens die soziale Ebene“ (48). Die Arbeit ist klar strukturiert und man kann ihr gut folgen.

Hervorzuheben ist die Selbstreflexion, die Reimers zutage legt, nämlich dahingehend, dass sie ihre Absichten nicht verschleiert, sondern sich bewusst macht und offen kommuniziert: „Implizit nahm ich immer wieder den Auftrag wahr, mit meiner Ethnografie ein Gegenarrativ zu einem Diskurs beizusteuern, der hauptsächlich die Defizite der Migrant*innen thematisierte.“ (77) Das „Sprechen für Andere“ (75, zitiert nach Linda Alcoff 1991) erkannte sie jedoch gleichzeitig als Problem in dem Machtkomplex des Forschers und einer marginalisierten Randgruppe. So zeichnet sie verständlich die unterschiedlichen Lebensentscheidungen und Konflikte, denen sich die von ihr untersuchte Familie im Migrationskontext zu stellen hat, nach.

Bei der Lektüre entstand aufgrund dieser Hintergrundmotivation bei mir jedoch immer ein gewisses Unbehagen: Muss ich jetzt Mitleid für das schwere Leben mancher Familienmitglieder empfinden? Ist die Hervorrufung von Betroffenheit bewusst erwünscht und wenn ja, dient sie wirklich dem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn? Was mich bei der „kritischen Migrationsforschung“ stört, der sich die Autorin explizit zuordnet, ist, dass ich immer schon am Anfang beim Lesen befürchte, in welche politische Richtung die ganze Forschung gehen wird. Dieses Unbehagen löste sich während des Lesens leider nicht auf.

Spannend wird die Arbeit am Schluss, wenn sich die Autorin – inspiriert durch ihre Gesprächspartner – näher mit dem über das gängige akademische Bildungsverständnis von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital hinausgehende Bildungsdenken befasst. Im Kapitel „Das ethisch gute Leben“ verweist sie mittels der Aussagen der interviewten Familienmitglieder darauf, dass Bildung eben mehr sei als besagte Kapitalsorten und auch die Bildung des Menschen als solchen impliziert. Hierunter versteht sich eine Bildung des ganzen Menschen, die nicht nur den persönlichen Erfolg der durch die im gesellschaftlichen System erworbenen Kapitalsorten umgreift, sondern auch die menschliche Ebene, die so weit ausgebildet sein sollte, dass dieser Erfolg mit anderen Menschen etwa durch dem Allgemeinwohl dienende „gute Taten“ geteilt wird. Die Interviewpartnerin Melek sagt dazu: „Jemand, der zum Beispiel studiert [...], der für andere keinen Nutzen hat, sondern nur für sich und sein Leben sich nur um Geld dreht. Zum Beispiel ein Rechtsanwalt, der keinen Menschen, die wirklich Hilfe brauchen, hilft, sondern nur denen, die viel Geld haben. Das ist dann, ok er hat sich zwar schulisch gebildet, aber nicht gebildet in der Hinsicht, was eigentlich auch Bildung ist. Menschen helfen. Also dieses Zusammenleben ist sehr wichtig, finde ich,

und das lernt man ja auch, indem man sich weiterbildet.“ (228) Diese Vorstellungen von einer allgemeinen Bildung fänden sich sowohl im Islam und anderen Weltreligionen als auch in philosophischen Schulen.

Die Bildungsforschung, die sich heute größtenteils auf die Messung der bekannten Kapitalsorten im weiteren Sinne bezieht, wäre gut damit beraten, dieser Dimension von Bildung einen Stellenwert in ihren Forschungen einzuräumen. Das gute Leben mit Bildungserfolg gleichzusetzen, wie dies vielfach indirekt getan wird, übersieht nämlich genau die ganzheitliche Bildung, die das Arbeiterkind Melek weit gebildeter erscheinen lässt, als so manchen Akademiker und so manche Akademikerin. – Und dies ist für mich wohl der wertvollste und für die Bildungsforschung innovativste Teil der vorliegenden Studie.

Gabriele Sigg, Regensburg

Eva-Maria Richter: Osteuropäische „Armutszuwanderung“ in München. Eine ethnografische Grenzregimeanalyse. München: Utz, 2017. 144 S. m. 1 Abb. (Münchner ethnographische Schriften, Bd. 23).

Eva-Maria Richter legt mit ihrem Büchlein eine Auseinandersetzung mit Diskursen, Praktiken und Aushandlungen um die Migration von rumänischen und bulgarischen Staatsbürger_innen vor. Dabei fokussiert sie die Zeit des EU-Beitritts der beiden Länder in der sogenannten EU-Osterweiterung 2007 bis zum Eintreten des Freizügigkeitsrechts 2014. Die Studie bleibt auch heute noch aktuell, entfachen sich doch stetig ähnliche Diskurse, Argumentationsmuster, Zuschreibungen, Stereotype und Problemfelder um die Zuwanderung von Menschen aus Rumänien und Bulgarien nach Deutschland. Richter zeigt auf Basis einer regimetheoretischen Herangehensweise das komplexe Regieren von einer als „Armutszuwanderung“ klassifizierten Migrationsbewegung auf, an dem eine Vielzahl an Akteur_innen beteiligt ist und in dem in einem reziproken Mechanismus stets neue Problemlagen wie Restriktionen auftreten. Darauf aufbauend geht sie der „Verhandlung der osteuropäischen Armutsmigration“ (21) im Migrationsregime, der daraus produzierten Ausschlüsse sowie den Folgen für die Migrant_innen nach.

Die Studie basiert auf einer Masterarbeit, die 2015 am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereicht wurde. Dabei wird Richter den Ansprüchen einer Qualifikationsarbeit durchaus gerecht: Akribisch reflektiert sie ihre eigene Positionierung, verortet sich in fachlichen und theoretischen Kontexten und erläutert ihre methodische Herangehensweise sowie das Material, auf das sie sich bezieht. Dabei vermag sie auf strukturierte Weise zwei Desiderata aufzeigen, zu deren Schließung ihre Arbeit beitragen will: Zum einen erweitert sie die Ansätze einer Grenzregimeforschung auf den städtischen Raum, um hier anhand ihrer empirischen Erkenntnisse eine konkrete Materialisierung aufzuzeigen; städtische Politiken spielen eine zunehmende Rolle

in der Implementierung des Grenzregimes. Zum anderen stellt die Beschäftigung mit der Zuwanderung aus Osteuropa und der „differentielle[n] Inklusion“¹ hierarchisierter Migrationsbewegungen im Fachkontext ein Novum dar – handelt es sich doch um ein relativ neues Phänomen.²

Zu Beginn referiert Richter den Forschungsstand und setzt sich mit neueren Entwicklungen in der (kritischen) Migrationsforschung auseinander. Hier skizziert sie kurz die Perspektive einer reflexiven Wende der Migrationsforschung, die sich insbesondere in der Abkehr vom Container-Modell des Nationalstaats zeigt. Im Zuge dessen hätte eine differenzierte Ausarbeitung des Transnationalismus-Ansatzes der Arbeit eine zusätzliche Tiefe verliehen, beschreibt die Autorin doch im weiteren Verlauf immer wieder am Rande zirkuläre und reziproke Praktiken in den Migrationsprojekten, wie beispielsweise das Verschicken von Geld und Gütern, die temporäre Rückkehr zur Familie et cetera.

In der weiteren Darstellung der Erforschung von Migrations- und Grenzregimen wendet sie sich gegen ein „reines Subjekt-Objekt-Verhältnis“ (13) von Migrant_innen und Strukturen der Kontrolle. Mit dieser Perspektive verortet sie ihre Arbeit auf der Grundlage des Konzeptes der „Autonomie der Migration“,³ das die Migration selbst als Akteurin der Geschichte begreift, die neben einer Vielzahl an Akteur_innen an der Konstituierung des Grenzregimes beteiligt ist. Diese theoretische Konzeptualisierung stellt die Grundlage ihrer Arbeit dar, mittels derer Richter ihr empirisches Material aufeinander bezieht und das „beständige[] wechselseitige[] Aufeinander-Reagieren von grenzüberschreitender Mobilität und Überwachungspolitiken“ (14) in den Fokus nehmen kann. Dies setzt sie in Bezug zum Komplex Stadt und Migration, an dem sich ein Regime exemplarisch erforschen lässt. Hier zeigt sie neuere theoretische Punkte auf, die sie sogleich für ihre Arbeit produktiv zu machen weiß. Dies verzahnt sie auch mit Ansätzen einer Anthropologie des Politischen, die im jüngsten Fachkontext zunehmend an Relevanz gewinnen.⁴

Richters Anspruch ist – der „ethnographischen Grenzregimeanalyse“⁵ folgend – ein „ganzheitliches Bild des Migrationsregimes in München“ (25) zu zeichnen. Hierzu greift sie auf eine Bandbreite an qualitativen, ethnographischen Methoden und dadurch gewonnenes empirisches Material zurück. Durch die Arbeit ziehen sich insbesondere lange Interviewausschnitte mit Initiativen, Beratungsstellen, städtischen Einrichtungen und anderen Expert_innen. Ergänzend zieht Richter mediale Darstellungen in Bild und Text sowie politische beziehungsweise städtische Veröffentlichungen zum Themenfeld hinzu und ergänzt dies durch situative Beschreibungen und informelle Gespräche mit Obdachlosen.

Gerade Letzteres kommt etwas zu kurz und schwächt die ansonsten dichte, erkenntnisreiche und durchweg überzeugend argumentierende Arbeit ab. Die Fülle an empirischem Material, die den Großteil der Arbeit ausmacht, wäre dadurch um eine wichtige Perspektive erweitert worden. So vermittelt die Arbeit zwar ein differenziertes Bild in der chronologischen beziehungsweise

„genealogischen“ Darstellung um die „Armutszuwanderung“, Migrant_innen erscheinen aber meist nur über Fürsprecher_innen vermittelt. Dies hat sicherlich mehrere nachvollziehbare Gründe: Neben der Sprachbarriere erscheint auch der alltägliche Überlebenskampf wichtiger als ein Interview für eine wissenschaftliche Qualifikationsarbeit. Dennoch schafft Richter es, anhand von herausgearbeiteten Kategorien die Problemkomplexe und strukturelle Formen von Ausschluss aufzuzeigen. Dadurch zeichnet sie ein differenziertes Bild, dass den defizitären Blick auf diese Form von Migration nicht reproduziert, sondern strukturelle Problemlagen herausstellt und Diskurse, Stereotype und Negativ Erzählungen dekonstruiert. Die Herangehensweise einer „chronologischen Genealogie“ (45) ist für das Aufzeigen einer Herausbildung des „Regime[s] der Armutszuwanderung“ (93) mit all den beteiligten Akteur_innen, wechselseitigen Bedingungen und Aushandlungen sowie der tragenden Rolle der Migration selbst äußerst produktiv.

Insgesamt eine gelungene Arbeit, die sich anhand des Regierens von „Armutszuwanderung“ den Ausschlussmechanismen städtischer Politiken widmet und aufzuzeigen vermag, wie sich das europäische Migrationsregime in das Innere des EU-Territoriums und den alltäglichen Raum der Städte verlagert. Die Studie beleuchtet, dass sich trotz Entwicklungen rechtlicher Gleichstellungen in der europäischen Freizügigkeit weiterhin „stratifizierte Rechte“,⁶ also Unterschiede im Status von Subjekten vorherrschen und die Klassifikation nach Herkunft weiterhin wirkmächtig bleibt. Dies ist insbesondere vor dem Hintergrund anderer Migrationen aus dem EU-europäischen Raum – wie beispielsweise im Zuge der Finanzkrise⁷ – offensichtlich. Darüber hinaus liegt mit der Studie ein exzellentes Beispiel für eine anwendungsorientierte Umsetzung der häufig abstrakt bleibenden ethnographischen Grenzregimeanalyse vor. Dies basiert mitunter auf dem klar abgesteckten Feldzuschnitt sowie der Auswahl an empirischen Bezugspunkten. Dennoch hätte ein Einbezug von zusätzlichen Stimmen aus der Perspektive der Migration sowie von rassismustheoretischen Ansätzen die Arbeit um weitere Aspekte erweitert.

Anmerkungen

¹ Sandro Mezzadra u. Brett Neilson: Grenzen der Gerechtigkeit, differentielle Inklusion und Kämpfe der Grenze. In: Lisa-Marie Heimeshoff, Sabine Hess, Stefanie Kron, Helen Schwenken u. Miriam Trzeciak (Hgg.): Grenzregime II. Migration, Kontrolle, Wissen. Transnationale Perspektiven. Berlin/Hamburg 2014, S. 232–255.

² In diesem Kontext sind mittlerweile weitere Arbeiten erschienen. Vgl. *Initiative Zivilcourage München*: Towards a Workers' Center. (Selbst-)Organisierungsversuche von EU-migrantischen Arbeiter*innen in München. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 4 (2016), H. 2/3, S. 113–120; *Mathias Fiedler u. Lee Hielscher*: Aus den Kreisläufen des „Schweinesystems“. Die Fleischindustrie im Oldenburger Münsterland als Regime von Mobilität und Ausbeutung. In: *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 3 (2017).

URL: <http://movements-journal.org/issues/04.bewegungen/12.fiedler,hielscher--kreislaufe-schweinesystem.html> [8.3.2019]; *Lisa Riedner*: Aktivierung durch Ausschluss. Sozial- und migrationspolitische Transformationen unter den Bedingungen der EU-Freizügigkeit. In: *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 3 (2017). URL: <http://movements-journal.org/issues/04.bewegungen/06.Riedner--aktivierung-durch-ausschluss.html> [8.3.2019]; *Lisa Riedner*: Arbeit! Wohnen! Urbane Auseinandersetzungen um EU-Migration. Eine Untersuchung zwischen Wissenschaft und Aktivismus. Münster 2018.

³ *Sandro Mezzadra*: Autonomie der Migration. Kritik und Ausblick. 2010. URL: <http://www.linksnet.de/de/artikel/25757> [11.3.2019].

⁴ *Johanna Rolsboven u. Ingo Schneider* (Hgg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin 2018.

⁵ *Vassilis Tsianos u. Sabine Hess*: Ethnographische Grenzregimeanalyse. Eine Methodologie der Autonomie der Migration. In: Sabine Hess u. Bernd Kasperek (Hgg.): Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa. Berlin/Hamburg 2010, S. 243–264.

⁶ *Katrin Mohr*: Stratifizierte Rechte und soziale Exklusion von Migranten im Wohlfahrtsstaat. In: *Zeitschrift für Soziologie* 34 (2005), H. 5, S. 383–398.

⁷ *Manuel Liebig*: Die „Empörten“ in Bewegung. Soziale Proteste in Spanien und ihre Transnationalisierung durch Migration (Berliner Abschlussarbeiten der Europäischen Ethnologie 2). 2018. URL: <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/19927> [8.3.2019].

Manuel Liebig, Wien

Rolf Wörsdörfer: Vom „Westfälischen Slowenen“ zum „Gastarbeiter“. Slowenische Deutschland-Migrationen im 19. und 20. Jahrhundert. Paderborn: Schöningh, 2017. 491 S. m. Abb., 11 Tab. (Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 33).

Dank des Buches von *Rolf Wörsdörfer* wissen wir es nun ganz genau: Zuwanderungen aus Slowenien in das sich industrialisierende Deutschland des 19. Jahrhunderts setzten sich auch im 20. Jahrhundert – trotz der Unterbrechungen durch zwei Weltkriege – fort, mündeten oft in Niederlassungen, aber auch Remigrationen und beförderten nachhaltig gesellschaftliche Verflechtungen zwischen dem südöstlichen und dem mittleren Teil Europas. Wörsdörfer untersucht Migrations- und Niederlassungsvorgänge slowenischsprachiger Migranten verschiedener Epochen im Kontext politischer Transformationen, Systemwechsel und Grenzverschiebungen in den Herkunfts- und Zuwanderungsstaaten. Der Titel „Vom ‚Westfälischen Slowenen‘ zum ‚Gastarbeiter‘“ des fast 500 Seiten starken Werkes kündigt es bereits an: Nah an der Geschichte der migrierenden Menschen – den slowenischen Bergleuten und Landwirten aus der Habsburger Monarchie und den Arbeitsmigranten aus der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien und ihrer damaligen Teilrepublik Slowenien – lernt der/die LeserIn die Akteursperspektive, migrantische transnationale soziale und kulturelle Praktiken und die jeweiligen Migrationsregime vor Ort und in ihrer Zeit kennen, ebenso wie die verschiedenen Kollektivbezeichnungen und die infolge von Mi-

gration entstandenen Vergesellschaftungsprozesse in den Niederlassungsgebieten.

Die Langzeitstudie rückt die slowenischsprachigen ZuwandererInnen und ihre Familien aus verschiedenen Herkunftsregionen (Krain, Steiermark und das Murgebiet) in zwei vorwiegend deutschsprachigen Zielgebieten (Ruhrgebiet und Bayern) in unterschiedlichen Migrationsphasen in den Mittelpunkt der Betrachtung, ohne die multiethnischen Kontexte in den Zuwanderungsgebieten und die migrantischen Rückbezüge zur Herkunftsgesellschaft aus den Augen zu verlieren. Untersucht werden Grenzen überschreitende freiwillige und unfreiwillige Wanderungen aus der Habsburger Monarchie in das Deutsche Reich, aus dem jugoslawischen Königreich in die Weimarer Republik, während der NS-Diktatur und Okkupationszeit sowie aus dem sozialistischen Jugoslawien in die Bundesrepublik Deutschland und Bayern. Dabei liegt der Fokus auf den migrierenden Menschen, auf ihren sozialen Gruppen in der neuen Umgebung und ihren Partizipationsmöglichkeiten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, zum Beispiel bei der Arbeit, in der Gewerkschaft, in der Wohnsiedlung, in der Kirchengemeinde und im Vereinswesen.

Wörsdörfer ist damit eine beindruckende slowenisch-deutsche Migrationsgeschichte jenseits des nationalen Paradigmas gelungen, wengleich die Frage nach der Bedeutung der slowenischen Ethnizität im Migrationsverlauf und bei Vergesellschaftungen eine forschungsleitende ist. Jedoch wird eine slowenische Ethnizität oder nationale Identität im Gepäck der MigrantInnen – anders als in zahlreichen Diasporastudien – nicht „per se“ angenommen, auch wird die „aufnehmende“ Gesellschaft nicht als ein national-homogenes Kollektiv verstanden. Den Historiker, Nationalismus- und Südosteuropa-Experten Wörsdörfer interessiert vielmehr, ob und wenn ja wie slowenische Ethnizität im Ruhrgebiet und im mittelbayerischen Donauebiet im multiethnischen Kontext konstituiert, perpetuiert und gegebenenfalls auch wieder bedeutungslos wurde (24 f.).

Auch wenn die Migrationsbewegungen zwischen Deutschland und Slowenien hauptsächlich aus ökonomischen Gründen im Zuge von Anwerbemaßnahmen erfolgten, werden im Buch auch irreguläre Migrationsformen vorgestellt. So schließt Wörsdörfers Studie die Bergarbeitermigration seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis 1941, politische Fluchtmigrationen aus dem sozialistischen Jugoslawien in das Nachkriegsdeutschland, reguläre und irreguläre ökonomische Migration und Leiharbeit, die „Gastarbeiter“-Migration infolge des deutsch-jugoslawischen Anwerbeabkommens von 1968 sowie den Familiennachzug ein. Quellenfundiert wird der politische, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Status der Zuwanderer in Deutschland, am Beispiel des Ruhrgebiets und Bayerns, nachgezeichnet und in seinem Wandel im Verlauf eines Jahrhunderts dargestellt. Das Aufspüren sozialer Wirklichkeiten und Verflechtungsbeziehungen im pluri-lokalen transnationalen Sozialraum der slowenischen MigrantInnen lässt somit die niederrheinische Bergarbeitersiedlung oder das Ar-

beiterviertel Ingolstadts nicht einfach als „deutsch“ oder „bayerisch“, sondern vielmehr als multikulturelle Lebensorte aufscheinen.

Trotzdem bleibt nationalstaatliche Migrationspolitik in den Vergesellschaftungsprozessen wirkungsmächtig. Wörsdörfer kann beispielsweise zeigen, dass die jugoslawischen und slowenischen Vereine der ArbeitsmigrantInnen in Ingolstadt aus einem gewachsenen Selbstbewusstsein im Laufe des Integrationsprozesses der Zuwanderer entstanden sind, jedoch mit der Verfassungsänderung von 1974 in Jugoslawien und einer sich verstärkenden Betreuung der Vereine durch Institutionen der slowenischen Teilrepublik in ihrer Ausrichtung immer „slowenischer“ wurden (400). Mit zunehmender Föderalisierung Jugoslawiens differenzierte sich auch das Vereinswesen der Zuwanderer aus Jugoslawien weiter aus, wobei Wörsdörfer deutlich machen kann, dass nicht allein eine fortschreitende Nationalisierung, sondern auch geschlechtsspezifische, soziale und kulturelle Faktoren die Ausdifferenzierung der Vereine jugoslawischer Staatsbürger in Ingolstadt beförderten.

Hervorzuheben ist die im Buch präsentierte Quellenvielfalt. Relevante Quellen wurden in Deutschland, Österreich, Italien und Slowenien identifiziert und ausgewertet; die Forschungsarbeit auf der Makro-, Meso- und Mikroebene führte den Autor in die Staatsarchive, in städtische Archive, in die Archive der Gewerkschaften, Kirchen und Wohlfahrtsverbände sowie zu den Akteuren der Migration selbst. Interviews mit Zeitzeugen, den Akteuren der Migration und ihren Nachkommen sowie die Auswertung migrantischer Periodika ergänzen die in den Archiven vorgefundene Perspektive von Politik und Verwaltung um die Perspektive der gewanderten Menschen, ihrer Familien und Vereine. Es ist ein besonderes Verdienst des Autors, dass mit der Erhebung von Zeitzeugen-Interviews neue Quellen zur Erforschung der Akteursperspektive geschaffen wurden. Wie knapp die Zeit für Oral History sein kann, erzählt das Vorwort, denn jene „Westfälischen Slowenen“ der zweiten Generation, die mit dem Autor in den Jahren zwischen 2005 bis 2007 sprachen, um das Leben ihrer Familien in den niederrheinischen Bergarbeitersiedlungen zu beschreiben, waren zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung (2017) nicht mehr unter den Lebenden. Eine Geschichte der Migration im Zeitalter der Globalisierung in einem sich durch Migration immer enger verflechtenden Europa – so zeigt es Wörsdörfers Buch einmal mehr – ist nicht einfach zu haben. Sie ist komplex, denn heftet sich der/die ForscherIn an die Fersen der MigrantInnen, so zieht es ihn/sie in den Herkunfts- sowie den Niederlassungsort, in die urbanen, multikulturellen und multiethnischen, aber auch pluri-lokalen Lebenswelten und transnationalen Orte der Vergesellschaftungen der MigrantInnen, auf die innen- und außenpolitisch vereinbarte Migrationspolitiken einwirken. Rolf Wörsdörfers transnationale Forschungsperspektive, der zusammengetragene Quellenreichtum, die Detailgenauigkeit in der Auswertung sowie die daraus resultierenden lokalen Nahaufnahmen unter Einbindung des Makrokontextes sind die Zutaten, die es braucht, um der Komplexität der Migrationsvorgänge aus dem südöst-

lichen in den westlichen Teil Europas im Untersuchungszeitraum gerecht zu werden. Dem Autor gelingt die Zusammenschau am eindrucklichsten ganz konkret in den Arenen der Aushandlung von Migrations- und Niederlassungsvorgängen in den für die Migranten relevanten sozialen Orten – den Wohnorten, den Vereinen, am Arbeitsplatz, den Gewerkschaften und den Kirchengemeinden. Jedoch kommen die Sprünge zwischen der Mikro-, Meso- und Makroebene stellenweise unvermittelt, so dass Zusammenfassungen nach den einzelnen Kapiteln wünschenswert gewesen wären. Der Vergleich der verschiedenen Migrationsepochen zum Schluss des Buches schärft den Blick für migrationspolitische Kontinuitäten, den Wandel der Migrationsregime und für den Zusammenhang von Ethnizität als Gruppenmerkmal und Migrationspolitik im Migrations und Einwanderungsprozess.

Rolf Wörsdörfers Buch eröffnet neue Perspektiven auf die Gesellschaften Südosteuropas und Deutschlands jenseits nationalstaatlicher Rahmung, die beide über Jahrhunderte hinweg im Austausch durch Migration miteinander standen und nach wie vor stehen. Es wird weiteren Forscherinnen und Forschern der europäischen Migrationsgeschichte als Anregung dienen und ist ebenso ein verdienstvoller Beitrag zur Geschichte des Nationalismus und des Transnationalismus in einem seit jeher von Migration geprägten Europa.

Karolina Novinšćak Kölker, München

Wolfgang Dahmen u. Gabriella Schubert (Hgg.): Schein und Sein. Sichtbares und Unsichtbares in den Kulturen Südosteuropas. Wiesbaden: Harrassowitz, 2017. VII, 244 S. m. Abb. (Forschungen zu Südosteuropa. Sprache – Kultur – Literatur, Bd. 14).

Der Titel des von *Wolfgang Dahmen* und *Gabriella Schubert* herausgegebenen interdisziplinären Bandes zum gleichnamigen Symposium, das im Dezember 2015 an der Universität in Jena durchgeführt wurde, zieht die Aufmerksamkeit insbesondere eines Lesers auf sich, der sich von schwer objektivierbaren Kategorien angesprochen fühlt. Fernerhin weckt auch die Verortung der vermeintlichen Gegensatzpaare Schein/Sein und Sichtbares/Unsichtbares, denen das Irrationale anzuhafte scheint, in den Kulturen Südosteuropas die Neugier: Inwiefern alterieren ihre Erscheinungsformen und Lesarten in Südosteuropa im Vergleich zu Westeuropa? Worin besteht die explanative Kraft der Kategorien im Hinblick auf südosteuropäische Phänomene? Wie meistern die Autoren den Balanceakt zwischen Zuschreibung und Relativierung, Konstruktion und Dekonstruktion, Stereotypisierung und deren Überwindung? Bereits die Offenheit der Fragen, die die Symposiums-Teilnehmer an den Gegenstand richteten, zeugen von einer nicht unproblematischen Handhabung der Begriffspaare: Was wird in welchen Formen wahrgenommen und dargestellt oder nicht wahrgenommen beziehungsweise unsichtbar gemacht? Welche Kräfte, Ideen und Vorstellungen wirken darauf ein? Wel-

che kulturellen Traditionen, gesellschaftlichen Ein- und Ausschlüsse produzieren Wahrnehmungsordnungen, Erkenntnisfelder und Machtstrukturen? (VII) Gleichwohl geben die einleitenden Bemerkungen der Herausgeberin eine erste Orientierungshilfe, indem sie dominante Motive und terminologische Zusammenhänge der im Sammelband enthaltenen Beiträge zusammenführt. Erhellende Leitgedanken formuliert *Klaus Roth* im Keynote-Beitrag zur Kommunikation und zum Alltagshandeln in Südosteuropa. Offensiv geht er die Gretchenfrage des Bandes an: Inwiefern ist die Beziehung des Sicht- und Unsichtbaren in Südosteuropa anders geartet als in der westlichen Welt? Vorsichtig, zunächst kulturhistorisch und dann theoretisch, nähert er sich den Kategorien an, bevor er konkrete Beispiele aus den Bereichen der Sozialbeziehungen, Politik, Wirtschaft und Medien anführt. Hinsichtlich der in Südosteuropa vorherrschenden Interaktionsweisen mache sich noch immer das byzantinisch-osmanische Erbe bemerkbar: In Südosteuropa „spielt wegen des Geschichtspfades das Verbergen als Kulturtechnik [...] eine überaus wichtige strategische Rolle, musste man doch über Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart hinein gegenüber fremden Mächten alles verstecken, um seine Familie und sich selbst zu schützen, seine Integrität und Identität zu wahren“ (19). Freilich räumt Roth schließlich die Notwendigkeit einer idealtypischen Darstellung ein, um die von der „aufgeklärten“ westlichen Welt divergierende Gewichtung des Sichtbaren und Unsichtbaren herausstellen zu können (21).

Unter der Überschrift „Erinnern und Vergessen“ werden die folgenden drei Artikel zusammengefasst. *Nicole Immig* begibt sich auf eine Spurensuche nach den unsichtbaren Vergangenheiten Thessalonikis. Gemeint sind jüdische, muslimische und slawische Vergangenheiten, die keinen Eingang in die offiziellen, meist national gefärbten Stadterzählungen gefunden haben: „In diesem Kontext stellt die Sichtbarkeit im Sinne von Evidenz und politischer, moralischer und gesellschaftlicher Anerkennung also eine entscheidende Kategorie in der gesellschaftlichen Aushandlung um die Inklusion ‚anderer Vergangenheiten‘ in offizielle Narrative städtischer Vergangenheit dar.“ (31)

Peter Jordan fasst sich mit südosteuropäischen Kulturlandschaften, die heute zwar keine Verwaltungseinheiten mehr bilden, doch durch die symbolische Wirkung ihrer geografischen Namen noch immer identitätsstiftend wirkten. Obschon der Autor dies an Namen wie Galizien oder Dalmatien verdeutlicht, überzeugt sein Fazit, dass ein geografischer Name genüge, „um einen reichen und mit Gefühlen beladenen raumbezogenen Begriffsinhalt durch die Geschichte zu tragen“ (48), nicht vollends (vielleicht, weil ein Drittel der hierzu herangezogenen Literatur vom Autor selbst stammt?).

Um sich den dominanten Topoi der kollektiven Trauer und den Dynamiken der Trauerkultur in Kosovo und Oluja zu nähern, verwendet *Snežana Stanković* in ihrem Beitrag Konzepte aus den Theaterwissenschaften, der narrativen Psychologie, der Erzähltheorie und der Soziolinguistik. Damit stellt sie ihre „essayistische Be-

trachtung“ (58) und Argumentation auf ein gleichwohl stabiles theoretisches Fundament.

Der zweite Teil des Bandes ist dem „Sozialverhalten und Sozialem Handeln“ gewidmet. Den Auftakt macht *Anton Sterbling*, der südosteuropäische Beispiele für die „Ergänzungs- oder Nebenerscheinungsformen des Sehens“ – des „Gesehenwerdenwollen[s]“, des „Nichtgesehenwerden[s]“ oder des „Nichtgesehenwerdenwollen[s]“ (67) – unter Verwendung der Theoreme Sozialprestige, soziale Ehre oder soziale Kontrolle einer soziologischen Analyse unterzieht. Er illustriert seine Überlegungen anhand mehrerer Beispiele, unter anderem einer rumänischen Hochzeit.

Eine sehr gut recherchierte Studie liefern *Martin Mlinarić* und *Dragan Šljivić* zum Familismus in Ex-Jugoslawien, in der die Autoren einen Vergleich zwischen einer serbischen orthodoxen Zivilgesellschaft und einer kroatischen neokonservativ inspirierten Initiative durchführen. In ihrem pro-familiären Kurs richteten sich beide Bewegungen gegen die institutionelle Gleichstellung sexueller Minderheiten. Ohne dass die Leitkategorien des Bandes explizit zur Anwendung kämen, gelingt es den Autoren, die Verwobenheit der Motive der familistischen Bewegungen abzubilden; spannend ist hier auch der Vergleich zu populistischen Bewegungen in Deutschland.

Zentrale Begriffe im dritten Teil des Bandes sind „Glaube und Brauch, Imagination und Performanz“. Aus theaterwissenschaftlicher Perspektive untersucht *Walter Puchner* Sichtbares und Unsichtbares in der Volkskultur Südosteuropas. Nachdem er in einem theoretischen Vorspann den Zusammenhang zwischen Oralkultur, Imagination und Performanz erläutert, geht er auf die kulturellen Manifestationen des Performativen in Griechenland ein. Auffällig ist auch hier die Selbstreferenzialität des Beitrags (die Hälfte der angeführten Literatur stammt vom Autor).

Wörtlich nimmt die Herausgeberin *Gabriella Schubert* Bezug zum Tagungsthema, wenn sie den serbischen Brauch *Slava* im Spannungsfeld von sichtbar/unsichtbar und Schein/Sein untersucht. Die Präsenz der Begriffspaare zeige sich im Hauptpatronatsfest *Slava*, das im „Familienbrauchtum der Serben eine zentrale Rolle spielt“ (121). Die Autorin beschreibt nicht nur die historische Entwicklung, den Ablauf und die dominanten Motive der *Slava*, sondern fragt zudem, ob das Fest als „ethno-kulturelle[r] Marker für das Serbentum“ (123) gelte. Problematisch ist die Verortung der *Slava* zwischen Schein und Sein: Es werde ein „übertriebener Luxus und unangemessener finanzieller Aufwand in Kauf genommen, um den Schein der gesellschaftlichen Pflicht bzw. der Erwartungshaltung des sozialen Umfeldes und dem Diktat der nationalen Identifikation Genüge zu tun“ (129). Dem Fazit, Schein und Sein klafften hier weit auseinander, hängt freilich ein wertender Klang an, allemal, da nicht deutlich wird, ob es sich dabei um emische oder etische Kategorien handelt.

Der Magie im südslawischen Lied im Wandel widmet sich *Petra Himstedt-Vaid*. Der Glaube an den Bösen Blick und das Amulett als magisches Mittel spiele auf dem Balkan im „Volksglauben“ und somit auch

im Volkslied eine große Rolle. Zwar liefert die Autorin hierfür viele Belege in Gestalt von Liedtexten, doch stammen diese meist aus dem beginnenden 20. Jahrhundert. Volkskundlich relevant wäre sicherlich auch die Offenlegung der Transformationen des „Volksglaubens“ bis in die Gegenwart.

Der vierte Teil des Bandes „Identität, Selbst- und Fremdwahrnehmung“ ist mit fünf Beiträgen der umfangreichste. Der erste stammt von *Hans-Christian Maner*, der sich mit der Darstellung südosteuropäischer Regionen der Habsburgermonarchie und ihrer Bewohner im „Kronprinzenwerk“ beschäftigt. Maner greift für seine Studie drei Bände des Werkes zu Dalmatien, Bosnien und Hercegovina, Croatien und Slavonien heraus und untersucht sie hinsichtlich der darin enthaltenen Einträge zur Landschaft, Geschichte und Volkskunde. In seinem informativen Beitrag fragt er nach den Motiven, den Charakteristika und den Intentionen der Darstellungsweisen im Kronprinzenwerk.

Aktuell, gehaltvoll und einschlägig im Hinblick auf die Leitkategorien ist der Beitrag von *Alexander Kiossev*, in dem er die Gebrauchsweisen bulgarischer Identitätssymbole im öffentlichen Raum untersucht. Ein recht abstrakter Einstieg dient der Schärfung des analytischen Instrumentariums, mit dem anschließend der visuelle Raum Sofias im Hinblick auf die nationalen Symbole außerordentlich überzeugend entschlüsselt wird. Dicht beschreibt Kiossev die visuelle Topografie der Stadt und fragt nach der Position und Funktion patriotischer Bilder, die „tief verwickelt [sind] in den Prozess permanenter Kämpfe und Re-Interpretationen. Dazu zerfällt die visuelle Umgebung von Sofia in verschiedene ‚Sphären‘ und Etagen, die nicht miteinander kommunizieren und dennoch einen homogen-bunten, belasteten Stadtbildschirm bilden.“ (182) Dieser herausragende Beitrag zeigt einmal mehr, dass Wissenschaftlichkeit auch ohne Selbstreferenz auskommt.

In ihrem englischsprachigen Text fragt *Jelena Jorgačević Kisić* nach der Rolle der Medien bei der Konstruktion von Stereotypen. Hierfür vergleicht sie die Berichterstattung der FAZ und des Spiegels über die Serbische Orthodoxe Kirche (SOK) in der Zeit von 2000 bis 2013. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die Rolle der SOK in den Berichten zunächst neutral bis positiv und infolge der politischen Umbrüche zunehmend negativ bewertet worden sei. Die Färbung der Berichte hänge überdies von der Informiertheit des jeweiligen Journalisten ab.

Victoria Popovici und *Wolfgang Dahmen* hinterfragen Sein und Schein in der rumänischen etymologischen Forschung und demonstrieren, wie sprachwissenschaftliche Erkenntnisse zur Verfolgung kulturpolitischer oder nationalistischer Interessen verwendet werden. Anhand konkreter Wortbeispiele belegen die Autoren die Frankophilie in der etymologischen Erforschung des Rumänischen. Der Rekurs auf das Französische sei dem Versuch geschuldet, „dem seit Jahrhunderten vorhandenen Gefühl der Zugehörigkeit zur (mittel-)europäischen Geistes- und Kulturwelt, für die die französische Sprache und Kultur stellvertretend stehen, sichtbaren Ausdruck“ (226) zu verleihen.

Christian Voss nimmt im letzten Beitrag die visuellen Repräsentationen von Religion und Ethnizität der Pomaken West-Thrakiens in den Blick. Er stellt die im griechischen Teil des Rhodopegebirges ansässige Minderheit vor und zeigt auf, wie sie sich heute im Territorialkonflikt zwischen Griechenland, Bulgarien und der Türkei positioniert.

Resümierend lässt sich festhalten, dass der Band zahlreiche gehaltvolle Beiträge enthält, die dem Leser tiefe Einblicke in diverse lebensweltliche Bereiche südosteuropäischer Kulturen erlauben. Die gesellschaftspolitische Aktualität und Relevanz der darin angesprochenen Themen liegt in Anbetracht der europäischen Nachbarschaft bei gleichzeitig vielfach bestehenden Wissensdefiziten auf der Hand. Auch wenn die AutorInnen Schein/Sein, Sichtbares/Unsichtbares auf kreative Weise in ihre Argumentation einflechten, stellt sich am Ende noch immer die Frage, ob gerade diese Kategorien – zumal mit einer geografischen Fixierung – erkenntnisbringend sind und es vermögen, eine Klammer um die heterogenen Studien zu legen. Diesem Problem gehen die AutorInnen elegant aus dem Weg, indem sie die Kategorien weniger als scharfe Analyseinstrumente, denn vielmehr als inspirierende Leitmotive verwenden, die nicht begrenzen und einengen, sondern freie Interpretationsräume eröffnen, um sich ihren in Südosteuropa verorteten Themen zu nähern. Es bleibt anzumerken, dass dem Sammelband mit Blick auf den uneinheitlichen Satz sowie die Flüchtigkeitsfehler eine Endredaktion sicherlich nicht geschadet hätte.

Oliwia Murawska, Mainz

Klaus Roth u. Ioannis Zelepos (Hgg.): Klientelismus in Südosteuropa. 54. Internationale Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft in Tutzing, 5.–9. Oktober 2015. Berlin: Peter Lang, 2018. 246 S. m. Abb. (Südosteuropa-Jahrbuch, Bd. 43).

Bereits der knapp-prägnante Titel des Sammelbandes „Klientelismus in Südosteuropa“, herausgegeben von dem Europäischen Ethnologen *Klaus Roth* und dem Byzantinisten *Ioannis Zelepos*, verheißt nichts Gutes: undurchsichtige Machenschaften, Vetternwirtschaft, Korruption in kleinem wie in großem Stil, die „Griechenlandkrise“ und „balkaneske“ Praktiken, die der EU-Integration zuwiderlaufen – das sind die stereotypen westeurozentrischen Bilder, die hier geweckt werden. Obwohl zahlreiche der im Band vorgestellten kultur- und ethnografischen, ethnografischen, soziologischen, geschichts- und politikwissenschaftlichen Analysen auf Patron-Klient-Beziehungen und korrupte Praktiken fokussieren, gelingt es ihnen, kritisch-reflektiert und äußerst differenziert das Thema aus verschiedenen Perspektiven zu behandeln.

Die grundlegende Frage des Sammelbandes, der auf eine interdisziplinäre Tagung in der Politischen Akademie Tutzing zurückgeht, lautet zunächst: Gibt „es tatsächlich einen spezifischen südosteuropäischen Klientelismus als Alltagspraxis sowie als politische Strukturbe-

dingung“? (9) Die einzelnen Aufsätze geben zum Teil unterschiedliche Antworten darauf und zeigen, dass sowohl Anlass zur Sorge besteht als auch zur Hoffnung. Den Anfang macht der erhellende und kluge Beitrag „Klientelismus als Sozial- und Kulturphänomen“ vom kürzlich verstorbenen und in der Fachwelt schmerzlich vermissten *Christian Giordano*. Der Autor schärft die Begriffe und legt die historischen Entstehungsprozesse von Patron-Klient-Beziehungen in Europa im Allgemeinen und Südosteuropa im Besonderen dar. Er beschreibt die „Klientschaft und das Patronat“ als asymmetrisch verlaufend außerfamiliale Abhängigkeitsverbindungen, die „nahezu Züge anthropologischer Konstanten“ (14 f.) annehmen und nicht mit Korruption gleichzusetzen sind. Während Klientelismus auf gegenseitigen Tauschbeziehungen beruhe, gehe es bei Korruption um illegale Kauf- beziehungsweise Bestechungspraktiken (17). Das Spezifische an Patron-Klient-Beziehungen in Südosteuropa liege darin begründet, dass es sich hier um Gesellschaften mit – vor allem subjektiv wahrgenommenen – mehrfachen, „wenn nicht sogar permanenten Überlagerungserfahrungen“ handelt, die „Gesellschaften öffentlichen Misstrauens“ haben entstehen lassen (19). *Giordano* argumentiert, dass man den Klientelismus nicht auf „eine rückständige und statische Mentalitätsform zurückführen“ dürfe, sondern auf die „jahrhundertlang andauernde und fortlaufende scheiternde Staatlichkeit“ (23). Die Praxis der Patronage ist damit also vielmehr Ausdruck von Widerstand gegen die staatliche Hegemonie, eine Form kultureller „rational choice“ (26).

Diesen Prämissen weitgehend folgend, widmen sich die drei anschließenden Beiträge von *Milena Benovska-Säbkova*, *Anton Sterbling* und *Jutta Lauth Bacas* dem „Klientelismus als Alltagspraxis“. Die Ethnologin *Milena Benovska-Säbkova* zeichnet anhand von biografischen Interviews mit Vertretern der technischen Intelligenz nach, wie sich die Patron-Klient-Beziehungsstrukturen in Bulgarien im Zuge der Systemtransformation vom Klientelismus hin zur Korruption gewandelt haben. Für die Gegenwart konstatiert sie, dass es besonders der Gesundheits- und der Bildungsbereich sind, „that affect every family and every person in Bulgaria“ (41). Habe man im Sozialismus die Dienstleistung wie beispielsweise medizinische Beratung oder einen guten Kindergartenplatz mit „Gefälligkeiten“ belohnt, würde man heute dafür, zum Beispiel für bestandene Prüfungen, bezahlen müssen, was die Reziprozität – ein Wesensmerkmal von klientelistischen Tauschbeziehungen – hinfällig werden lässt. Dass Bestechungen gerade in den Bereichen Gesundheit und Bildung stattfinden, ist dem „brain drain“ von Ärzten, Akademikern und Studierenden in westeuropäische Staaten geschuldet. Diese Form der massenhaften „petty corruption“, schlussfolgert die Autorin, würde zuweilen größeren Schaden anrichten als die „grand corruption“. Im anschließenden Beitrag von *Anton Sterbling* geht es um die strukturellen Formen des parteipolitischen Klientelismus und der Korruption vor allem in Rumänien. Der Soziologe geht von einem modernisierungstheoretischen Ansatz aus und sieht den politischen Klient-

telismus vor allem durch „Strukturelemente wie ‚Partikularismus‘, ‚öffentliches Misstrauen‘, ‚Informalität‘ und ‚neopatrimonialer Etatismus‘ gestützt“ (62). Diese würden schließlich auch die Durchsetzung „universalistischer normativer Systeme“ durch die EU in hohem Maße behindern (63). Griechenland steht im Zentrum der Arbeit der Sozialanthropologin *Jutta Lauth Bacas*. Auch sie zeichnet in ihrer eindringlichen Fallstudie zur Persistenz klientelistischer Strukturen in Griechenland kein allzu optimistisches Bild. So kann sie am Beispiel der sogenannten Lagarde-Liste minutiös die systematische Nicht-Verfolgung von Steuersündern trotz immenser Staatsverschuldung rekonstruieren und als ein „eingespieltes kulturelles Muster“ identifizieren sowie die Beständigkeit und Kontinuität von politischer Patronage zwischen politischen Eliten und „einflussreichen“ Wählern dokumentieren (85).

Eine historische Perspektive auf das Phänomen des Klientelismus im Osmanischen Reich und in Serbien richten Anna Vlachopoulou und Klaus Buchenau. *Anna Vlachopoulou* thematisiert in ihrem quellen-sättigten Beitrag die „Konkurrenzen, Kooperationen und Konflikte“ zwischen muslimischen und christlichen politischen Eliten auf der Peloponnes im 18. und 19. Jahrhundert. Dabei kann sie (zumindest für ihr Fallbeispiel) überzeugend das gängige Paradigma infrage stellen von der „Fremdherrschaft“, die zu einem Misstrauen in den Staat und dem Wunsch nach Freiheit geführt haben soll“ (106). Im Gegenteil, argumentiert die Autorin, die christlichen Eliten „erscheinen [...] als integraler Bestandteil des Systems, nicht als Fremd-Beherrscher“ (107). *Klaus Buchenau* analysiert den Wandel der Korruption und der Diskurse darüber in Serbien beziehungsweise Jugoslawien in den letzten zwei Jahrhunderten. Dabei kann er darlegen, wie sich in den wandelnden Korruptionsdiskursen auch ein Wandel soziokultureller Werte abzeichnet.

„Wirtschaftlichen Dimensionen“ von Patronage und Korruption sind die nächsten vier Beiträge gewidmet. Die Wirtschaftswissenschaftler *Thomas Steger* und *Stiven Tripunovski* plädieren in ihrem Beitrag dafür, vermehrt die Akteure aus der Wirtschaft in Untersuchungen zu Klientelismus und Korruption einzubeziehen. So legt ihre Studie für Serbien der letzten 20 Jahre nahe, dass das Phänomen der Korruption in der Wirtschaft in medialen und auch wissenschaftlichen Diskursen durch Praktiken der „Normalisierung“, „Simplifizierung“, „Externalisierung“ und „Invertierung“ marginalisiert werde. Ebenso wenig erfreuliche Befunde liefern auch die anderen Autoren. *Gudrun Steinacker*, 2014 bis 2016 Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland in Montenegro, beschreibt ihre Erfahrungen als Diplomatin mit klientelistischen Beziehungen zwischen politischen und Wirtschaftsakteuren. Die neuen Eliten, so Steinacker, würden es „ausgezeichnet [verstehen], Demokratie und Rechtsstaat zu fingieren, hinter deren Fassade klientelistische Beziehungen blühen und gedeihen“ würden (143). Die Europäische Ethnologin *Katerina Gehl* widmet sich unter dem Schlagwort „Oligopolisierung“ den Abhängigkeitsverhältnissen zwischen politischen Eliten und den Massenmedien im heutigen

Bulgarien. Interviews mit Journalisten lassen folgende Befunde zutage treten: ein zunehmender Boulevardbeziehungsweise Skandaljournalismus, der investigative Recherchen und Analysen zugunsten eines „medialen Komforts“ vermissen lasse (151), ein „geradezu serviles Verhalten gegenüber der Macht“ (153), schwindende Medienfreiheit. „Berufliches Ethos, moralische Verpflichtungen oder ethische Standards“ würden, führt Gehl aus, „im Grunde als leere Floskeln [existieren], da sich kaum Journalisten mit dem Beruf in seiner gegenwärtigen Erscheinungsform identifizieren“ (156). Die Autorin geht noch weiter und hält fest, die Medien würden vor allem der „Legitimität der (Macht-)Eliten“ dienen, schlimmer noch: Nicht die Rolle einer vierten Gewalt haben sie inne, sondern seien „weitestgehend gleichgeschaltet“ (159), was sie zu „unmittelbare[n] Nachfolger[n] der patriarchalen kommunistischen Strategie“ mache (160). Um klientelistische (Macht-)Beziehungen zwischen Akteuren aus Politik und dem Musikbusiness geht es im Beitrag von *Eckehard Pistrick*, der an nationalen und internationalen Beispielen (Eurovision Song Contest) zeigt, wie notwendig klientelistische Netzwerke für den Erfolg von Künstlern sind.

Den Abschluss des Sammelbandes machen Aufsätze zu den „politischen Dimensionen“ der Phänomene Klientelismus und Korruption. In gewisser Weise knüpfen sie an die bisherigen Beiträge an. So behandelt *Heinz-Jürgen Axt* wie Lauth Bacas den Wandel des Partei-Klientelismus in Griechenland, der sich dort vor allem durch die Tauschbeziehung „Beschäftigungen im öffentlichen Dienst gegen Wählerstimmen“ auszeichnet – und bislang auch mit der Syriza-Regierung nicht verschwunden ist. Der Beitrag von *Ruslan Stefanov*, *Boyko Todorov* und *Stefan Karaboev* richtet den Blick auf den „Westbalkan“ und stellt Ergebnisse der SELDI-Initiative (Southeast European Leadership for Development and Integrity) zur Überwachung und Bekämpfung von Korruption vor. Zwar sei ein leichter Rückgang bei korrupten Praktiken zu beobachten, doch müsse die Justiz konsequenter gegen Korruption vorgehen (vor allem im Energiesektor und bei staatlichen Investitionsprojekten) und es müssten (weitere) zivilgesellschaftliche, vom Staat völlig unabhängige Überwachungsinstrumente implementiert werden. Um verschiedene Facetten des (partei-)politischen Klientelismus geht es im Beitrag von *Dimitrios A. Sotiropoulos* auf dem westlichen Balkan. Sotiropoulos sieht das Phänomen des Klientelismus in erster Linie als ein Herrschaftsinstrument der politischen Eliten über die „Massen“ und weniger als einen Modus politischer Teilhabe. Dabei identifiziert der Autor drei Ebenen dieser hegemonialen Praxis: a) auf der Ebene der höchsten politischen und Wirtschaftseliten (in Serbien etwa in Vergabe öffentlicher Aufträge in den Bereichen Landwirtschaft, Industrie und Dienstleistung), b) auf der mittleren Ebene, indem beispielsweise „unqualified government party cadres“ Managerposten bekommen, und c) auf der unteren Ebene, wo es um Beförderungen in den öffentlichen Dienst im Tausch für Wählerstimmen geht. Auf allen drei Ebenen, schlussfolgert Sotiropoulos, gehe es nicht um „a fair patron-client exchange, where the former offers protections and

the latter political support, but rather unequal relations, where the patron has the power to elevate or downgrade a client“ (232).

Den Band beschließt, klug gewählt, der Beitrag der Sozialanthropologin *Sonja Schüler*, der nach den zahlreichen Beiträgen zu politischen und Wirtschaftseliten den Blick auf die NGOs legt. Zunächst knüpft Schüler an Giordanos konzeptuelle Überlegungen zu klientelistischen Strukturen in den Gesellschaften öffentlichen Misstrauens an, um dann zu fragen, „ob und inwiefern der Bereich der Nichtregierungsorganisationen als Sphäre gesellschaftlicher Interessen(selbst)organisation bezeichnet werden“ könne. Durch die Wahl des Begriffs der Interessen(selbst)organisation problematisiert sie sogleich die Verwendung „westeuropäischer“ Konzepte von Zivilgesellschaft für die Regionen Südosteuropas. Zunächst thematisiert Schüler den Missbrauch von NGOs in Bulgarien und deren mangelnde Akzeptanz in der Bevölkerung. Die NGOs würden als „inszenierte“, „zensierte“ Öffentlichkeiten, als „Pseudo-NGOs“, „ad hoc zur Absorption von Projektmitteln gegründet“ werden (237). Doch gleichzeitig stimmen manche Befunde auch optimistisch, vor allem im Bereich des Umwelt- und Naturschutzes. Hier würden, so Schüler, demokratische Öffentlichkeiten hervorgebracht, die ein gewisses Vertrauen seitens der Bevölkerung genießen, das „Umweltengagement ist eine kreative ‚Gegensphäre‘, die durchaus ‚Unruhe ins System‘“ bringe (244).

Es sind keine völlig überraschenden Ergebnisse, die der Sammelband liefert. Doch er überzeugt durch die Qualität der einzelnen methodisch wie theoretisch reflektierten Fallstudien, die einen differenzierten und vor allem auch verstehenden Blick auf das Sozial- und Kulturphänomen Klientelismus liefern.

Marketa Spiritova, München

Elisabeth Fendl, Werner Mezger, Saray Paredes Zavalá, Michael Prosser-Schell, Hans-Werner Retterath u. Sarah Scholl-Schneider (Hgg.): *Bewegte Jugend im östlichen Europa. Volkskundliche Perspektiven auf unterschiedliche Ausprägungen der Jugendbewegung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert*. Münster/New York: Waxmann, 2017. 203 S. m. Abb. (Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, Bd. 58).

Der vorliegende Band kann in zwei Teile gegliedert werden. Der erste Teil versammelt fünf Beiträge zur gleichnamigen Tagung der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde und des Archivs der deutschen Jugendbewegung, die im September 2016 auf der Burg Ludwigstein/Witzenhausen stattfand. Dem Tagungsziel einer vergleichenden Perspektive auf die deutschen Jugendbewegungen im östlichen Europa seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts tragen die quellengesättigten Aufsätze auf eine äußerst lesenswerte Weise Rechnung. In deren Fokus stehen Fragen nach der Rolle von Jugendverbänden unterschiedlicher territorialer Provenienz bei der ethnischen und politischen Mobilisierung deut-

scher Minderheiten im östlichen Europa sowie ihren organisatorischen, politisch-ideologischen und alltagskulturellen Charakteristika. Der zweite Teil des Bandes beinhaltet sieben Projekt- und Tagungsberichte beziehungsweise Projektskizzen sowie sieben Buchrezensionen und endet mit einem Autor*innenverzeichnis.

Der Aufsatz von *Franziska Meier* beleuchtet die Netzwerke der Jugendmusikbewegung und der bündischen Jugend zwischen 1918 und 1933 und macht ihre personellen und ideellen Verbindungen transparent. Die Autorin verdeutlicht, wie das deutsche Volks- und Chorlied und seine revisionistischen und expansionistischen Inhalte, darunter die gedankliche Vereinnahmung der Ostgebiete, für nationalsozialistische Ideen anschlussfähig wurden. Diese „Gemeinschaftsmusik“ sollte nach dem Ersten Weltkrieg dem „Zerfall des Volkskörpers“ (12) entgegenwirken. Einflussreiche Einzelpersonen der Jugendmusikbewegung wie Georg Götsch setzten sich zudem für die Stärkung des „volksdeutschen“ Einflusses im Osten durch die Musik ein. Die Frage nach der politisch-ideologischen Positionierung der Jugendmusikbewegung behandelt die Autorin insbesondere durch die Analyse der Vereine und Institutionen, wie zum Beispiel des „Musikheim“ in Frankfurt an der Oder, des Grenzvolkshochschulheims „Boberhaus“ in Schlesien, des „Finkesteiner Bund“ – für den sie biologische und expansionistische Formulierungen beobachten konnte – und anderen.

Heinz Schmitt hebt in seinem Projektbericht hervor, dass die deutsche Jugendmusikbewegung – insbesondere die Wandervogelbewegung – in der Slowakei der Zwischenkriegszeit (1918–1938) unter den Karpatendeutschen ein musikalisches Erbe hinterließ, das noch bis in die heutige Zeit abrufbar blieb. Ebenso wie in anderen Ostgebieten sollte dort die deutschnationale Einstellung und kulturelle Erneuerung aufrechterhalten und angetrieben werden. Neben dem „Wandervogel“ waren noch der „Bund der Staffelsteiner“ und die „Finkensteiner Singgemeinde“ in ähnlicher Weise tätig. Insbesondere die durch den Wandervogel geprägten sudetendeutschen Lehrer zeigten sich sehr einflussreich in der Ethnisierung der Karpatendeutschen, die schließlich eine nationalsozialistische Ausrichtung annahmen. In der späteren nationalsozialistischen „Deutschen Jugend“ wirkten die Inhalte und Traditionen des Wandervogels weiter. Sowohl Meier als auch Schmitt verdeutlichen, dass die personellen Verflechtungen der Jugendbewegungen mit den musikpädagogischen Erneuerungen in den 1920er Jahren zusammenhingen und als der Anfang von mit Musik gebundenen, hoch emotionalisierten und gemeinschaftsbildenden Praktiken und Ritualen im östlichen Europa gelten können.

Zsolt Vitári thematisiert die Politisierung, Emanzipation und Mobilisierung der ungarndeutschen Kinder und Jugendlichen vor und während des Zweiten Weltkriegs und betont dabei das Verhältnis zwischen Krieg und „ethnic revival“. Einflussreiche Akteure wie Jakob Bleyer und ab 1924 der „Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein“ konnten im Trianon-Ungarn zunächst nur mäßige Erfolge der ungarndeutschen Gruppenbildung vorweisen. Dementsprechend zeigte die un-

garndeutsche Jugend – auch wegen entgegenlaufender staatlicher Initiativen und tradierter (ländlicher) Organisationsvorstellungen – noch keine Anzeichen einer ethnischen Gruppenbildung. Der schließlich Anfang der 1930er Jahre innerhalb des Volksbildungsvereins entstandene „Jugend“-Zweig begründete 1938 mit Hilfe Berlins den ‚Volksbund der Deutschen in Ungarn‘. Der Volksbund beherrschte ab 1939 in vielen Regionen, entgegen der Interessen des Staates und der Kirchen, die Erziehung und ihre Institutionen, die Dorfgemeinschaft und die Familie. Mit der Gründung der „Deutschen Jugend“ im Juni 1941 teilte sich das ungarische Deutschtum in ein konservatives und an Kirche, Staat und die ungarische Gesellschaft gebundenes sowie in ein durch den Volksbund vertretenes Lager. Vitári attestiert dem Volksbund und der Deutschen Jugend jedoch kein glühendes Bewusstsein nationalsozialistischer Ausrichtung, sondern legt den Akzent auf die Entwurzelung ihrer Mitglieder durch den Zuspuch zu einem neuen Deutschtum. In organisatorischer Hinsicht, zumal der Führungskader ständig fehlte, und in der Erziehungstätigkeit blieb die Deutsche Jugend allerdings hinter ihren Erwartungen zurück. Einzig die Kinderlandverschickung war eine Form der intensiven nationalsozialistischen Indoktrination.

Hans-Werner Retterath widmet sich in seinem Beitrag der Volkstumsarbeit des katholisch geprägten „Bundes Neudeutschland“ in Sathmar, seinen Inhalten, Vermittlungsformen und Folgen. Die ungarische Orientierung des katholischen Klerus und die ungarisch gesinnte Bevölkerung dienten als Anlass für den Beginn der Aktivitäten zur Stärkung der „Volksgemeinschaft“ in Sathmar. Sathmarer Jugendliche unternahmen ab 1927 Reisen nach Deutschland, während die Mitglieder des katholischen Neudeutschland bald regelmäßig und häufig nach Sathmar fuhren. Die breite Zustimmung der Mitglieder zum Nationalsozialismus verhinderte nicht sein Generalverbot 1939. Die Volksmusik, darunter auch der Volkstanz, spielte auch in dieser Jugendbewegung eine große Rolle. Hans-Werner Retterath benennt jedoch auch Loyalitätskonflikte und Probleme, etwa zwischen den katholischen Pfarrern und den „Neudeutschen“-Reisenden. Unter dem späteren Germanistikprofessor Hugo Moser betrieb der Verband eine rege und auch durch die Mitwirkung von Caritas, dem Gauamt der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft Sathmar“ und dem „Sathmarer Jungschwabenbund“ gezielt organisierte und dissimilierende „Deutschtums- und Volksbildungsarbeit“.

Das Fahrtentum war auch für die „Sächsische Jungenschaft“ (ab 1922), später eine regionale Gruppierung der „Deutschen Freischar“ (ab 1926), immens wichtig. *Friederike Hövelmans* veranschaulicht in ihrem Projektbericht die Aktivitäten der Sächsischen Jungenschaft in Ungarn und Jugoslawien zwischen 1921 und 1935. Die Auseinandersetzung mit dem Auslandsdeutschtum erfolgte zunächst parallel mit den Kontakten zu anderen ethnischen Gruppen, so dass es zum Beispiel zwischen der Jungenschaft und den jugoslawischen Pfadfindergruppen zum transnationalen Austausch und gegenseitigen Besuchen kam. Die Hitlerjugend vereinnahmte

später gerade diese Erfahrungen und personelle Ressourcen. Personelle Kontinuitäten und ideelle Verflechtungen in den Jugendorganisationen waren seit der Weimarer Zeit typisch und zeigten sich – so die Beiträge in diesem Band insgesamt – trotz der gesellschaftspolitischen Umbrüche.

Über die Kontinuitäten der Interessenpolitik, des Selbstverständnisses und der Organisation schreibt *Anne-Christine Hamel*, und zwar in Bezug auf die von jungen Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland organisierte „Deutsche Jugend des Ostens“ (DJO). Die Autorin ist insbesondere auch an den Spezifika der schwierigen Integration der DJO-Mitglieder in Westdeutschland interessiert und beschreibt Probleme, wie zum Beispiel die Spannungen zwischen einheimischen und vertriebenen Jugendlichen, den „deutschen Rassismus“ oder die familiäre Entwurzelung und den Verlust des Elternhauses. Hamels Untersuchung zeigt, dass die erfahrene Ausgrenzung der vertriebenen Jugendlichen in der BRD die Anpassung der Jugend in Dialekt und Kleidung beschleunigte. Doch die Stigmatisierung wirkte sich auch auf die verstärkte Binnensolidarisierung aus und begünstigte so ebenfalls den organisierten Zusammenschluss der vertriebenen Jugend. Die Rückkehr in die verlorenen Heimatgebiete und die Bewahrung von Traditionen bildeten die politischen und kulturellen Hauptinteressen der DJO. Die DJO konzentrierte sich in ihrer Arbeit auch auf die Jugend in den ehemals von Deutschland besetzten Ländern, verpasste aber den Anschluss an die westdeutsche Nachgeborenengeneration, die ab den späten 1960er Jahren eine kritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit forderte. Anhand von Beispielen verdeutlicht die Autorin, wie die DJO immer wieder mit revanchistischen und rechtsextremen Aktionen auffiel und vom Jugendverbandswesen beinahe ausgeschlossen wurde. 1974 passte sich die DJO schließlich dem gesellschaftlichen Wandel an, änderte ihren Namen in „Deutsche Jugend in Europa“ und strukturierte sich inhaltlich um.

Auch *Lars Busch* ist an der Integrationsfrage interessiert und beleuchtet in seinem Projektbericht am Beispiel der Vertriebenen aus Schlesien ihre schwierige Integration in Bayern und Westfalen und die damit einhergehende Abgrenzung der Schlesier als Vertriebenengruppe. *Silke Findeisen* weist im selben Zusammenhang mit ihrem Bericht zur Ausstellung „Zu Hause und doch fremd“ im Haus Schlesien in Königswinter auf die Notwendigkeit nach neuen Perspektiven auf Flucht, Vertreibung und Integration hin. Deutsche und polnische Vertreibungsschicksale in derselben Ausstellung nebeneinander zu zeigen, ist vor dem Hintergrund der Verbundenheit der Aspekte Vertreibung und Integration dieser beiden Gruppen wichtig, wenn auch provokant. Der wachsende Nationalismus im (östlichen) Europa zeigt bereits seit einigen Jahren geschichtsrevisionistische Tendenzen, welche von der Wissenschaft beobachtet werden. So widmete sich auch eine im vorliegenden Band besprochene Tagung der Fachkommission Volkskunde des Herder-Forschungsrates in Zusammenarbeit mit dem Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie

gie in München und dem Georg Schroubek Fonds Östliches Europa, die im Dezember 2016 in München stattfand, dem Thema „Neuer Nationalismus im östlichen Europa“.

Mit *Katharina Schuchardt* und den Identitätsaushandlungen der deutschen Minderheit in Polen endet der Band in der Gegenwart. Am Beispiel der Woiwodschaft Opole/Oppeln im Süden Polens veranschaulicht die Autorin, wie die Organisationen der deutschen Minderheit nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in die Identitätsbildung der Jugendlichen eingriffen. Unter diesen „Identitätsmanagern“ (105) ist die größte und aktivste die „Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen“ (SKGD) und auch der Dachverband aller regionalen deutschen Gesellschaften in Polen: „Verband der deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaften“ (VdG). Ihre vordergründigen Ziele seit 2015 sind insbesondere die Förderung der deutschen Sprachkenntnisse und die Wiederbelebung einer deutschen Identität. Auf der Seite der Jugendorganisationen verortete die Autorin allerdings die Identitätsarbeit zum Beispiel des „Bund der Jugend der deutschen Minderheit“ (BJDM) als eine vage Vorstellung ohne konkreten Sinngehalt. Das Interesse der Jugend an der Mitgliedschaft im BJDM orientiert sich stark an den von ihm unterstützten beruflichen Interessen und Verbindungen nach Deutschland. Schuchardt beobachtete, dass das Selbstverständnis als eine andere kulturelle Gruppe oder Abgrenzung von anderen Bevölkerungsgruppen bei den Mitgliedern nur eine marginale Rolle spielen.

Insgesamt deuten die Beiträge auf das disziplinübergreifend weiterhin hohe Interesse nach Erhebung, institutioneller Bewahrung und transgenerationaler Weitergabe von Quellen und Zeugnissen zur Erforschung der Geschichte der deutschen Minderheiten in Ost(mittel)- und Südosteuropa. Davon zeugen auch der Projektbericht von *Michaela Nowotnick* zu Quellen der rumänendeutschen Kultur und Literatur und die Projektskizze von *Jana Nosková*, *Sandra Kreisslová* und *Michal Pavlásek* zu Mechanismen und Strategien der transgenerationalen Weitergabe von Familiengedächtnis.

Es handelt sich in diesem Band um ausgezeichnete und reflektierte Beiträge hinsichtlich der Rolle der bewegten Jugend bei den Gruppenbildungsprozessen der deutschen Minderheit im östlichen Europa. Sie sind ein willkommener Beitrag zur Erforschung der spezifischen Praktiken, die dem breiten gesellschaftlichen Interesse am Auslandsdeutschum in den 1920er und 1930er Jahren folgten. Gewiss hatten die beschriebenen Aktivitäten nicht immer eine geradlinige Entwicklung und stießen bei der ethnopolitischen und weltanschaulichen Mobilisierung der jungen „Deutschen“ in den ungarischen, polnischen, rumänischen und so weiter Staatsgebieten auf Grenzen. Diesen Grenzen und zusammenhängenden Konflikten sollte eine größere Beachtung zukommen. Zukünftig wäre die Einbeziehung der Perspektive der ost- beziehungsweise südosteuropäischen Jugendverbände und ihrer Mitglieder, ihrer Aktivitäten und Beweggründe, so auch für den ideellen Austausch mit den (reichs-)deutschen Jugendverbänden, willkommen. Das Spannungsverhältnis zwischen der Assimila-

tion und Integration der „deutschen“ Jugend in den Herkunftsländern einerseits und ihrer ethnischen Mobilisierung und Politisierung andererseits ließe sich dann auch hinsichtlich ihrer späteren Integration in der BRD besser erklären.

Eine sinnvolle Ergänzung zu den Beiträgen wäre auch die Erörterung der Rolle und des Einflusses der Kirchen und ihrer Auslandsorganisationen auf die Arbeit der Jugendverbände. Die Frage nach den geschlechtsspezifischen Aktivitäten und Diskursen innerhalb der Jugendorganisationen wurde bis auf wenige Stellen in den Beiträgen ausgeblendet, was insbesondere im Hinblick auf die weiblichen Organisationen ein unschönes Desiderat bildet.

Daniela Simon, Tübingen

Elija Horn: Indien als Erzieher. Orientalismus in der deutschen Reformpädagogik und Jugendbewegung 1918–1933. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2018. 285 S. m. 6 Abb. (Historische Bildungsforschung).

Zu den bemerkenswertesten Phänomenen der Religionsgeschichte des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik gehört die Vielfältigkeit damaliger neuer Glaubensmöglichkeiten und alternativer Religionsvorstellungen, die sich neben der evangelischen und katholischen Kirche aus verschiedenen Gründen allmählich in der Gesellschaft, und hier zunächst vor allem im intellektuellen, reformerischen und alternativen Milieu, herauszubilden begannen. Neben Buddhismus und Hinduismus fing auch der Siegeszug von Theosophie und Anthroposophie an, die West mit Ost, Tradition mit Moderne und Wissenschaft mit Religion zu versöhnen suchten. In deren Fahrwasser entstanden bald etliche moderne zivilisationskritische Religionssurrogate wie Mazdaznan oder Neugeist, ganz zu schweigen von den zahlreichen, auf den beiden großen Kirchen fußenden, christlichen Abspaltungen, aber auch religiöse Gruppierungen, die sich für altnordisch-germanische Religionsvorstellungen – oder das, was man dafür hielt beziehungsweise sich selbst zusammenstellte – interessierten. Im Kern ging es dabei um eine neue Sinnstiftung in einer als unübersichtlich geltenden Welt, in der die christliche Kirche in Konflikt mit den Weltdeutungen der modernen Wissenschaft geriet und aufgrund dessen die gebildete Schicht und das alternative Milieu nicht mehr zu überzeugen vermochte; manch einer verwendete die „neue Spiritualität“ auch schon mal als Mittel der sozialen Abgrenzung, da sie mit körperlichen Praktiken des „Selbst“ beziehungsweise der individuellen Selbstoptimierung – Yoga, Autosuggestion, Vegetarismus et cetera – verknüpft werden konnte. Zwar schlug sich, darauf hat Helmut Zander hingewiesen, die Distanz zu christlichen Religionen nicht in schwindenden Mitgliederzahlen nieder: Bezogen auf die Gesamtzahl aller Religionsmitglieder in Deutschland zwischen 1900 und 1925 lag der prozentuale Anteil an Mitgliedern jener neuen Religionsgemeinschaften lediglich bei 0,3 bis 2,5 Prozent. Aber dennoch führte die Debatte

zu einer kulturell beachtlichen Rezeption alternativer Welterklärungs-systeme.

Wenn auch die Erforschung derartiger nichtchristlicher Bezugssysteme jahrzehntlang vor allem an den wissenschaftlichen Rändern stattgefunden hat, ist deren Rezeptionswirkung mittlerweile so gründlich verlaufen, dass das Thema in Lehre und Forschung akzeptiert ist. Dennoch gibt es zahlreiche Lücken. Zu ihnen gehört die Tatsache, dass es trotz etlicher Studien zu einzelnen Elementen dieses als „Asienrezeption“ charakterisierten Phänomens, das sich zunächst in den Alternativkulturen der damaligen Zeit verbreitet hat, bislang noch keine Gesamtstudie gegeben hat, die das Thema breitflächig monografisch untersucht. Die Arbeit von *Elija Horn*, der sich in seiner 2016 in Hildesheim bei Meike Sophia Baader und Michael Mann abgeschlossenen Dissertation mit der Asien- beziehungsweise Indienrezeption in der deutschen Jugendbewegung und Reformpädagogik und ihren kulturellen Rändern und Überlappungen befasst, füllt diese schmerzliche Lücke nun aus.

Schon mit seinem Titelzitat weist Horn auf die Mehrbödigkeit seiner Studie hin: Zum einen steht das 1920 erschienene Buch von Paul Cohen-Portheim „Asien als Erzieher“ in der – von Julius Langbehn's Buch „Rembrandt als Erzieher“ von 1890 ausgelöst – „Tradition“ aufrüttelnder zivilisationskritischer Weckrufe der Zeit, zum zweiten verweist es auf die Idee der, in der reformpädagogischen Szene verbreiteten, Idee der Erziehung als Erlösung und zum dritten greift es die Suche in der damaligen Alternativbewegung nach „Identität“ mithilfe eines unkritischen hegemonial gedachten Asientopos auf. Diese drei Motive spannt Horn in die Orientalismusthesen von Edward Said ein, der „Orientalismus“ als Beschäftigung des Westens mit dem Orient zwecks Verstetigung der eigenen kulturellen Dominanz definiert, die zu Exotisierung, Essentialisierung und Enthistorisierung des Orients und damit zur kulturellen Konstruktion des Orients als des „Anderen“ führt (15).

Vor dieser Folie befasst sich Horn zunächst ausführlich mit dem bislang vernachlässigten übergeordneten Zusammenhang zwischen Reformdiskursen und Orientalismus ab etwa 1900, bevor er sich mit der Rezeption von Indiidiskursen in der westlichen Erziehung seit dem 18. Jahrhundert auseinandersetzt, um anschließend die Indienauffassung in Reformpädagogik und Jugendbewegung zu untersuchen. Einer der interessantesten Kniffe von Horn besteht dabei darin, dass er nicht nur den theoretischen Indiidiskurs und die praktische Umsetzung innerhalb der Reformbewegung untersucht, sondern auch die realen Begegnungen in den Blick nimmt: zum einen die Besuche indischer Vorbilder in reformpädagogischen Schulen in Deutschland, andererseits aber auch, und hier kann Horn entlarvende Analysen bringen, von deutschen Reformpädagoginnen, die in Indien ganz direkt ihren idealisierten Orientalismus den realen Verhältnissen aussetzen und zu komplett ernüchternden Ergebnissen gelangen; ernüchternd deshalb, weil selbst die direkte Konfrontation mit dem „Anderen“ immer noch durch die „Orientalismusbrille“ erlebt wird. Wie Horn schreibt,

können „Indophilie“ und „Indophobie“ ganz dicht beieinanderliegen (252).

Horn's Fazit liest sich ernüchternd: Reformpädagogik und Jugendbewegung bleiben dem üblichen westlichen hegemonialen Asiendiskurs verhaftet und halten – zum Beispiel durch die überwiegende Ablehnung der Unabhängigkeitsbestrebungen Indiens – an der Vorstellung der gängigen kolonialen Machtverhältnisse fest. Die Indophilie der Alternativbewegungen ist daher reiner Selbstzweck: Im Wesentlichen geht es um eine Selbstreflexion der kulturkritischen und neureligiösen Stimmung vorwiegend der bürgerlich-protestantischen Mittelschichten der vorvorletzten Jahrhundertwende, deren Vorstellungen von „Neuer Erziehung“ einem romantischen Bild des „natürlichen“ Kindes zugrunde liegen, deren Heilsvorstellungen vor der Folie Indiens als „natürlicher“ Sehnsuchtsort funktionieren und deren spirituelle Fluchten in indische Religion münden: „Das Indische erfüllt hier – in Verknüpfung mit dem Religiösen – die Aufgabe eigene Denkansätze und Ansichten zu festigen und zu begründen.“ (255) Der reale Kolonialismus wird weder selbstkritisch betrachtet noch in Frage gestellt; dazu ist das beschönigende Bild von Indien zu wirkmächtig. Der Orientalismus in Jugendbewegung und Reformpädagogik ist damit selbst kolonial grundiert. Es ging damals – und es geht heute, denkt man an die moderne Alternativbewegung und ihre bürgerliche beziehungsweise verbürgerlichte Asienrezeption – schlicht um die eigene Selbsterkenntnis, Selbstverwirklichung und Selbstprofilierung. Bei den nächsten VHS-Kursen über Yoga und „Achtsamkeit“ sollte man daran denken, was man da mit Indien macht.

Das Buch von Elija Horn ist von beeindruckender inhaltlicher und analytischer Bandbreite – einziger Kritikpunkt wäre das fehlende Personenregister – und bietet über sein historisches Thema hinaus Anlass, gerade in einer Epoche erneuter Indienrezeption, über das eigene Bild von Asien zu reflektieren. Mehr kann ein Fachbuch nicht leisten.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Mona De Weerd u. **Andreas Schwab** (Hgg.): *Monte Dada. Ausdruckstanz und Avantgarde*. Bern: Stämpfli, 2018. 200 S. m. 71 Abb., z. T. farbig.

Die Geschichte der künstlerischen, ästhetischen und gesellschaftskritischen Bewegungen im 20. Jahrhundert kann nicht gerade als untererforscht bezeichnet werden. Gerade in einer Zeit, in der sich entsprechende Jubiläen häufen und die sich aufgrund der gegenwärtigen Krisen und Umbrüche auch über den Rückgriff auf solche Gedenktage neu definiert und positioniert, mangelt es nicht an entsprechender neuer Literatur. Dies gilt in diesem Zusammenhang auch für die damals revolutionäre Kunstrichtung des Dadaismus, der 2016 auf sein 100-jähriges Jubiläum zurückblicken konnte, sowie – und viel stärker noch – für die Geschichte des modernen Ausdruckstanzes, der sich seit seiner Begründung um 1900 unablässig selbst thematisiert, historisiert und

feiert und eine mittlerweile unüberschaubare Fülle an hagiografischer und tanzwissenschaftlicher Eigenliteratur produziert hat. Dass Ausdruckstanz und Dada dabei gemeinsame historische Schnittpunkte haben, die sich in den beiden Schweizer Brennpunkten Cabaret Voltaire und Monte Verità zeitweise bündelten, ist in der Forschung zwar lange bekannt und wurde auch immer wieder thematisiert. Es gab jedoch bislang noch „keine umfassende beziehungsweise zusammenhängende Darstellung dieses Themenkomplexes“ (7). Der vorliegende Band – dem drei Symposien vorausgingen und der im Wesentlichen von Vertreterinnen und Vertretern der Geschichte und Kunstgeschichte und der Tanz- und Theaterwissenschaft verfasst wurde – verfolgt daher „zum ersten Mal“ eine „sorgfältige und fundierte Aufarbeitung dieses für die Tanz- und Kunstavantgarde wichtigen kulturellen Erbes“ (7).

Den beiden Schweizer Zentren gemäß befasst sich der Band nach zwei einleitenden Aufsätzen (*Mona De Weerdt*, *Andreas Schwab*) zunächst mit dem Cabaret Voltaire und dem Monte Verità und dann mit dem Tanz auf den Dada-Bühnen. Dabei ist zwar das Zeitfenster jener Begegnung nur kurz: Auf dem Monte Verità wurde ab 1913 Ausdruckstanz praktiziert, 1916 erfolgte der Beginn der Zürcher Dada-Phase, und 1919 endet dann die Zusammenarbeit zwischen dem Zürcher Dada und dem Ausdruckstanz Monte Verità'scher Prägung. In dieser kurzen Zeitspanne hielten sich die Dadaisten bei Rudolf von Laban und seiner Schule auf dem Monte Verità auf, nahmen, wie auch Laban, dort an dem „Anationalen Kongress“ des Okkultisten Theodor Reuß und seinem Ordo Templi Orientis (O.T.O.) teil – beide Gruppen interessierten sich für Spiritismus –, besuchten die Ausdruckstänzerinnen und -tänzer die Dada-Abende in Zürich, übernahmen Dadaisten Versionen und Partikel des Ausdruckstanzes für ihre eigenen Veranstaltungen und diskutierten beide Gruppen über unterschiedliche und gemeinsame künstlerische, ästhetische, spirituelle, körperbezogene und utopistische Gesichtspunkte ihrer Avantgardebezüge. Trotz der kurzen Zeitspanne jedoch, in der beide Gruppen miteinander in Berührung kamen, ist der Einfluss dieses Zusammentreffens zumindest im Ausdruckstanz bis heute zu spüren. Daher sind zwischen den Fachartikeln und am Ende des Bandes Bilder, Dokumentationen und Texte über die „zeitgenössische künstlerische Auseinandersetzung mit dem tänzerischen Erbe“ montiert, die beziehungsweise deren Protagonistinnen und Protagonisten sich mit der Rezeption von Dada und Ausdruckstanz befassen.

Wer von Ausdruckstanz und Dada spricht, der meint im Wesentlichen die Hauptfiguren jener Allianz: Rudolf von Laban und Mary Wigman auf der einen und Hugo Ball, Emmy Hennings und Sophie Taeuber-Arp auf der anderen Seite. Im Zentrum des Bandes stehen demgemäß auch genau diese Personen, ihre Wechselwirkungen, Einflüsse, Konzepte und Netzwerke, und in einem zweiten Schritt deren Nachfolger und Epigonen, die die Konzepte und Praktiken weitergaben und weiterentwickelten. So befassen sich allein vier von sechs Artikeln des ersten Teils mit Laban und Wigman und vier von fünf Beiträgen des zweiten Teils mit Emmy Hen-

nings und Sophie Taeuber-Arp, während Hugo Ball neben einem ihm gewidmetem Aufsatz in vielen anderen Abschnitten ohnehin durchgehend präsent ist. Die Verdichtung auf die Hauptpersonen der Allianz zwischen Körper und Kunst und die historische Analyse aus jeweils unterschiedlichen Fragestellungen und Orten, Perspektiven und Sichtweisen auf jene Protagonisten hat den Vorteil, dass der kurze Zeitraum zwischen 1913 und 1919 besonders intensiv ausgeleuchtet werden kann und dadurch die Bedeutung und der Einfluss jener Ereignisse auf die Avantgarde ausgesprochen plastisch hervortreten. Hier greifen die Beiträge hinsichtlich Inhalt und Bezug besonders dicht ineinander und konterkarieren aufs Beste den Vorwurf der multithematischen Beliebigkeit und inhaltlichen Bezugslosigkeit, der Tagungsbeziehungsweise Sammelbänden vielfach – und oft auch zu Recht – gemacht wird.

Die Geschlossenheit des Bandes ist möglicherweise aber auch seine typische Symptomatik. Gerade die Tanzgeschichte/Tanzwissenschaft – der Rezensent nimmt die historischen und kunsthistorischen Beiträge dieses Bandes explizit aus – bleibt, so hat es oft den Anschein, streckenweise doch sehr im eigenen Kokon verhaftet und tanzt tendenziell immer wieder um sich selbst und um die vermeintliche Genialität und kulturelle Sonderstellung der Epigonen. Der historische Kontext und die Einbettung in die Ideen-, Kultur- und Sportgeschichte der Zeit wird zwar verbalisiert, aber nur begrenzt auch geleistet. So werden etwa Rudolf von Labans Ideen und Praktiken um den Körper immer wieder in Bezug zu (auch konservativen) Vordenkern der Zeit wie Friedrich Nietzsche, Ferdinand Tönnies, Wilhelm Wundt, Sigmund Freud oder Charles Darwin gesetzt (45, 47–49) und so eine intensive Rezeptionsarbeit Labans hinsichtlich der vermeintlichen Vordenker suggeriert, tatsächlich aber werden keine entsprechenden Belegstellen aus den Quellen genannt, sondern lediglich die Bücher angeblicher Stichwortgeber ohne Seitenhinweis aufgelistet, so dass sich eventuelle Bezüge nicht nachvollziehen lassen.

Zudem wird zwar auf die Bedeutung des Ausdruckstanzes und Labans auf die „sogenannte Körperkulturbewegung“ (45, 58 f., 93) und insgesamt auf die Körperideologie des „Neuen Menschen“ (58 f.) verwiesen, ohne aber die Termini aus der Sekundärliteratur zu definieren oder in den zeitlichen und kulturellen Gesamtzusammenhang einzubetten, wie ohnehin (sport)historische Forschungsliteratur, die sich nicht explizit auf Tanz bezieht, aber zum Themenumfeld gehört, tendenziell unberücksichtigt bleibt. Die Forschung und die Zeitgenossen definier(t)en „Körperkultur“ in der Regel als Körperauffassungen, die nicht den Turn- und Sportvereinen zuzuordnen waren, nicht als konventionelle Leibesübung anerkannt wurden, in der Regel kommerziell durchgeführt waren und mit gesellschaftlichen Utopien verkoppelt wurden, deren Schlagworte im damaligen Trend lagen (Neuer Mensch). Unter diese Praktiken fielen neben Ausdruckstanz und (Rhythmischer) Gymnastik noch asiatische beziehungsweise als asiatisch aufgefasste Körperübungen sowie Freikörperkultur und Bodybuilding; ihre Protagonisten haben über ihre Kör-

perpraktiken und -theorien miteinander Kontakt und aufeinander breiten Bezug genommen. Hier bleibt das Buch aber strikt im Ausdruckstanz stecken. So entstehen Verengungen.

Das Gleiche gilt für den mittlerweile extrem strapazierten Begriff der „Lebensreform“, der nie konkret definiert wird (Gesellschaftsreform durch Lebensreform inklusive Praktiken wie Vegetarismus, Naturheilkunde, Körperkultur und „naturnahe“ Siedlungstätigkeit), und dadurch wirkt sein suggerierter Bezug zum Thema beliebig. Zum einen sind die Dadaisten aufgrund ihres typischen Lebenswandels der Bohème (Alkohol, Tabak etc.) natürlich keine Lebensreformer gewesen. Auf der anderen Seite stellt sich auch die Frage, inwieweit der Ausdruckstanz mit Lebensreform d'accord ging. So wird Laban aufgrund seiner Monte Verità'schen Tanzfarm zwar als ernsthafter Lebensreformer bezeichnet. Aber schon der Zeitgenosse Hans Brandenburg, der am Tanzfarmprojekt teilgenommen hatte, vermutete in seiner – im Sammelband leider nicht erwähnten – Autobiografie „München leuchtete“ (479–495) bei dem finanziell ewig klammen Laban lediglich eine Taktik, um sich von dem besessenen Lebensreformer Henri Oedenkoven, dem reichen Besitzer des Berges, monetär unterstützen zu lassen.

Überhaupt scheint, außer den Herausgebern Mona De Weerd und Andreas Schwab, keine der Tanzwissenschaftlerinnen die reichhaltige Monte Verità-Erinnerungs- und Forschungsliteratur so richtig zu kennen. Typisches Beispiel ist der immer wieder zitierte, für Ausdruckstanz und Dada so wichtige, okkulte O.T.O.-Kongress, der 1917 auf dem Monte Verità stattfand und dessen Hintergründe weder erklärt noch die Forschungsliteratur dazu angegeben werden. Dabei bietet nicht nur die immer noch definitive Theodor Reuss-Biografie von Helmut Möller und Ellic Howe (Merlin Peregrinus. Vom Untergrund des Abendlandes. Würzburg 1986, S. 197–223) präzise Daten und Fakten dazu und verknüpft das Ganze noch ausführlich mit Dada und Ausdruckstanz und den entsprechenden ProtagonistInnen. Auch die intensiv darauf eingehende autobiografische Literatur von Robert Landmann über Jakob Flach bis Curt Riess – die hier ebenfalls nicht verwendet wird – geht auf das Thema ein. Bei einer derlei eklatanten Forschungsignoranz bleibt vieles im Argen. Das Fazit fällt gemischt aus: Der Band behandelt konzentriert und umfassend ein bislang in der Forschung eher randständiges Thema, aber einzelne Beiträge – vor allem diejenigen aus der Tanzwissenschaft – hätten doch stärker den Anschluss an entsprechende Quellen und an die Forschung suchen sollen.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Udo Bermbach: Richard Wagners Weg zur Lebensreform. Zur Wirkungsgeschichte Bayreuths. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018. 254 S. m.

Abb., z. T. farbig. (Wagner in der Diskussion, Bd. 17). Die Modernisierungsschübe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Industrialisierung, Verstädterung, Mechanisierung und Kapitalismus sowie ihren Umweltveränderungen und sozialen Verschiebungen lösten im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert vielfältige Reformbewegungen aus, die sich als gedankliches und handlungsorientiertes Korrektiv verstanden und etliche antiindustrielle und kapitalismuskritische Zukunftsvisionen und Gegenutopien entwarfen. Auf der Basis einer Reformierung des spezifischen Lebensstils, der mit zivilisationskritischen Konzepten unterfüttert wurde, setzten die Reformbewegungen auf verschiedenste, sich zum Teil widersprechende „alternative“ Entwürfe. So entstanden rasch etliche sehr verschiedene zivilisationskritische Gruppen wie Heimatschutz-, Jugend-, Gartenstadt-, Tierschutz-, Frauen-, Bodenreform-, Kunsterziehungs- oder Volkshochschulbewegungen. Unter so vagen gemeinsamen Schlagworten wie „Erneuerung“ beziehungsweise „Regeneration der Menschheit“ konnte dabei jede dieser Richtungen ihre spezifischen Visionen relativ geschmeidig unterbringen. Zu diesen modernekritischen Bewegungen gehörte auch die Lebensreformbewegung, deren Ziel eine selbstbestimmte und gesunde Gemeinschaft in einer als „natürlich“ charakterisierten Umwelt war und zu deren lebenspraktischen Zutaten eine gesunde Ernährung, natürliche Heilmittel, ein natürliches Körperbewusstsein und eine natürliche Wohnumgebung gehörten. Ihr Ziel wollte sie über eine selbständige Veränderung des Individuums erreichen, dessen Selbstreform zur Gesellschaftsreform zu führen hatte. Zur politischen Legitimierung und gesellschaftlichen Rechtfertigung ihrer Utopie bediente sich die Lebensreformbewegung bei prominenten zivilisationskritischen Stichwortgebern aus Kultur, Politik, Philosophie und Gesellschaft, die als vermeintliche Vordenker und Vorläufer der Lebensreform angeblich ähnliche Auffassungen vertraten (aber der Lebensreformbewegung oft fernstanden). Dabei dehnte die Bewegung – und hier beginnt das Problem – den jeweiligen Bezug häufig sehr großzügig und opferte oftmals eine tatsächliche inhaltliche Übereinstimmung einem sprachlich nur losen Verweiszusammenhang, wenn der vermeintliche Vordenker nur prominent genug erschien, um den eigenen Standpunkt zu legitimieren.

Neben Friedrich Nietzsche – natürlich –, Ludwig Klages, Julius Langbehn oder Paul de Lagarde wurde auch Richard Wagner immer wieder als vermeintlich enger Verwandter der Lebensreform herangezogen. Auch in der Forschungsliteratur wird regelmäßig der, zumindest verbale, Zusammenhang zwischen Wagner und der Lebensreform diskutiert. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass Wagner, wie viele andere prominente Kulturkritiker der Zeit auch, in seinen Schriften Konzepte zur „Regeneration der Menschheit“ diskutierte – ein großer Sack, in den vieles hineinpasst –, sondern auch damit, dass er und vor allem sein Bayreuther

Kreis sich immer mal wieder mit reformerischen Themen wie Tierschutz und Vegetarismus befasst haben. Dies nimmt der Politikwissenschaftler und Wagnerforscher *Udo Bermbach* zum Anlass und versucht, einen genaueren Blick auf die Beziehung zwischen Wagner und der Lebensreform zu werfen. Das Grundproblem einer derartigen Rezeptionsforschung liegt auf der Hand: Was ist publizistische Worthülse und was ist tatsächlicher inhaltlicher Bezug? Was ist taktisches Kalkül und was ist gedankliche Kontinuität? Was ist oberflächlicher Verweis und was ist realer Zusammenhang? Wie trennt man Originaläußerung von Rezeption und wie Primär- von Sekundärrezeption? Und: Wie lässt sich das jeweils beweisen?

Es zeigt sich, dass auch Udo Bermbach das Grundproblem, das schon im Titel und Untertitel aufscheint, nicht auflösen kann. Befasst sich Bermbach im ersten Teil des Buches mit Wagners Auffassungen zu Vegetarismus, Vivisektion und Tierschutz und im zweiten Teil mit denjenigen Autoren der Bayreuther Blätter, die die entsprechenden Themen (mit Bezug zu Wagner) behandeln, so versucht er im Weiteren, einzelne (künstlerische) Reformprojekte wie die Mathildenhöhe Darmstadt, die Künstler- und Gartenstadt Hellerau und den Monte Verità sowie zentrale (künstlerische) „Reformpropheten“ wie Karl Wilhelm Diefenbach, Fidus und Gusto Gräser mit Ideen Wagners bzw. Wagner als Stichwortgeber für die Lebensreform in Beziehung zu setzen, wobei Hellerau und Darmstadt wohl kaum zu den genuinen Lebensreformprojekten im engeren Sinn gehörten, sondern eher zu den Umbrüchen in der bildenden Kunst der Zeit zu zählen sind. Hier deutet sich die thematische Unentschiedenheit des Buches an: Geht es um den Einfluss der Lebensreform auf Wagner, den Einfluss lebensreformerischer Ideen Wagners auf sein Umfeld, die Wirkung von Wagners respektive Bayreuths Ideen auf die Lebensreform, den Einfluss der Lebensreform auf die Kunst oder die Wirkung reformerischer Vorstellungen Wagners auf ausgewählte Protagonisten der Lebensreform?

Über diese Unschärfen hinaus schlägt sich das Buch mit zwei weiteren Problemen herum. Zum einen definiert Bermbach „Lebensreform“ nur sehr ungenau. Bezieht er sich zunächst auf eine engere Definition (92: Selbstreform), so weicht er sie später mit der großzügig gehaltenen Begriffserklärung von Klaus Wolbert auf, der in dem großen Lebensreformkatalog von 2001 sehr bewusst gegen die konventionellen Definitionen beinahe jedwede kulturelle Äußerung, inklusive der zeitgenössischen Kunst, unter Lebensform fasst (93). Zudem überblendet Bermbach die Lebensreform mit den sozialen Reformbewegungen insgesamt und bindet zudem noch die vielfältigen zeitgenössischen zivilisations- und kulturkritischen Strömungen, die mit Lebensreform oft kaum etwas zu tun hatten, mit ein, so dass sein Interpretationsrahmen außerordentlich dehnbar wird (94).

Zum andern ist die Quellen- und Literaturbasis, die der Autor heranzieht, insgesamt viel zu schmal und wird zum Teil ungenau rezipiert. So beklagt Bermbach, „dass dieser Zusammenhang zwischen Wagner, Bayreuth und der Lebensreformbewegung in der bisheri-

gen Wagner-Literatur noch nicht thematisiert worden ist“ (12). Dabei hat nicht nur Winfried Schüler bereits 1971 in seiner gründlichen Dissertation über den Bayreuther Kreis ausgiebig die reformerischen, völkischen und zivilisationskritischen Aspekte der Epigonen Wagners anhand der Bayreuther Blätter und zahlloser anderer Quellen analysiert, sondern auch noch 2015 Josef L. Hlade in seiner – zugegebenermaßen äußerst problematischen – Monografie „Auf Kur und Diät mit Wagner, Kapp und Nietzsche. Wasserdoktoren, Vegetarier und das kulturelle Leben im 19. Jahrhundert. Von der Naturheilkunde zur Lebensreform“ ein vergleichbares Thema untersucht. Gerade an Letzterem hätte man sich abarbeiten können. In der Folge werden auch keinerlei lebensreformerischen Quellen (Zeitschriften, programmatische Schriften der Vordenker und Praktiker) auf eine mögliche Wagner-Rezeption hin abgeklopft, sondern lediglich die Bayreuther Blätter als Hauptquelle herangezogen. Eine „Wirkungsgeschichte Bayreuths“ (Untertitel) auf die Lebensreform lässt sich daran kaum erarbeiten.

Ärgerlich sind auch die Ungenauigkeiten, die sich auf den Inhalt des Buches auswirken. So wird etwa behauptet, „direkte Einflüsse Wagners auf Fidus [lassen sich] nicht nachweisen. Er war weder der Musik insgesamt noch der von Wagner stark verbunden, und er spielte auch, soweit ersichtlich, kein Instrument. Jedenfalls finden sich keine einschlägigen Hinweise in seiner Biografie.“ (222) Das tun sie aber doch! Man muss dafür nur den „einschlägigen Hinweisen“ in der maßgeblichen Biografie von Janos Frecot folgen und das Buch nicht nur im Literaturverzeichnis aufführen (und dort auch richtig zitieren: nicht „Jonas“, sondern „Janos“, 96 und 250). Nach Frecot war Fidus nämlich ein „guter Klavierspieler“ (219), lernte „das Werk Richard Wagners kennen“ (219), „war ein Wagner-Verehrer und fantasierte gern auf dem Flügel“ (89) und bezog sich im Programm seines St.-Georgs-Bundes ausdrücklich auch auf Wagner (256). Dafür bereichert Bermbach die Forschung mit der belegfreien Interpretation, Fidus’ angeblich 1910 gemaltes Bild „Lichtgebet“ sei eine „Bildmetapher für die Figur des Parzivals“ (222), obwohl die erste Fassung von 1890 stammt und das Motiv eindeutig in der Zusammenarbeit mit Diefenbach und im Kontext mit dessen Werkgruppen entstanden ist (Frecot, 288). Hier hätte Bermbach deutliche Hinweise finden können, er beließ es bei Fidus’ Bezügen zu Wagner aber ebenso bei assoziativen Andeutungen wie auch bei anderen Beispielen wie etwa bei Gusto Gräser (233–240), den er ausführlich vorstellt, aber bei dem sich offenbar überhaupt keine Wagnerbezüge finden lassen („Kam ganz ohne Wagner aus“, 234). Warum wird Gräser (und Fidus, der laut Bermbach auch keine direkten Bezüge zu Wagner hat) dann überhaupt behandelt?

Dazu kommen noch etliche Fehler bei den Personennamen: Die Tänzerin heißt nicht „Isidora“ (168 ff.), sondern Isadora Duncan, der Tänzer nicht „Hugo“ (172), sondern Rudolf von Laban, der Historiker Diethart Kerbs heißt nicht „Krebs“ (94), und der Historiker Reinhard Farkas heißt eben auch nicht „Farks“ (118 und 250).

Fazit: Das Buch rezipiert die Quellen und den Forschungsstand zum Thema (aus der Sicht der Lebensreformforschung) nur unzureichend, trennt nur unscharf zwischen Protagonisten und Rezeption und zwischen Stichwortgeber und reiner Assoziation und dehnt angebliche Bezüge zwischen Wagner und der Lebensreform so weit aus, dass das Thema selbst vage und bemüht bleibt: Hauptsache Wagner. Diesen Eindruck kann man haben.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Peter Michalzik: 1900. Vegetarier, Künstler und Visionäre suchen nach dem neuen Paradies. Köln: DuMont, 2018. 414 S.

Dass dieses Buch im Rezensionsteil eines wissenschaftlichen Jahrbuchs besprochen wird, ist auf ein kommunikatives – der Rezensent nennt es mal: – „Missverständnis“ zurückzuführen; ausgelöst vom herausgebenden DuMont-Verlag, dessen mehrdeutig formulierter Werbe(-Klappen)text einen wissenschaftlichen Anteil des unter der Rubrik „Sachbuch“ beworbenen Werkes suggeriert, den es jedoch nicht hat: „Peter Michalzik zeichnet in ‚1900‘ ein bilderreiches, vielstimmiges Panorama vom Beginn des vergangenen Jahrhunderts. Eindrücklich und höchst anschaulich bringt er uns das aufregende Denken und Leben bekannter Persönlichkeiten nahe. Ob die faszinierenden Richthofen-Schwester oder der halluzinierende Friedrich Nietzsche, ob der einsiedlerische Hermann Hesse oder der schlaflose Max Weber – sie alle dachten das Leben neu und kreierten eine Gegenkultur, die bis heute wirksam ist. Reformpädagogik und Körperkult, Psychologie und freie Liebe, Pazifismus, Wellness und Vegetarismus – all dies entdeckten zivilisationskritische Künstler, Intellektuelle und Visionäre vor über hundert Jahren. So ist es die inspirierende Geschichte vom Glanz, Niedergang und Fortleben einer großen Glückssuche auf einem Berg im Süden, die der Autor uns hier erzählt.“ (Klappentext bzw. Werbetext auf www.buchhandel.de)

Anhand der – zugegebenermaßen etwas blumigen – Beschreibung sowie der Einordnung des Verlages als „Sachbuch“ ging der Rezensent (naiverweise) davon aus, dass es sich bei dem vorliegenden Werk, verfasst von dem studierten Germanisten und wissenschaftlichen Dozenten *Peter Michalzik*, um einen weiteren historisch-wissenschaftlichen Beitrag zu dem gegenwärtig boomenden Thema „Lebensreform“ handelt. Er musste allerdings feststellen, dass es sich bei dem Buch nicht um ein faktenbezogenes wissenschaftsorientiertes – ja noch nicht einmal populärwissenschaftliches – Sachbuch, sondern vielmehr um eine romanhaft-semifiktive Erzählung handelt, die vor der Folie eines realen historischen Hintergrunds positioniert ist. Das Buch ist daher hinsichtlich Aussagewert und Erkenntnisgewinn von keinerlei Relevanz für die Forschung. Die Besprechung des Buches für den Rezensionsteil dieser Zeitschrift hat deshalb nur die Funktion zu veranschaulichen, dass es nicht hierher gehört.

Dass es sich bei diesem Buch, dessen Werbetext sich in allerlei raunenden Andeutungen um die angeblichen Eigenschaften von (auch damals) mehr oder weniger bekannten historischen Persönlichkeiten um 1900 erschöpft, um eine weitere Geschichte um den Monte Verità bei Ascona am Lago Maggiore, einen zentralen beziehungsweise sich als zentral gerierenden Schnittpunkt der Untergrundkultur um 1900, handelt, können darüber hinaus nur diejenigen erraten, die mit dem internen Hinweis auf die „Glückssuche auf einem Berg im Süden“ etwas anfangen können. Nun gibt es mittlerweile zur Untergrundkultur der Zeit um 1900 und besonders zum Monte Verità eine unüberschaubare Anzahl an Literatur: Fach- und Sachbücher, Erzählungen, Dramen und Romane, biografisches Material und Reisebeschreibungen sowie nicht zuletzt Spezialarchive und Fachbibliotheken. Die Bewohner und Besucher dieser frühen alternativen Aussteigersiedlung – männliche und weibliche Vegetarier, Nacktkulturler, Theosophen, Okkultisten und Lebenskünstler aller Art, Ausdrucksstärker, Literaten, Maler et cetera – selbst haben unzähliges (auto)biografisches Material hinterlassen, die zeitgenössische Werbung hat die Bedeutung des Berges weiter aufgepumpt, und seit den spektakulären Ausstellungen von Harald Szeemann ab 1978 gibt es bis heute eine ungeheure Fülle an wissenschaftlichen Studien zum Monte Verità und seinem kulturellen Umfeld.

Zu all diesem Material ist nun – fast zeitgleich mit den Publikationen von Stefan Bollmann, Mona De Werdt und Andreas Schwab sowie am Rande auch von Udo Bernbach – das Buch von Peter Michalzik hinzugekommen, und er versucht sich mit den Quellen an einem anderen Ansatz: Gleichsam als unsichtbarer Zeitgenosse beschreibt er die Geschichte des Berges aus der Sicht seiner unzähligen Bewohner, nimmt Teil an ihren angeblichen Gedanken, formuliert ihre möglichen Motive, erzählt ihre geheimen Wünsche und begleitet ihre individuellen Taten und Handlungen. Um sich der besonderen Nähe zu den Akteuren zu versichern, gleichsam als zeitgenössischer Vertrauter des Ensembles zu erscheinen, nennt Michalzik überwiegend nur deren Vornamen, und die Fülle an Idas, Henris, Gustos, Rudolfs, Claires und wie sie alle hießen, suggeriert eine Vertraulichkeit mit historischen Personen, die phasenweise nicht nur regelrecht anbiedernd wirkt, sondern sich im Spekulativen erschöpft – und die Lesenden verwirrt –, kann doch in der Tat niemand wissen (auch nicht anhand des Quellenstudiums), wie sich das Personal des Berges damals tatsächlich gefühlt hat.

Darüber hinaus fehlen auch jegliche, die Szenerie von damals erhellende Zutaten wie Literaturverzeichnis, Anmerkungen oder Abbildungen; gerade Letzteres hätte der Plastizität, die der Autor offensichtlich angestrebt hat, sicherlich gut getan. Das kurze Nachwort vermag das nicht auszugleichen. Alles in allem dürfte der Inhalt des Buches lediglich den Fachleuten verständlich sein, aber genau diese benötigen es nicht.

Noch ein Nachsatz zu den Werbemethoden des Verlages: Wer auf seinen Verlagsseiten eine Sequenz einer Buchbesprechung abdruckt („als wäre es ein Roman“, Hannelore Schlaffer, FAZ), die vorgeblich Positives

suggeriert, aber im Kontext der Gesamtrezension tatsächlich negativ gemeint ist – wie Hannelore Schlaffer das Buch auch insgesamt verreißt –, muss sich ernsthaft fragen lassen, ob er das nötig hat.

Bernd Wedemeyer-Kolwe, Hannover

Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.) unter Mitarbeit von Christian Blumhagen u. Alexandra Rabensteiner: *Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2016. 217 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 40).

Band 40 der Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien beschäftigt sich mit der interaktionalen Herstellung von Universität. Der Band versammelt neun Beiträge einer unter dem gleichen Titel vom 19.–21. März 2015 in Wien abgehaltenen Tagung und ergänzende Ergebnisse aus einem Projektseminar.

Mindestens so interessant wie die Beiträge selbst ist auch das Zustandekommen der Tagung und des vorliegenden Bandes, das die Herausgeberin in ihrem einleitenden Artikel darlegt. Die Tagung wurde nämlich von Studierenden, die sich über zwei Semester in einem Studienprojekt mit akademischen Alltags- und Arbeitskulturen befassten, geplant, organisiert und durchgeführt. In diesem Seminar sollte anlässlich des 650-jährigen Jubiläums der Universität Wien im Jahr 2015 „das eigene Tun und die Bedingungen wie Funktionsweisen von Wissenschaft in ihrem Gewordensein“ (14) untersucht werden. Die im Band versammelten Beiträge sind in die drei Abschnitte *Habitus und Ritual*, *Wissen und Kommunikation* sowie *Akademische Biographien* unterteilt, womit Aktanten, Positionen und Handlungen der im Tun hergestellten Ordnung Universität ihren Raum erhalten. Gerade im Vergleich mit anderen Schriften der letzten Jahre, die einen ähnlichen Hintergrund aufweisen, aber einen anderen Zugang wählen und andere Kategorien anlegen, zeigt sich dadurch, wie vielfältig die Möglichkeiten sind, sich kulturwissenschaftlich-reflexiv dem Feld Universität zu nähern.

Marian Füssel befasst sich mit *embodiments* von Wissenschaft in einer diachronen Perspektive. Dabei dienen ihm populäre Darstellungen und Stereotype von frühmodernen Gelehrten einerseits und rezenten Professorenbildern andererseits als Grundlage, anhand derer „Repräsentationen des professoralen Habitus und gelehrter Praktiken“ (30) herauslesen will. Zwei sich in der Frühen Neuzeit entwickelnde Bilder, so die These, bestimmen dabei bis heute als Extreme den Gelehrtenhabitus und dessen Wahrnehmung: der weltfremde Pedant und der weltgewandte, galante Gelehrte. Unterstützt mit Quellenzitaten von Thomasius bis Kant spannt er die Dichotomie zwischen Pedanterie und Galanterie plastisch auf und führt das im zweiten Teil mit Beispielen aus Film und Literatur differenziert bis in die Gegenwart fort.

Brigitta Schmidt-Lauber arbeitet anhand eines Vergleichs der 600-Jahr-Feier der Universität Wien mit der Feier des 650-jährigen Jubiläums diese Art von Veranstaltung als „Selbstausslegung der Universität in einer bestimmten Zeit“ (56) heraus. Dabei wahrt sie, gleichwohl der Band ja im Reigen der Jubiläumsfeierlichkeiten entstand, einen kritischen Abstand und blickt hinter die Inszenierungen der jeweiligen Zeit, wobei sie die nach innen und außen gerichtete Sinnstiftung von Universitäten, die an Jubiläumsfeiern im Sinne eines *Doing History* geleistet wird, als *Movens* herauskristallisiert. *Friedemann Schmoll* liefert ein flammendes Plädoyer für die Lehrform Vorlesung, die er, zurecht, durch gegenwärtige hochschulpolitische Entwicklungen gefährdet sieht. Durch den Wegfall der Anwesenheitspflicht und einer Studiumsauffassung seitens vieler Studierender, die Lehrveranstaltungen rein als potenzielle, aber keineswegs konkurrenzlose Gelegenheiten des Erwerbs prüfungsrelevanten Stoffs begreifen, fallen wichtige Kontakt- und Begegnungszonen von Lehrenden und Lernenden weg. Der Aufsatz bricht eine Lanze für die Vorlesung und für das Abschweifen. Als Basis dienen in lockerem Tonfall vorgetragene Erfahrungen aus der Lehrpraxis des Autors, die, ohne gänzlich schulmeisterlich zu wirken, auf die Diskrepanz zwischen den Erwartungen der Hörer und des Dozenten eingehen. Der daran anschließende knappe aber fundierte und aussagekräftige Parforceritt durch die Geschichte der Vorlesung setzt sich mit Für und Wider im geschichtlichen Wandel auseinander, was den Blick auf den Schlussgedanken lenkt. Vorlesungen, so Schmoll, wohnt ein „subversives Potenzial inne“ (99), das unter anderem im Hinterfragen von Gewissheiten und im Sich-Zeit-Nehmen liegt.

Regina F. Bendix widmet sich dem alltäglichen Erzählen unter Fachvertretern, wobei sie sich an George W. Stocking Jr. orientiert. Sechs Geschichten, die im Fach von und über Fachvertreter erzählt wurden und werden, dienen ihr als Basis für die evidente aber oft wenig beachtete Aussage, dass solche Fachgeschichten nicht selten eng mit der Fachgeschichte verwoben sind.

In *Kjell Blanks* Beitrag werden auf der Basis von vier Experteninterviews die Charakteristika interdisziplinären Forschens von Geistes- und Naturwissenschaftlern aus Akteursperspektive in den Blick gerückt. Dabei stehen vor allem die unterschiedlichen Fachkulturen und deren Vermittlung auf verschiedenen Ebenen sowie die wissenschaftspolitischen Herausforderungen der Interdisziplinarität im Fokus. Aus der sich auf Basis der unterschiedlichen disziplinären Hintergründe mittels reflexiver Prozesse entwickelnden Wissenschaftskultur, so die These, könne abgeleitet werden, dass interdisziplinäre Wissenschaft als eine ganz eigene Wissenschaftsform betrachtet werden könne.

Herbert Posch behandelt den Fall der 1938 in Wien promovierten Zoologin und Botanikerin Ulrike Ricek (1910–2009). Diese sah sich 1961 gezwungen, die Universität um Rücknahme ihres Dokortitels anzusuchen, da ihre Ehe mit einem nichtpromovierten Mann Schaden zu nehmen drohte. Dieser, heute kurios anmutende, Vorgang dient dem Autor als Aufhänger, um auf

die gewandelte Rolle von Frauen in der Wissenschaft hinzuweisen.

Am Beispiel der Lebenswissenschaften in Wien befasst sich *Lisa Sigl* mit der Prekarisierung akademischer Arbeitskulturen, die gegenwärtig, aber vor allem auch in Zukunft einen essentiellen Anteil am Doing University haben wird. Dabei handelt es sich aber keineswegs um eine larmoyante oder verbitterte Auseinandersetzung mit prekären Beschäftigungsverhältnissen in der Wissenschaft. Auf der Basis zweier Forschungsprojekte aus den Jahren 2006 bis 2008 zur Veränderung akademischer Arbeitskulturen arbeitet sie verschiedene Formen von Unsicherheit, deren Bezug zu den Rahmenbedingungen der Forschung und deren Verhältnis zu einem weiteren gesellschaftspolitischen Kontext heraus.

Als Kontrapunkt zu der in Herbert Poschs Beitrag geschilderten Begebenheit lässt sich das Interview mit Christine Burckhardt-Seebass sehen, das Brigitta Schmidt-Lauber und *Christian Blumbagen* geführt haben. Nach interessanten Ausführungen zu ihrem Weg ins Fach und ihrem Werdegang steht die Frage nach der Entwicklung des Faches, die mit der Ermutigung, die „Liebe zum Kleinen“ (212) beizubehalten, schließt.

Für Studierende ist das Buch uneingeschränkt zu empfehlen, aber auch darüber hinaus bergen die umfangreich bibliographierten Aufsätze zu großen Teilen Potenzial für weitere Beschäftigung. Die Zugänge zum Feld Universität sind alle gut nachvollziehbar gelegt, arbeiten sowohl historisch als auch gegenwartsbezogen und weiten den Blick auf das Umfeld Universität, das doch wesentlich mehr sein will und sollte als ein bloßer Ort, an dem ein akademischer Grad erworben wird. Im Reigen akademischer Selbstreflexion, der immer mehr an Fahrt aufzunehmen scheint, werden in der vorliegenden Publikation neue Themen angedacht und vertieft, die auf den ersten Blick eklektisch wirken, in der Zusammenschau aber doch ein rundes, wenn auch sicherlich nicht erschöpfendes Bild von Doing University bieten.

Florian Schwemin, Regensburg

Reinhard Johler (Hg.): *Universität. Diversität! Wir?* 13 Momentaufnahmen aus dem Tübinger Uni-Alltag. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2017. 259 S. m. Abb.

Universitäre Selbstreflexion im Rahmen von Forschungs-, Studien- oder Projektseminaren ist en vogue.¹ Jubiläen sind ein klassischer Termin solche Projekte anzugehen, im vorliegenden Fall allerdings lag der Anlass in der Beteiligung der Universität Tübingen am Diversity-Audit „Vielfalt gestalten“ im Jahr 2015.

Nach einem Grußwort der Verantwortlichen des Diversity-Audits folgt eine Einführung von *Reinhard Johler*, der zur Entstehung und Intention des Buches durchaus kritisch Stellung nimmt und den Leser knapp in das Feld der Diversität einführt, wobei das von Steven Vertovec geprägte Konzept der „Super-Diversity“ als das Projekt grundlegend begleitender Ansatz angerissen wird. *Fran-*

ziska Künzels Beitrag befasst sich mit der Genese der medialen Darstellung von Diversität in Rechenschaftsbeziehungswise Jahresberichten der Universität sowie Image- und Werbematerialien zwischen 1999 und 2014. In diesen rücken verstärkt die bildlich darstellbaren Aspekte von Diversität in den Fokus, während die unsichtbaren kaum Beachtung finden, dennoch ist ein ständig fortschreitender Prozess der Diversitätssensibilität in der Selbstdarstellung der Universität feststellbar. Mit den Auswirkungen des Auditierungsverfahrens auf die Diversitätspolitik der Universität beschäftigt sich *Juliane Bokelmann* und stellt dabei vor allem die Chance und Herausforderung fest, den Begriff der Diversität mit Inhalt zu füllen. *Luise Fleisch* und *Luisa Lupprich* begeben sich auf die Suche nach „facheigenen Diversitätsbrillen“ und vergleichen die Diversitätsbegriffe von Studierenden und Lehrenden aus vier verschiedenen Fachkulturen. Mit Diversität in der Cafeteria der Universitätsbibliothek, die sie als Begegnungsort und Raum studentischen „doing diversity“ begreifen, befassen sich *Verena Brecht* und *Maja Wimmeler*. Die Herausforderungen, die sich Studierenden mit körperlicher Behinderung stellen, und mögliche Lösungsansätze arbeitet *Maria-Veronika Romeu* heraus. Mit einer anderen Kategorie von Diversität, der Religion, befassen sich *Christoph Grohsmann* und *Nils Lassen* sowie *Katharina Wieder* mit ihren Beiträgen über „Muslimischen Student*innenalltag“ beziehungsweise den Prozessen von Fremdwahrnehmung und Identitätswandel zwischen islamischen und katholischen Theologiestudentinnen. Bei beiden Aufsätzen spielt auch der ethnische Aspekt von Diversität eine Rolle, der noch stärker in *Fabienne Störzingers* Beitrag über „Refugee Students“ zum Tragen kommt, wobei hier sinnvollerweise das Hauptaugenmerk auf den politischen Hemmschwellen liegt. Die letzten vier Beiträge von *Mária Friedlová*, *Angelika Maier*, *Alisa Schneider* und *Harry Gottschling* nehmen mit verschiedenen Zugängen ausländische Studierende und verschiedene Herausforderungen wie Sprachkenntnisse, aber vor allem die Universitätskultur und das universitäre System betreffende Unsicherheiten in den Fokus. Neben diesen Beiträgen stehen noch vier Kurzporträts sowie eine kleine Gedankenskizze der die begleitende Ausstellung gestaltenden Studierenden der Hochschule für Technik Stuttgart.

Das nahe gelegene Feld Universität als Forschungsfeld und -gegenstand zu wählen, kann in der Nach-Bologna-Realität praktische Gründe haben. Nicht wenige Studierende sind durch einen extrem dichten Stundenplan, aber auch durch den oft unentbehrlichen Nebenerwerb nicht in der Lage, mehrtägige oder gar -wöchige Feldaufenthalte abseits der Universitätsstadt zu absolvieren. Dennoch sollte man die Erforschung und Beforschung des eigenen Umfelds nicht zwangsläufig als „Tanten-Empirie“, also eine der Bequemlichkeit entspringende Reduktion der empirischen Basis auf Verwandte, Bekannte und Naheliegende, abtun. Im vorliegenden Band entfernten sich die Seminarteilnehmer*innen aus der Komfortzone des eigenen studentischen Umfelds, nahmen eine reflektierte autoethnographische Haltung ein. Überhaupt sind die Beiträge durch

eine gehörige Portion Offenheit geprägt und fangen so durch die Herangehensweise schon das Thema Diversität ein. Bei aller Qualität merkt man den meisten Beiträgen ihren Entstehungszusammenhang doch an. Bisweilen scheint der Aufbau schematisch und konstruiert, wenige Aufsätze bleiben auf einer eher deskriptiven Ebene und könnten noch etwas mehr in die Tiefe gehen, mehr als die „Momentaufnahmen“ aus dem Untertitel sind sie aber durch die Bank. Alle Beiträge sind fundiert und zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Diversity an sich und dem gewählten Gegenstand der jeweiligen Untersuchung. Sie bestätigen außerdem den in Reinhard Jöhlers Einführung zu lesenden Ausspruch Ulf Hannerz' „Diversity is our Business“: Eine sich als Europäische Ethnologie begreifende Empirische Kulturwissenschaft hat das Instrumentarium und die richtigen Fragen, um Diversität als kulturelles Konstrukt zu beobachten und zu begleiten.

Für Studierende wie für Lehrende ist der Band ein schönes Beispiel dafür, was in Seminaren auf die Beine gestellt werden kann (wobei man festhalten muss, dass nicht jeder Lehrstuhl die Kapazitäten für dreisemestrige Forschungsprojekte hat). Die Frage, ob jede ausgedehntere studentische Übung denn unbedingt in eine Publikation gegossen werden muss, muss jeder für sich selbst beantworten. Im vorliegenden Fall finden sich genügend Gründe, um das zu rechtfertigen.

Anmerkung

¹ Siehe z. B. *Katrin Bauer* u. *Lina Franken* (Hgg.): *Räume – Dinge – Menschen. Eine Bonner Kulturwissenschaft im Spiegel ihrer Narrative* (Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur 10). Münster/New York 2015; *Brigitta Schmidt-Lawber* (Hg.): *Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 40). Wien 2016; *Jörg Giray*, *Markus Tauschek* u. *Sabine Zinn-Thomas* (Hgg.): *Maximilianstr. 15. 50 Jahre Institut für Volkskunde in Freiburg – ein Erinnerungsalbum* (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie 1) Münster/New York 2017.

Florian Schwemin, Regensburg

Matthias Asche u. **Dietmar Klenke** (Hgg.) unter Mitarbeit von Sabrina Lausen: *Von Professorenzirkeln, Studentenknäulen und akademischem Networking. Universitäre Geselligkeiten von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2017. 246 S. m. Abb. (Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen, Bd. 19).

Der von der Stiftung Deutsche Studentengeschichte kofinanzierte 19. Band der Reihe „Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen“ entstand im Anschluss an eine Tagung des Lehrstuhls für Neuere Geschichte der Universität Paderborn, die bereits 2011 unter dem Titel „Universität und Geselligkeit“ stattfand und von der Gemeinschaft für deutsche Studentenge-

schichte e. V. (GDS) finanziert wurde. Der Sammelband geht vornehmlich der Frage nach, welche gesellschaftspolitische Bedeutung von Universitäten und Wissenschaft sich aus Formen akademischer Geselligkeit ablesen lässt. Denn in ihren Geselligkeitsformen spiegeln sich immer auch die Stellung der Universitäten in Staat und Gesellschaft, so die Ausgangshypothese der Herausgeber. Außerdem setze ein Klima, in dem Wahrheitssuche und Forschergeist frei gedeihen sollen, „freies Denken und soziale Bindungsfähigkeit“ (9) voraus. Allein diese innere (Ver-)Bindungsfähigkeit der Universitäten vermöge es, wissenschaftliche Autonomie zu gewährleisten und der Außensteuerung des akademischen Betriebs zu trotzen. Daran angelehnt verstehen die Herausgeber „Geselligkeit“ auch als etwas, „das im Hinblick auf seine Beziehungsqualitäten über berufs- und marktspezifische Netzwerkbildung hinausgeht“ und „Gemeinschaft, Gruppenidentität und Geborgenheit ermöglicht“ (11). Aus ihrer Überzeugung, dass vor allem das akademische Verbindungswesen durch die als „Humboldtsche Lücke“ bezeichneten Freiräume in der Selbstorganisation der deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts in der Lage gewesen sei, „nachhaltige Geselligkeitsstrukturen aufzubauen, wie dies [...] die Altherren-Vereine der korporierten Bildungselite vermocht hatten“ (15), machen die Herausgeber keinen Hehl. Denn die seit den 1960er Jahren „mehr und mehr farblose studentische Geselligkeit jenseits elitepolitischer Ambitionen“ habe „die Universitäten als unabhängige Deutungsmacht im Staat“ (15) nicht verteidigen können und somit zu deren gesellschaftspolitischem Bedeutungsschwund beigetragen. Der Schrumpfungsprozess, dem die Studentenverbindungen seither ausgesetzt sind, wird folglich als dramatisch bezeichnet und der „emphatische Aufklärergeist“ (18) eher während der Hochzeit des studentischen Verbindungswesens an den Universitäten im 19. als im 21. Jahrhundert verortet.

Fünf der insgesamt 13 Autorinnen und Autoren befassen sich mit professoraler, sechs weitere mit Formen verbindungsstudentischer Geselligkeit, Ritualisierung und Erziehung. Damit ist der gesamte Band eigentlich in zwei Teile untergliedert. Akademisches Networking oder Geselligkeit außerhalb dieser Kreise wird lediglich in dem Beitrag von *Julia Grublich* und *Birgit Riegraf* in Zusammenhang von Geselligkeit und Geschlecht in der Wissenschaft kritisch betrachtet. *Marian Füssel* befasst sich in seinem Beitrag mit professoraler Geselligkeit am Beispiel der vormodernen Universität Göttingen. Hier wurde den Professoren Geselligkeit, auch als Medium der akademischen Erziehung, geradezu verordnet. Auch wenn sich private professorale Geselligkeit im 19. Jahrhundert bürgerlichen Kreisen zusehends öffnete, diente sie doch weiterhin akademischer Distinktion und Kultivierung spezifischer Habitusformen. Den 1890 gegründeten Hallenser Spirituskreis untersucht *Regina Meyer*. Er hatte ausschließlich Professoren als Mitglieder, die sich als „Elite der Eliten“ verstanden und deren Verbindung hochschulpolitische Ziele verfolgte. *Thomas Becker* betont in seinem Beitrag über Professorenzirkel und akademische Freundeskränzchen an der

Universität Bonn, dass professorale Geselligkeit auch ohne Zweckbindung von großem Gewicht für wissenschaftlichen Austausch, Fachdiskurse und Einübung bestimmter Verhaltensnormen war, da sie „eine konkurrenzfreie interdisziplinäre Kommunikation auf gleicher Augenhöhe“ (99) ermöglicht habe. *Dietmar Klenke* betrachtet das seit Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmende Pendlertum unter Professoren und den Versuch, durch Präsenzverordnungen, wie den sogenannten „Sitzarschlerlass“ von 1999 in Nordrhein-Westfalen, Professoren stärker an ihre Universitäten zu binden.

Den zweiten Teil eröffnet ein Beitrag von *Harald Lönnecker*, der sich überblicksartig und sehr quellenkundig mit verbindungsstudentischen Vergemeinschaftungen und Ritualen befasst. Über einen langen Zeitraum prägten sie das Standesbewusstsein und die Gemeinschaftspraxis vieler Studierenden, die wiederum durch Altherrenverbände tradiert und stabilisiert wurden. Auch die Universitäten, so Lönneckers These, hätten lange von der Reputation und dem Elitenspruch der Verbindungen, die „tief berührende gemeinsame Erlebnisse“ konstituierten, „die nach innen integrierten und nach außen abgrenzten“ (143), profitiert. *Matthias Stickler* problematisiert Generationenkonflikte, die zum Beispiel durch das „offensichtliche Versagen der Mehrzahl der Verbände vor dem Nationalsozialismus“ und innerhalb verbindungsstudentischer Geselligkeit deutlich wurden. Zugleich könne, so die Herausgeber, die dennoch fortdauernde Hierarchisierung der Verbindungen „mit einem rational nachvollziehbaren Selbsterziehungsanspruch und Integrationsauftrag“ (27) erklärt werden. *Sabrina Lausen* zeigt in ihrem Beitrag, dass polnische Verbindungen zwar das deutsche Verbindungswesen zum Vorbild hatten, jedoch stärker nationalpolitisch ausgerichtet waren und sich bis ins 20. Jahrhundert immer stärker nationalpolnisch-katholisch ausrichteten. *Lisa Fetheringill Zwicker* betrachtet die deutschen katholischen Studentenverbindungen und ihren Nutzen als Netzwerk und Ausbildungsfeld für die katholische Elite. *Christian George* zeichnet detailliert die Entwicklung studentischer Verbindungen zwischen 1945 und den 1960er Jahren nach und zeigt, wie bemerkenswert schnell viele Verbindungen wieder feste Geselligkeitsformen etablierten, was vor allem auf Altherrenverbände zurückzuführen war. Der Beitrag von *Wolfgang Müller* beschreibt die Neuformierung studentischer Verbindungen an der Saar zwischen 1945 und 1955, die auf Grund des Saarstatus nicht ohne weiteres auf deutsche Verbindungstraditionen zurückgreifen konnten.

Die thematische Verengung auf professorale und verbindungsstudentische Geselligkeitsformen liegt offenbar auch an der wissenschaftlichen Ausrichtung der beteiligten AutorInnen und Institutionen. Beispielsweise stellen die Herausgeber in ihrem einleitenden Beitrag zwar heraus, dass spezifische Praktiken der akademischen Klientel- und Patronagenetzwerke, besonders an den frühneuzeitlichen protestantischen Universitäten, von der akademischen und landesherrlichen Obrigkeit unabhängige organisatorische und disziplinierende Funktionen hatten, aus denen im 19. Jahrhundert die

Verbindungen unter dem Begriff der „Burschenherrlichkeit“ ihre Freiheits-, Autonomie- und Eliteansprüche ableiteten. Zugleich verschweigen sie aber, dass studentische Selbstermächtigungen und derartige Parallelstrukturen, die in nahezu jeder Universitätsstadt ein kontinuierliches Disziplinarproblem darstellten, von den jeweiligen Herrschaften, der Professorenschaft und auch der außerakademischen Gesellschaft stets und ganz überwiegend kritisch betrachtet wurden. Schließlich lösten sie bereits im 17. Jahrhundert eine der größten Krisen der deutschen Universitäten aus.¹ Hier offenbart sich eine Eigentümlichkeit der Universitäts- und Studentengeschichtsforschung, die darin besteht, dass ein Großteil der Forschungsarbeit von HistorikerInnen geleistet wird, die einer Studentenverbindung angehören. Studentenverbindungen schreiben damit nicht nur ihre Geschichte über weite Teile selbst. Die Reihe „Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen“ stellt hier keine Ausnahme dar. Sie wird herausgegeben im Auftrag der GDS, die sich explizit an Mitglieder studentischer Verbindungen richtet.

Anmerkung

¹ Vgl. *Matthias Hensel*: Pennalismus. Ein Phänomen protestantischer Universitäten im 17. Jahrhundert (Quellen zur protestantischen Bildungsgeschichte 6). Leipzig 2014.

Matthias Hensel, Jena

Tanja Kubes: *Fieldwork on High Heels*. Eine ethnographische Studie über Hostessen auf Automobilmessen. Bielefeld: transcript, 2018. 296 S. m. Abb., 1 Tab. (Gender Studies).

In ihrer Dissertation „*Fieldwork on High Heels*“ untersucht die Soziologin und Ethnologin *Tanja Kubes* die Konstruktion von Geschlechterdichotomien auf Automobilmessen. Die auf Messen präsentierten Fahrzeugneuheiten und Hostessen fasst die Autorin als Ausstelungseinheit, der sie sich durch eine Living Fieldwork annähert. Um die komplexen Handlungsabläufe des zunächst simpel wirkenden Hostessenhabitus zu erschließen, arbeitete Kubes selbst als Hostess auf verschiedenen Automobilmessen. Kubes beweist eindrücklich, wie (auto-)ethnografische, multisensorische Forschungen zu einem vertieften Verständnis eines äußerst regulierten und schwer zugänglichen Forschungsfeldes führen können. In ihren genauen Beobachtungen zeichnet sie das heteronormative Gefüge nach, in welches die Hostessentätigkeit eingespannt ist. Gegenpol der übersteigert weiblich inszenierten Hostessen bilden männliche Hosts, Teamleitungen, Verkäufer, Berater und Securities, denen die Agency an Messeständen obliegt. In der von ihr konzipierten Living Fieldwork verknüpft sie qualitative Interviews, teilnehmende Beobachtungen, beobachtende Teilnahme sowie eine Medienanalyse und entwickelt durch die versierte theoretische Reflexion eine differenzierte Studie über die heteronormativen

Schönheits-, Körper-, Macht- und Inszenierungspraktiken während einer Messe.

Die Studie ist in neun Kapitel gegliedert. Die „Einleitung: Boliden, Blech und lange Beine“ bietet einen Einblick in das Forschungsthema, umreißt die Problemstellung der Inszenierung des Hostessenbildes und deren Tätigkeit und schließt mit einem historischen Überblick über „Automobile und Frauen: Eine lange Geschichte“. Im zweiten Kapitel legt Kubes ihre der Forschung zugrunde liegende methodische Anlage der Living „Fieldwork on High Heels“ dar. Ihre Herleitung stützt sie auf Autoren wie Anne Honer, Sarah Pink und Brigitte Bönisch-Brednich und begründet nachvollziehbar: „Nicht nur als Forscherin ähnlich wahrzunehmen, sondern sich wirklich emotional auf das Feld einzulassen gelingt, indem man die Rolle der Forscherin soweit wie möglich ablegt und stattdessen selbst Forschungsobjekt wird.“ (68)

In Kapitel drei veranschaulicht der Bericht über das „Forschungsfeld Automobilmesse“ den Untersuchungskontext und bringt den Leser*innen die beforschte Einheit von „Automobil und Frauen“ in deren praktizierten Umsetzung auf Automobilmessen näher. Automobilmessen seien inzwischen größtenteils eventisiert, sie „haben keinen ‚reinen‘ Messecharakter, sondern zielen über den Einsatz multisensorischer Eventelemente auf die ganzheitliche Sinnesansprache der Besucher*innen ab“ (75). Entsprechend werden die Hostessen auf die „Erfüllung eines normativ geprägten Frauenbildes“ festgelegt: Statt etwas zu tun, gehe es darum, auf eine bestimmte Weise zu sein (85). Kubes gibt zu bedenken, dass es bei der Position der Produkthostessen weniger um die Informationsweitergabe gehe, vielmehr sollen mit der idealen Erscheinung ohne Worte die Markenwerte verkörpert und nach außen kommuniziert werden (92). Gerade aufgrund der intensiven Inszenierungspraxis entsprechend geschlechtlicher Idealtypen der westlichen Geschlechterbinarität plädiert Kubes in Anlehnung an Gottschalk (1998) dafür, nicht von einem bloßen doing gender while doing work, sondern von einem doing gender-difference while doing work zu sprechen (90).

Das vierte Kapitel schildert „Becoming Hostess: Wie man Hostess wird“. Hier wird durch die Reflexion der autoethnografischen Auszüge die Transformation der Autorin als Wissenschaftlerin hin zu einer Messehostess nachvollziehbar. Die eindringlichen Beschreibungen von den Vorbereitungen der Anwärterinnen, dem Auswahlverfahren, hin zum „Ausgewähltwerden“, den vertraglichen Vereinbarungen und den Produktschulungen und schließlich der „Verortung am Messestand und wie man lernt, ein Auto zu enthüllen“, zeugen von einem vertieften Branchenverständnis. Kubes transformierte sich im Laufe ihrer Feldforschung zu einer Hostess, die die weiblich konnotierten, normierten Körpertechniken selbst performierte und ebenso geschlechterkritisch reflektiert. Das gelingende Enthüllen eines Autos erlebte sie als Glücksmoment, welcher ihr ein komplexes Zusammenspiel von sozialisiertem Wissen und angewandten Körpertechniken offenbarte (135).

In den Kapiteln fünf und sechs wird die Diskussion um die äußeren Körperperformungen und inneren Leibeszurichtungen der Hostessentätigkeit vertieft. Mit Referenz auf Nuber (1997), Kaufmann (2006) und Shilling (1993) erörtert Kubes das Schönheitshandeln der Hostessen, welches weit über die Schönheitsperformanz hinauswirke. Das Zeichenhafte des Hostessenkörpers werde nach einem Idealbild konstruiert, welches geschlechtertypische Ressourcen bediene und durch die Bedeutungszuschreibung im Feld bekräftigt werde. Es komme zu einem homogenisierenden, uniformierenden Effekt, den Kubes mit Vila (2002) erklärt: Damit die Geschlechterdifferenz als Vollzugswirklichkeit gelinge, machten die Ressourcen nur mit dem Wissen um ihre soziale Bedeutung Sinn (142). Interessant sind die Auswirkungen der Uniformierung und Stereotypisierung auf die eigenleibliche Wahrnehmung der Trägerinnen. Der charakteristische Hostessenhabitus entwickle sich zu einem Teil des Körperkapitals (Wacquant 1995) (166). Zusätzlich sei eine angemessene „Emotionsarbeit“ verlangt, um die mimische Leistung des Dauerlächelns zu bewerkstelligen. Ausgehend von Hochschild (1975, 1979, 1990) legt Kubes die theoretischen Grundlagen für eine Analyse der Praktik des verlangten Gesichtsausdrucks: „Durch die Anwendung kognitiver Strategien (Hochschild 1990) wird versucht, nicht nur oberflächlich zu lächeln, sondern das hierfür notwendige Gefühl tatsächlich hervorzurufen.“ (185) Indes werden die dabei häufig zu beobachtende emotionale Dissonanz sowie die panoptischen Arbeitsbedingungen von den Hostessen auch als berufliche Kompetenz und Orientierungsrahmen erlebt (188 f.).

Die Herleitungen zu Körper- und Emotionsarbeit gründen das darauffolgende siebte Kapitel „Doing Hostess: Die Interaktion mit Besucher*innen“. Die sichtbare Displaytätigkeit steht im Vordergrund und wird anhand zahlreicher Auszüge aus dem Forschungstagebuch entlang der Beratungstätigkeit, dem Dauerlächeln und Posieren während der Produktpräsentationen und Pressevorstellungen ausgeführt. Auffallend sind die zahlreichen Bestätigungen konservativer Geschlechterkonstruktionen während des doing hostess: „Die heteronormative Struktur der Messe macht Hostessen auf den ersten Blick zu passiv Angeschauten und Betrachteten, die vorwiegend männlichen Besucher werden zu aktiv Schauenden, Blickenden oder Starrenden.“ (207) Im achten Kapitel „Hostessen in den Medien“ zeigt Kubes auf, wie mediale Repräsentationen und die eigenleibliche Erfahrung zusammenwirken. In der medialen Repräsentation dominieren Bilder von Hostessen, die ausschnitthaft lange Beine und High Heels zeigen. Diese „mediale Fragmentierung“ des Körpers bringe es mit sich, dass das Bein vom Körperteil zum Symbol werde und als Synekdoche für die schöne Frau als Objekt herhalte (237). Durch die mediale Zerlegung des Hostessenkörpers komme es zu einem „spürbaren“ Bedeutungszuwachs der Beine, die zu den am intensivsten erfahrenen Leibesinseln während der Hostessenperformanz avancierten (240). Das Kapitel schließt mit der durchaus provokanten Frage: „Ich zeige mich, also bin ich – Selbstverobjektivierung als Agency?“ (244).

Im letzten Kapitel kondensiert Kubes ihre Überlegungen zur Konstruktion von Gender und Geschlecht und wagt einen Ausblick auf die anzustrebende Diversifizierung von Displayberufen, etwa in Form von einer heterogeneren Auswahl der Hostessen, die weniger als Schauobjekte, sondern als Wissensvermittler*innen an Messeständen arbeiten würden.

Die Publikation ist mit zahlreichen Schwarzweiß-Abbildungen versehen, die Einblick in die Automobilmesse und deren Medienpräsenz geben. Die Gestaltung des Titelbildes (der Absatz eines glänzenden, bordeaux-farbenen Lack-High Heel vor schwarzem Hintergrund) scheint mir dem Anliegen der Autorin – Dichotomien aufzubrechen – entgegenzuwirken. Insgesamt gelingt es Kubes, das Spannungsfeld zwischen einer kritischen Perspektive gegenüber Geschlechterkonstruktionen und einer Frau, die ebendiesen stereotypisierten Idealen entspricht und ebenso sozialisiert wurde, geschickt auszubalancieren. Große Anerkennung gilt ihrem eigenständigen multisensorischen Zugriff in Form der Living Fieldwork, der die ethnografische Erschließung der Automobilmesse ermöglichte und vertiefte Erkenntnisse über Geschlechterkonstruktionen in einem traditionell heteronormativen Feld generierte.

Aurelia Ehrensperger, Zürich

Lina Franken: Unterrichten als Beruf. Akteure, Praxen und Ordnungen in der Schulbildung. Frankfurt am Main/New York: Campus, 2017. 497 S. (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, Bd. 13).

Die Rolle von Lehrerinnen und Lehrern, so der Klappentext des Buches von *Lina Franken*, ist für die Gestaltung des Schulunterrichts zentral. Mit „Unterrichten als Beruf“ legt sie eine Studie vor, die in diesem Zusammenhang nicht nur die Vermittlung von Wissen, sondern ebenso die Lebenswelten dieser Akteure und ihre subjektiven Perspektiven auf Schule in den Blick nimmt. Der Band, in der zur dgV-Kommission „Arbeitskulturen“ gehörenden Reihe „Arbeit und Alltag“ erschienen, fragt nach „Akteuren, Praxen und Ordnungen in der Schulbildung“ und thematisiert dabei Aspekte der (verwaltungs-)rechtlichen, räumlichen und hierarchischen Ordnung sowie Unterrichtsthemen, Schulbücher in der Unterrichtspraxis, didaktische Methoden und die Vermittlung von Kultur. Dabei fokussiert er auf Lehrerinnen und Lehrer als zentrale Akteure und zeigt, wie diese in den aufgezählten Themenbereichen agieren, welche Sichtweisen sie vertreten und wie diese beiden Aspekte zusammenkommen. Angesichts der öffentlichen Erwartungen, die teils an die Lehrerschaft gestellt werden und auch der Vorbehalte, die ihr teils entgegengebracht werden, ist dies eine Fragestellung, die angezeigt erscheint und die in dieser Form aus einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive bislang fehlte. Die Studie basiert auf leitfadengestützten qualitativen Interviews, die vorwiegend in Schulräumen durchgeführt und durch teilnehmende Beobachtungen von exemp-

larischen Schulstunden ergänzt wurden. Ein „Reden über Erfahrungen“ (39) von Lehrerinnen und Lehrern im Anschluss an die Arbeiten Brigitta Schmidt-Laubers steht damit im Mittelpunkt der Studie, die danach fragt, welche „Rolle Lehrenden als Akteuren in der Schule zukommt, welche Praxen sie hier entwickeln und welche Ordnungen in Schulsystem und Schulkultur dabei wirksam sind“ (15).

Das Vorgehen der Arbeit ist entsprechend in zwei Teile gegliedert, die sich den „Ordnungen des Lehrens“ und „Akteuren und Praxen des Lehrens“ widmen. Der erste Teil betrachtet zunächst Regelwerke wie Schulgesetzgebung und Lehrpläne als externe Ordnungen und Machtstrukturen, die Unterricht zwar nicht detailliert regulieren, aber prinzipielle Verläufe und Inhalte festlegen können. Der Blick auf räumliche Ordnungen des Unterrichtens macht deutlich, wie Lehrende sich Klassenzimmer und Flure als sozialen und physischen Raum aneignen. Mit Blick auf Akteure wird gezeigt, welche Beziehungsgeflechte zwischen Lehrenden, Schülerinnen und Schülern, Eltern und auch der Forscherin bestehen und wie diese in Narrationen zum Ausdruck kommen. Der zweite Teil beschäftigt sich am Beispiel von Unterrichtsthemen, Schulbüchern, didaktischen Methoden und der Kulturvermittlung damit, wie Lehrende aus praxeologischer Perspektive mit normierten Modellen, inhaltlichen wie strukturellen Vorgaben und Anforderungen umgehen und wie dabei ein individueller Umgang mit dem Lehren gefunden wird, der auch biografische Elemente mit einschließt. Lehrerinnen und Lehrern kommt, so Franken im Fazit, dabei eine Schlüsselrolle zu, durch die unterschiedliche Ordnungen in konkrete Praxen übersetzt werden. Deutlich wird dabei auch, dass die Ausgestaltung dieser Rolle höchst individuell ist und entsprechend auch empirisch in den Blick genommen werden muss, um zeigen zu können, wie mit Spielräumen im Unterrichten konkret umgegangen wird.

Methodisch merkt Franken an, dass eine teilnehmende Beobachtung am Unterricht verfälschend und störend wirken kann (39). In der Studie kommt sie daher nur vereinzelt zum Einsatz. Hier bleibt offen, ob nicht der Einsatz entsprechender Technik wie 360°-Kameras, die in anderen Disziplinen zwar nicht zum Standard gehören, aber immer häufiger Verwendung finden, eine gangbare Lösung gewesen wäre. Dies ist mit eigenen Problemen verbunden, mag aber als Anregung verstanden werden, solche Möglichkeiten künftig stärker auszuloten. Ebenso offen bleibt, wie Studiendesign, -durchführung und -ergebnisse sich zu Diskussionen der Organisationsethnografie verhalten. Hier scheinen fruchtbare Anknüpfungspunkte zu liegen, die jedoch nicht verfolgt werden. Das ist insofern bedauerlich, als die vorgelegten Befunde für die interdisziplinäre Erforschung von Organisationen wichtige Einsichten mitbringen – etwa mit Bezug auf räumliche Faktoren, biografische Konstellationen und den subjektiven und selektiven Umgang mit Materialien.

Mit „Unterrichten als Beruf“ legt Franken eine Studie vor, die in ihrer Anlage überzeugt und auf breiter empirischer Grundlage zeigt, wie Lehrerinnen und Leh-

rer sich im Schulalltag zwischen externen Anforderungen und eigenen Vorstellungen bewegen. Der Band sei damit nicht nur an den Themen Schule und Unterricht Interessierten zur Lektüre empfohlen, sondern trägt ebenso zu Debatten der Arbeitskulturen, Subjektivierung und Organisationsethnografie wichtige Befunde bei. Die Passagen zur Kulturvermittlung durch Lehrende greift zudem die aktuell intensiv diskutierte Frage auf, welche Rolle der Schule bei der Weitergabe gesellschaftlicher Normen zukommen kann – nicht nur abstrakt und normativ, sondern über den Blick auf Lehrerinnen und Lehrer als vermittelnde Akteure selbst. Eine weitergehende Analyse dieses in der Studie behandelten Aspektes, die stärker noch auf gesellschaftliche Debatten eingeht, wäre als Anschlussforschung wünschenswert.

Stefan Groth, Zürich

Karin Lahoda: Arbeitsalltag in Werkstätten für behinderte Menschen. Zur Bedeutung von Arbeit, sozialen Interaktionen und rechtlichen Rahmenbedingungen. Münster/New York: Waxmann, 2018. 403 S. (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, Bd. 33).

Spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert gilt individuelle Behinderung in vielen westlichen Gesellschaften als Indikator einer Nichtfähigkeit (produktiv) zu arbeiten.¹ Auch in Deutschland wurden und werden Fragen ob, und wenn ja, wie und wo, welche behinderten Menschen arbeiten können und sollen, kontrovers diskutiert. In der Bundesrepublik avancierten Maßnahmen zur (Wieder-)Herstellung von Erwerbsfähigkeit zum prägendsten Element integrativer Behindertenpolitik.² Bisher gänzlich unerforscht ist jedoch, wie behinderte Menschen in Deutschland selbst ihre häufig segregierten Arbeitswelten deuteten und deuten.³ *Karin Lahodas* Mikrostudie zu zwei bayrischen Werkstätten für behinderte Menschen hat in dieser Hinsicht Pionierarbeit übernommen. Ihre Analyse einer größeren Einrichtung (330 mehrheitlich geistig behinderte Beschäftigte) und einer kleineren Werkstatt (70 körperlich behinderte Menschen) stellt erstmals Handlungsweisen und subjektive Lebensentwürfe der Werkstattbeschäftigten in den Mittelpunkt und löst damit zentrale Forderungen der Disability Studies ein.

Um die Arbeitsverhältnisse der Beschäftigten zu vermessen, untersucht Lahoda die Wechselwirkungen dreier Strukturelemente ihres Alltags: die geleisteten Tätigkeiten selbst, die Interaktionen der Beschäftigten untereinander und mit den Mitarbeitern der Einrichtung sowie die kodifizierten (staatlichen) Anforderungsprofile an die Institutionen und Beschäftigten. Die Arbeit ist in fünf Kapitel unterteilt, wobei die ersten drei jeweils Forschungsfeld, Methodik und Untersuchungsgegenstand ausführlich darlegen und einordnen. Die eigentliche Analyse des Arbeitsalltags findet in einem extensiven Hauptkapitel statt, dessen Ergebnisse eine abschließende Synthese bündelt.

Lahoda zeichnet zu Beginn in einem stellenweise kleinteiligen Forschungsstand Traditionslinien kulturwissenschaftlicher Arbeitsforschung nach. Hiervon ausgehend umreißt die Autorin deutlich stringenter die drei zentralen Begriffe ihrer Studie: „Arbeit“, „Behinderung“ und „Norm(alität)“. Die Verfasserin betont die zu untersuchenden Ambivalenzen von „Arbeit“ zwischen täglicher Last und individueller Selbstverwirklichung, von „Behinderung“ als Selbst- und Fremdkategorisierung sowie vom Wunsch nach gesellschaftlicher „Normalität“ behinderter Menschen einerseits und der freilich täglich gelebten „Normalität“ ihres Arbeitsalltags andererseits (29–36). Diese Hinweise entwerfen das analytische Koordinatenkreuz der Studie und dienen als hilfreicher Wegweiser für die weitere Lektüre.

Hierbei ordnet die Autorin nachvollziehbar ein, dass der Wert der Untersuchung nicht vorrangig im Vergleich der beiden (sehr ungleichen) Einrichtungen besteht, sondern darin, als Fallstudie ein in seiner Bandbreite bisher unbekanntes Panorama der Lebensrealitäten und Selbstdeutungen behinderter Menschen in Werkstätten aufzubauen (38).

Für dieses Vorhaben wählte die Autorin, wie sie im Folgekapitel legitimiert, die teilnehmende Beobachtung. Lahodas Studie basiert neben Gesetzestexten vor allem auf den Aufzeichnungen zu Beobachtungen, Interviews und persönlichen Gesprächen mit Beschäftigten, Mitarbeitern der Werkstatt und Vertretern des kirchlichen Trägers. Diese wurden in mehreren, zeitlich voneinander getrennten Besuchszeiträumen generiert. Diese Herangehensweise erlaubt Lahoda sonst häufig ausgeschlossene Personengruppen zu zentrieren. So fließen – freilich durch die Forschende vermittelt – auch Aussagen zum Beispiel von geistig behinderten Menschen in die Analyse mit ein. Damit kann Lahoda ein bisher (zu) selten eingelöstes Anliegen der Disability Studies, nämlich die heterogenen Stimmen der behinderten Menschen selbst in der Forschung über Behinderung sichtbar zu machen und in den Mittelpunkt zu rücken, in ihrer dicht beschreibenden Untersuchung überzeugend umsetzen.

Im dritten Kapitel stellt die Autorin ihre beiden Untersuchungsorte und den dort beobachteten Personenkreis vor. Lahoda bettet die Einrichtungen in lokale diakonische Strukturen ein und gibt einen kurzen historischen Abriss über den fürsorglichen Umgang mit behinderten Menschen bis zur Entstehung der Werkstätten für behinderte Menschen. Dieses deskriptive Kapitel wirkt holzschnittartig. Insbesondere die historische Betrachtung (65–71), die auf wenigen Seiten den Umgang mit behinderten Menschen von der Antike bis zu der Entstehung westdeutscher Werkstätten darlegt, verbleibt in einem Kurzstil und nimmt für den folgenden analytischen Teil der Arbeit kaum heuristischen Wert ein. Jedoch verdeutlicht besonders das knappe Kapitelende, dass eine detaillierte, multiperspektivische Zeitgeschichte der Werkstätten für behinderte Menschen in Deutschland noch aussteht und eine enorme Forschungslücke darstellt.

Das fast 300 Seiten umfassende Hauptkapitel kontrastiert individuelle Deutungen der räumlichen, zeit-

lichen und sozialen Dynamiken des Arbeitsalltags in den jeweiligen Einrichtungen. Es ist weiterhin unterteilt in eine Betrachtung der eigentlichen Werkstätigkeiten und des Alltags neben der Arbeit. Anhand der reinen Örtlichkeit, etwa der Werkhallenaufteilung, gelingt es Lahoda aufzuzeigen, wie rehabilitationspädagogische Überlegungen, aber auch die persönlichen Präferenzen einzelner Beschäftigter die täglichen Abläufe vorstrukturieren. Sie arbeitet folgend aus zahlreichen Wortbeiträgen heraus, dass weniger die Art der Tätigkeiten als das reine „Arbeitshaben“ einen großen Stellenwert für das Selbstbild der Beschäftigten einnimmt, ihnen ein Widerlegen von Stereotypen über stets fürsorgebedürftige Menschen mit Behinderungen und eine Abgrenzung von als unproduktiv bewerteten Arbeitslosen erlaubt. Der Platz in der Werkstatt ist für viele Beschäftigte besonders wichtig, da auch sie wissen, dass trotz Transitions- und Inklusionsmaßnahmen, wie etwa Praktika oder Außenwerkgruppen, die Quote derer, die aus der Werkstatt in den ersten Arbeitsmarkt wechseln, sehr gering bleibt (115). „Drinnen“ und „Draußen“ bleiben für Werkstattangehörige häufig „zwei separate Welten“ (291). Die Autorin weist auch auf die Abhängigkeit der Werkstattarbeit von Firmenaufträgen hin. Die Werkstattleitung kann jedoch nicht nur nach rein wirtschaftlichen Anforderungen agieren, sondern muss rehabilitative und gruppenspezifische Überlegungen miteinbeziehen (152). Dabei verdeutlicht die Verfasserin die Unkenntnis der Beschäftigten über die Entscheidungsprozesse der Werkstattleitung. Für sie sind und bleiben es insgesamt vielfach prekäre Arbeitsverhältnisse (340). Die Verfasserin betont aber auch die Solidargemeinschaft unter vielen Beschäftigten trotz vorhandener interner Hierarchisierungen („Fitte“ versus „Schwache“) (276–291).

Gleichermaßen analysiert Lahoda die tägliche Handlungsmacht der Beschäftigten und deren institutionelle Einschränkung. Sie vollzieht den Einsatz der Werkstattträte für Teilhabe in der Öffentlichkeitsarbeit und für Verträge in „Leichter Sprache“ nach, zeigt aber auch, dass die Werkstattträte selbst ebenfalls auf Unterstützungsleistungen des Werkstattpersonals angewiesen sind. Die agency verschiedener Beschäftigter manifestiert sich vielmehr in der Aneignung der zeitlichen Dimension des Arbeitsalltags. Indem sie später erscheinen, ihre Pausen verlängern oder den Dienst früher beenden ist es den Individuen möglich, Protest gegen die von ihnen zu verrichtenden Tätigkeiten oder das auferlegte Pensum zu üben. Das freiwillige Weiterarbeiten vieler bereits verrenteter Beschäftigter stützt andererseits die Grundthese der Autorin, dass für die Beschäftigten die Werkstatt mehr ist als Arbeitsplatz und Ort des Gelderwerbs. Lahoda präsentiert Werkstätten als dynamische, fein austarierte Sozialgefüge, in denen Individuen sich in Gruppen verschieden positionieren können sowie Fähigkeitsanforderungen und Unterstützungsbedarf täglich neu ausgehandelt werden. Das (auftragsabhängige) Tätigkeitsprofil und ihre jeweilige Behinderung geben für viele Beschäftigte zwar die Arbeitsstruktur vor, stehen in ihren Selbstpositionierungen jedoch hinter den sozialen Beziehungen zurück.

Trotz einiger (bei einer solch tiefgehenden Analyse individueller Aussagen und Gespräche wohl kaum zu vermeidenden) Dopplungen, gelingt es Karin Lahoda, einen vielstimmigen Chor der Alltagsdeutungen behinderter Menschen in Werkstätten zu präsentieren. In einer abschließenden, im Verhältnis zur Analyse etwas kurzen Synthese hinterfragt die Autorin die Hierarchisierung zwischen erstem und zweitem Arbeitsmarkt. Besonders die Schlussbemerkung, dass Werkstätten mit ihrer ausdifferenzierten Anpassung von Arbeitsplätzen und Arbeitsrhythmen an individuelle Bedürfnisse auch als Vorbild für den ersten Arbeitsmarkt dienen könnten, verdient es, weitergedacht zu werden (377 f.).

Die 2015 angenommene, nun 2018 publizierte Dissertation hat den Nachteil, zwischenzeitlich erschienene kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung zur Arbeit behinderter Menschen nicht mehr aufnehmen zu können.⁴ Dennoch ist diese sehr lesenswerte Studie ein weiterer Meilenstein für die kulturwissenschaftliche Betrachtung der Arbeit behinderter Menschen. Mit ihrem ersten Blick hinter die Türen der Werkhallen, Andachtsräume und Kantinen hat die Autorin auch weitere Türen für dieses immer noch junge Forschungsfeld geöffnet.

Anmerkungen

¹ Zur Genese der Vorstellung von Menschen mit Behinderungen als ökonomisch unproduktiv s. mit Blick auf die USA: Sarah F. Rose: No right to be idle. The Invention of Disability, 1840s–1930s. Chapel Hill 2017.

² Vgl. *Elsbeth Bösl*: Die Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik aus Sicht der Disability History. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2010, H. 23, S. 6–12.

³ Bertold Scharfs kommende Studie zu den Arbeitswelten behinderter Menschen in der DDR verspricht jedoch, diese Forschungslücke deutlich zu verkleinern.

⁴ So z. B. die Sonderausgabe der Fachzeitschrift *Disability Studies Quarterly* zum Thema „Disability, Work and Representation: New Perspectives“: *Disability Studies Quarterly* 37 (2017), H. 4, online unter: <http://dsq-sds.org/issue/view/199> [21.9.2018].

Raphael Rössel, Kiel

Carolin Ruther: *Alltag mit Prothese. Zum Leben mit moderner Medizintechnologie nach einer Beinamputation*. Bielefeld: transcript, 2018. 306 S. (Kultur und soziale Praxis).

Carolin Ruther wirft in ihrer Augsburger Dissertation einen spezifisch volkskundlichen Blick auf die gelebte Alltagsrealität von Menschen nach einer Unter- oder Oberschenkelamputation. Im Mittelpunkt steht das Alltagsleben mit einer oder mehreren Prothesen – und zwar jenseits von Cyborg-Phantasien, Human-Enhancement-Debatten und der Nutzeravantgarde des Spitzensports.

Circa 40 000–60 000 Unter- oder Oberschenkelamputationen werden jährlich in Deutschland durchgeführt und zwar, dies gleich vorweg, überwiegend an Perso-

nen, die das 60. Lebensjahr überschritten haben und an Gefäßkrankheiten oder Diabetes leiden. Ein großer Teil von ihnen wird mit Prothesen versorgt. Zu Ruthers Untersuchungsgruppe gehören freilich auch Personen jüngeren Alters, die Beinprothesen infolge von Unfällen nutzen.

Ruthers Zugang ist ethnografisch. Sie betont, dass sie nicht theoriegeleitet, sondern offen an ihren Gegenstand herantrat und sich einer Vielfalt an Methoden bediente. Ihr Fokus liegt auf den Usern, die Ruther durchgängig als Subjekte zum Sprechen kommen lässt.

Außerst überzeugend integriert Ruther Impulse und Begriffe aus der Soziologie der Gesundheit/Körpersociologie, der Medizinanthropologie, den Science and Technology Studies und der Geschichtswissenschaft. Ebenso breit aufgestellt ist ihre Quellenbasis: leitfadengestützte themenzentrierte Interviews mit den AnwenderInnen, fokussierte Interviews mit Orthopädietechnikern sowie Feldforschungen, die die Autorin in Selbsthilfegruppen von ProthesennutzerInnen, in einem Orthopädietechnikzentrum und in einer Rehabilitationsklinik durchgeführt hat. Dokumentiert hat sie diese in Feldnotizen, Protokollen und einem Forschungstagebuch. Hinzukamen einzelne gedruckte Quellen, Websites sowie insbesondere graue Literatur von Herstellerseite. Ausführlich, wie dies in einer publizierten Qualifikationsarbeit zu erwarten ist, geht Ruther eingangs auf ihre Interviewmethodik und auf die Methode der teilnehmenden Beobachtung ein und legt ihren Feldzugang insgesamt und die Entstehungskontexte ihrer Daten dar. Sie stellt ihre eigene Rolle und ihr Auftreten als Forscherin vor und begründet die Auswahlentscheidungen, die sie mit dem Ziel einer möglichst großen Kontrastierung für die Einzelfalldarstellungen getroffen hat.

Die Kernperspektive des Buchs ist der Alltag, hier verstanden im phänomenologischen Sinne nach Hermann Bausinger als Netz der Selbstverständlichkeiten, des Eingewöhnten und des nicht mehr Hinterfragten, oft sogar Unbewussten, und der Routinen, die das Leben von Komplexität entlasten. Ruther geht es explizit nicht um die Alltagskultur der untersuchten bundesdeutschen Gegenwartsgesellschaft, sondern um die individuellen Alltage von Einzelpersonen. Sie blickt nicht, wie in den Disability Studies üblich, durch das Individuum auf die Gesellschaft oder benutzt Disability um etwas über die Verfasstheit der Gesellschaft an sich zu erfahren. Insofern ist ihre Untersuchung der Rehabilitationswissenschaft und der Medizinanthropologie näher als den Disability Studies, wenngleich sie keinen Interventionsanspruch verfolgt.

Ruther reizen der individuelle Alltag und die Arbeit daran. Dieser individuelle Alltag, so Ruthers Prämisse – und dies bestätigt sich auch in ihrer Empirie –, wird von einer Amputation destabilisiert, ja oft sogar nachhaltig zerrüttet. Er muss in der Folge neu geordnet, ja regelrecht hergestellt werden. Dazu kann – unter anderem – die Nutzung einer Prothese gehören. Erlern werden neue Umgangsweisen mit dem Körper, etwa hygienischer oder medizinischer Art. So müssen ProthesennutzerInnen auf ihr Gewicht und ihre körperliche Fitness achten, um die Passgenauigkeit des Prothesenschafts

nicht zu gefährden. Sie müssen aber auch Haushaltstätigkeiten wie etwa Einkaufen und Bettenbeziehen und ihre Mobilität neu organisieren und einüben. Findigkeit ist nötig, um bisher selbstverständliche, auch berufliche Tätigkeiten wieder aufzunehmen oder sich an neue zu gewöhnen – oder aber auch darauf einzulassen, dass eine Erwerbstätigkeit oder eine geliebte Freizeitbeschäftigung nicht mehr möglich sind. Selbst kleinste, zuvor kaum bemerkte tägliche Verrichtungen müssen eventuell völlig neu gestaltet oder auch ersetzt werden. Zu diesen alltagspraktischen Notwendigkeiten kommt die Herausforderung, die neue Situation, den neuen Zustand in Selbstbild, Lebensplan, Selbsterzählung, Biografie und so weiter zu integrieren. All das bezeichnet Ruther als Arbeit – hier stützt sie sich auf entsprechende ethnografische Beobachtungen bei TransplantationspatientInnen. Allein die obige Aufzählung signalisiert schon, wie viel Arbeit, Anstrengung und Energie die Herstellung solcher neuen individuellen Alltage kostet. Die Autorin hat geschickt jene Passagen der Interviews für die Veröffentlichung ausgewählt, die genau diese Anstrengung bildhaft werden lassen. Die Empirie, die in solchen Passagen zum Ausdruck kommt, steht bei Ruther ohnehin im Vordergrund.

Die zweite wesentliche Perspektive der Studie ist der Körper. Carolin Ruther benutzt einen KörperLeib-Begriff nach Helmuth Plessner, Maurice Merleau-Ponty und Thomas J. Csordas, denen zufolge Menschen einen sozial sichtbaren Körper in der Welt haben, zugleich aber einen Leib individuell erleben und erspüren. Wichtig ist ihr die Erweiterung dieser Denkweise durch den Begriff des Embodiment, der hier die Verschränkung von Körper und Leib meint. Sie geht von einem KörperLeib aus, mit dem Menschen in ihrem Alltag in der Welt sind und an dem sich Tun, Spüren, Materialität, Wahrnehmung und Fühlen gegenseitig beeinflussen. Interessant ist der Vorschlag der Autorin, im Hinblick auf ProthesennutzerInnen von technogenem Embodiment zu sprechen. Damit meint sie, dass durch spezifische Herstellungspraktiken eine Technik – hier nicht nur die Prothese, sondern das ganze Set an Techniken und an Können, das mit dieser zusammenhängt – in den KörperLeib integriert wird.

Ruther geht dem Miteinander und oft auch Gegeneinander von Mensch und Maschine nach, zeigt dabei zum Beispiel auf, wie Technik widerständig sein kann, wie die Eigenarten der Prothese erspürt werden (müssen), wie das Artefakt schleift, blockiert oder ein bestimmtes Können, Wissen und Tun verlangt und ein anderes unmöglich macht.

Die Autorin unterscheidet in ihrer Empirie eine Phase der körperlichen Aneignung, die meist in einer Klinik stattfindet, von einer darauf aufbauenden Phase im Alltag zuhause, in der das Prothesennutzen zu einem Leibkönnen (161) verinnerlicht wird und eine emotionale Beziehung zur Technik gebildet wird. Diese emotionale Beziehung kann sehr unterschiedlich ausfallen, wie die divergierenden und teils auch situationsabhängigen Bewertungen der NutzerInnen zeigen. Manche empfinden die Prothese primär als ein notwendiges Mittel der Ermöglichung, ein Tool, auf das sie nicht verzichten kön-

nen. Das Hilfsmittel, das Beeinträchtigung reduziert, kann zugleich aber auch eine Beeinträchtigung darstellen. Andere erleben die Prothese aber auch als etwas, das direkt zum Körper gehört – als Kleidungsstück beispielsweise, oder auch als etwas, das leiblicher Teil des Körpers ist (201). Einfluss auf solche Deutungen haben offenbar so unterschiedliche Faktoren wie die Dauer der Prothesennutzung im Verhältnis zum Lebensalter, vor allem aber auch der Tragekomfort, die Umweltreaktionen und die ambivalenten Erlebnisse mit Mobilität und Ästhetik im Alltag.

In drei großen empirischen Kapiteln präsentiert Carolin Ruther Menschen in den Lebensstationen der Amputation, der Erstversorgung mit der (Interims-)Prothese in der Rehabilitationsklinik, der ambulanten Nachsorge und im Alltag zuhause. Die Interviewpassagen sind fesselnd, die Beobachtungen im Feld dicht beschrieben. Zuerst zeigt sie auf, wie Amputation und die erstmalige Ausstattung mit Interimsprothesen erlebt werden. Sie stellt dar, dass dies als eine Phase der Zerrüttung des Gewohnten, der Verunsicherung, der Sorgen und der Infragestellung der Zukunft empfunden wird. Die Erstversorgung zeigt sich in den Interviews vor allem als schmerzhaftes Erlebnis. Im folgenden Kapitel geht es darum, im „Sonderraum“ der Rehabilitationsklinik den Umgang mit Amputationstumpf und Prothese zu üben, Körpertechniken zu entwickeln, um sich die Technik anzueignen und letztlich, wenn möglich, zu integrieren. Hier werden Alltagstätigkeiten ausprobiert und erste Stücke des neuen Körperwissens gesammelt. Bewegungen, die vorher selbstverständlich waren, sind nun nicht mehr oder nur anders möglich oder müssen neu internalisiert werden. Der eigene, jetzt veränderte Körper muss ebenso angeeignet werden wie die Prothese, während die Re-Organisation des ganzen praktischen Alltags ansteht.

Im nächsten Kapitel geht es um die Arbeit am eigentlichen Alltag – zuhause. Um das Wohnen und Leben, um Familienverhältnisse und (Geschlechter-)Rollen, um Erwerbsarbeit und Freizeitgestaltung und die Beobachtung, dass Artefakte an der Produktion des neuen Alltags ebenso wie an der sozialen Ordnung mitwirken und mit-handeln.

Ein Schwerpunkt liegt in diesem besonders eindrucksvollen Kapitel auf der, das Leben fortan begleitenden, Betreuung durch OrthopädietechnikerInnen. NutzerInnen und TechnikerInnen arbeiten, wie Ruther zeigt, gemeinsam am neuen Alltag, indem sie Prothesen zusammen anpassen, instand halten oder reparieren. Was hier passiert, bezeichnet sie mit dem Begriff *Empirical Tinkering*: Mensch, Mensch und Artefakt wirken auf komplexe Weise zusammen, um die neue Mensch-Technik-Verbindung zu schaffen, aufrechtzuerhalten oder zu verändern. Festzuhalten ist hier zweierlei: Die einerseits besondere, auch emotionale und psychologische Bedeutung der OrthopädietechnikerInnen für die NutzerInnen, andererseits die komplexe, oft nonverbale Kommunikation, die die beiden menschlichen Partner miteinander und über das Artefakt führen. Als wichtig für die gemeinsame Arbeit – *Doing Body* – am Körper und am Artefakt erweisen sich das *Tacit Know-*

ing der OrthopädietechnikerInnen und deren eigene KörperLeiblichkeit, denn sie erspüren oftmals die Gegebenheiten von Amputationsstümpfen, statt sich allein auf Messtechnik zu verlassen. Ruthers Interviewpartner beschreiben technisches Können, ohne aussprechen zu können, was oder wie sie das können. Ähnliches erzählen die NutzerInnen. Das lässt sich meiner Ansicht nach als *Tacit Knowing* verstehen. TechnikerInnen und NutzerInnen können kaum mit Worten beschreiben oder in Messdaten ausdrücken, wie sie die Schnittstelle Stumpf-Schaft leiblich spüren, das Verhalten der Prothese erfüllen, das Funktionieren oder Nichtfunktionieren „wissen“.

Aus den Quellen geht zudem eindrucksvoll hervor, dass eine vertrauensvolle Mensch-Mensch-Beziehung ganz wesentlich zur körperlich-leiblichen Integration der Prothesen beiträgt. Dies äußert sich auch darin, dass manche NutzerInnen Jahre lang nach den „richtigen“ OrthopädietechnikerInnen suchen, diesen besonders verbunden sind und Angst haben, diese zu verlieren.

Zuletzt stellt Ruther unter dem Stichwort *Becoming Public* die unterschiedlichen Umgangsweisen der Interviewten mit der jeweiligen Gliedmaßenkosmetik ihrer Prothesen vor. Einige verzichten bewusst auf die hautfarbene Kosmetik, andere würden sich nie ohne diese oder sogar ohne lange Beinkleidung darüber in der Öffentlichkeit zeigen. Sich selbst als ProthesennutzerIn erkennen zu geben oder das eben nicht zu tun, ist Teil der Arbeit an der Biografie. Ruther meint zudem, dass der Verzicht auf Kosmetiken als bewusstes Auflehnen gegen die existierende soziokulturelle Ordnung zu verstehen ist, nach der Prothesen funktional und ästhetisch an das angleichen sollen, was als normal gilt: der vollständige biologische Körper. Dem wäre weiter nachzugehen. Die Binaritäten, um die es hier geht, vollständig/unvollständig, normal/abweichend, behindert/nicht-behindert und so weiter, löst der Verzicht auf Kosmetiken jedenfalls nicht auf, sondern reproduziert sie sogar eher. Stichwort *Behinderung*: Welche Rolle spielt die Kategorie *Behinderung* in der Arbeit? Ist die Studie den *Disability Studies* zuzuordnen beziehungsweise trägt sie zu deren Kenntnisstand bei?

Wenngleich sich die Autorin mit den theoretischen Grundlagen und der Empirie vor allem der deutschsprachigen *Disability Studies* auseinandergesetzt hat, ist die soziokulturelle Strukturkategorie *Behinderung* kein Kern oder Ausgangspunkt von Ruthers Forschungsinteresse.

Vielmehr, und das ist so interessant an ihrer Studie, zeigt sie auf, wie ihre Gewährspersonen nach der Amputation mit der Zuschreibung *behindert* konfrontiert werden, welche Konzepte und Vorstellungen von *Behinderung* sie selbst haben, welche sie in der Umwelt beobachten oder befürchten und wie sie sich selbst beschreiben. Um ein Ergebnis vorweg zu nehmen: Ein Teil ihrer Befragten nimmt sich selbst ausdrücklich nicht als Mensch mit *Behinderung* wahr, schon gar nicht als „*Behinderter*“. Der Autorin geht es auch gar nicht darum, ob sich jemand als *behindert* bezeichnet oder ob jemand gar „*behindert* wird“, sondern sie nimmt ihre InterviewpartnerInnen in ihrer Rolle als *User* von Technik wahr, die

sich einen konkreten Alltag mit einer Prothese organisieren – dieser kann, aber muss nicht Beeinträchtigungen und die Zuschreibung von Behinderung beinhalten. Für die Disability Studies sind die Ergebnisse der Studie gleichwohl hochinteressant.

Technik erweist sich als ambivalent. Im Zusammenhang mit Behinderung wird dies allgemein nicht nur an der Prothetik, sondern an vielen Beispielen deutlich. So kann eine Bordsteinkante für RollstuhlnutzerInnen ein Hindernis sein, blinden oder sehbehinderten Menschen, die sich mit einem Langstock orientieren, bietet sie aber eine wichtige Orientierungshilfe. Entsprechend stellt die Bordsteinabsenkung nach DIN-Vorgaben für RollstuhlnutzerInnen eine Ermöglichungstechnologie dar (Enabling Technology – auch eine Bordsteinkante zählt zur technischen Welt), während sie LangstocknutzerInnen behindert (Disabling Technology). Besonders aufschlussreich sind in Ruthers Studie in diesem Zusammenhang die Schilderungen einer Prothesennutzerin, die in bestimmten Alltagssituationen lieber auf Krücken zurückgreift, weil sie die Prothese als beeinträchtigend und hinderlich empfindet und sich mit Krücken, sofern sie die Hände nicht zum Tragen benötigt, mobiler und schneller fühlt (260).

Die der Prothetik eingeschriebene Normalisierungsstrategie, die die als unvollständig und dysfunktional wahrgenommenen Körper in ästhetischer und/oder funktionaler Hinsicht komplettieren und die Personen normalisieren soll, erreicht nur, dass Embodied Difference – und eventuell auch Behinderung – bei ProthesennutzerInnen modifiziert wird, aber letztlich bestehen bleibt.

Aussagekräftig im Hinblick auf die Symbolik und öffentliche Wahrnehmung von Behinderung ist hier eine Erfahrung, die einige der InterviewpartnerInnen mitteilten: Prothesen werden oft als funktionales und zu einem gewissen Grad auch als ästhetisches Normalisierungsmittel wahrgenommen. Dennoch lassen sie die Amputation nicht unsichtbar werden, machen sie nicht ungeschehen. Prothesen halten verkörperte Differenz grundsätzlich aufrecht. Die NutzerInnen beschreiben aber, dass sie in bestimmten Situationen die verkörperte Andersheit dann doch zu sehr verdecken: Sie haben erlebt, dass sie bei Behördengängen und im Benehmen mit Ämtern offenbar nicht als „beeinträchtigt“ oder „behindert“ genug wahrgenommen werden. In diesem Setting scheinen Rollstühle mehr „Behinderung“ und Bedürftigkeit zu signalisieren. Wer seine Anträge bewilligt bekommen möchte, tue, so die Interviewten, gut daran, im Rollstuhl das Amt aufzusuchen, nicht mit Prothese. Wer eine öffentliche Hilfeleistung will – Menschen mit Gliedmaßenamputationen haben in der Regel mindestens einen Grad der Behinderung von 60 Prozent –, muss sich also in dieser Situation in gewisser Hinsicht „behindert“ präsentieren, auch wenn „behindert“ eigentlich der Selbstwahrnehmung im Alltag widerspricht (262). Paradox daran ist, dass der Rollstuhl kulturell als Ermöglichungstechnologie schlechthin wahrgenommen wird, ja zur Ikone geworden ist, und Rollstuhlnutzung zur Leitkategorie des barrierefreien Planens und Bauens wurde, hinter der die Bedürfnis-

se von Menschen mit anderen Beeinträchtigungen und Hilfsmitteln oft geradezu verschwinden. Der Rollstuhl steht aus historischen Gründen symbolisch für Beeinträchtigung und Behinderung und zugleich aber auch für Unabhängigkeit und Mobilität, für das Überwinden der Behinderungen im Alltag. Normalerweise würde sie, so eine Nutzerin, den Rollstuhl, den sie in seltenen Situationen gebrauchen muss, nicht freiwillig wählen, denn er ist ihr hinderlich, er macht sie immobil im Vergleich zu ihrer Prothese. Sie empfindet ihn als Disabling Technology, die sie abhängig macht, während ihre Prothese ihr Freiheit verleiht (259).

Solcherlei Ambivalenzen und Paradoxien aufgezeigt zu haben, ist ein Verdienst dieser Untersuchung von Carolin Ruther. Ein anderes liegt im überzeugenden Fokus auf den Alltags der interviewten Personen und ihren beeindruckenden Selbsterzählungen. Das Buch erhöht, auch wenn das nicht sein Ziel ist, die Präsenz der Kategorie Behinderung in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. Es könnte sich zudem eignen, um eine wichtige sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektive in die einschlägigen medizinischen und technischen Studiengänge im Bereich der Medizintechnik und Rehabilitationsforschung zu bringen. Es erweitert die Alltagsforschung um eine spezielle Perspektive und macht darüber hinaus ein Angebot an alle, die sich mit Alltags in der Krise auseinandersetzen.

Der Zugang zum Buch fällt leicht, es ist verständlich geschrieben, die ausgewählten Interviewpassagen sind mitreißend und vermitteln die je sehr persönliche Sicht auf Prothetik äußerst gut. Bedauerlich ist das nicht zufriedenstellende Korrektur. Während man von Zeichensetzungsmankos absehen kann, sind sinnverändernde Fehler wie „soziales Pasing“ statt „Passing“ oder „Kurvieren“ statt „Kuvrieren“ sehr irritierend (250 und 251, 252).

Alles in allem handelt es sich jedoch um eine solide, informative Studie, die eine Lücke in der volkswissenschaftlichen Forschungslandschaft markiert und einen Schritt macht, um sie zu schließen.

Elsbeth Bösl, München

Angelika C. Messner, Andreas Bihrer u. Harm-Peer Zimmermann (Hgg.): *Alter und Selbstbeschränkung. Beiträge aus der Historischen Anthropologie.* Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2017. 272 S. m. Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie, Bd. 14).

Alter und Altern sind komplexe Phänomene. Sie zu erforschen verlangt, immer wieder über den Tellerrand des eigenen Faches zu schauen. Wie sinnvoll das sein kann, führt der Züricher Kulturwissenschaftler *Harm-Peer Zimmermann* seit Jahren vor. Ob 2010 bei der Mitarbeit am „Sechsten Bericht zur Lage der Älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft“, ob zwei Jahre später beim VW-Projekt über „Gutes Leben im hohen Alter“ oder 2017 im interdisziplinären Diskurs bei dem Thema „Alter und

Selbstbeschränkung“. Bei allen drei (und vielen weiteren) Projekten beließen er und seine Kolleg*innen es nicht beim Innerdisziplinären, sondern kooperierten bewusst mit anderen Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen. Der vorliegende Band ist ein Beispiel dafür; er enthält die überarbeiteten Fassungen von 13 Vorträgen eines Kieler Kongresses, der 2014 in Kooperation mit den Universitäten Freiburg im Breisgau und Zürich stattgefunden hat. Die Leiterin des Kieler China-Zentrums, *Angelika C. Messner*, der Kieler Mittelalterhistoriker *Andreas Bibrer* und der bis 1997 in Kiel gelehrt habende Harm-Peer Zimmermann hatten Kolleg*innen aus der Medizin, Soziologie, Psychologie, Theologie, Philosophie, Gerontologie, Ethnologie, Sinologie und Literaturwissenschaft eingeladen, sich mit dem bisher wenig beachteten Thema der Selbstbeschränkung im Alter auseinanderzusetzen.

Der Band lotet das ganze Spektrum des Begriffes aus, zwischen einer präventivmedizinischen Haltung, einer selbst gewählten psychischen und physischen Zurücknahme, einer „Unumgänglichkeit“ (144) und dem unfreiwilligen, gesellschaftlich herbeigeführten oder körperlich notwendig gewordenen Rückzug aus bestimmten Bereichen des Lebens. Der allen Beiträgen zugrunde liegende Ansatz betont, dass sich die Bewertung der Lebenszeit des Menschen einer quantitativen Betrachtung entziehe, dass es sich stattdessen um ein qualitatives Vorgehen handeln müsse.

Aus der Fülle seien im Folgenden einige Inhalte hervorgehoben. Die Autor*innen führen mehrfach vor, wie heutige Altersbilder von antiken Vorstellungen geprägt sind: Das Konzept des „aktiven Alters“, also eines Lebens mit vielfältigen Aufgaben und Verpflichtungen, ungeachtet des kalendarischen Alters, vor allem aber die Negierung körperlicher Einschränkungen, sei schon seit Cicero („Man muss gegen das Alter wie gegen eine Krankheit kämpfen“, 105) ein Leitbild. Auch die Vorstellungen der Mäßigung und des Verzichtes besäßen eine Jahrtausende alte Tradition; sie fußten auf übergeordneten Ideen einer Veredelung des Selbst. Im Christentum käme mit der Auferstehung ein neuer Gedanke hinzu: Der Verlusterfahrung einer Endlichkeit des Lebens, dem Nachlassen der körperlichen Kräfte stehe die gewonnene Gewissheit gegenüber, dass das irdische Leben nur ein Durchgangsstadium zum ewigen Leben sei; der Tod gerät hier zum Beginn des eigentlichen Daseins, als Gewinn. Das jedoch in der Gegenwart geltende, profan bestimmte „Paradigma des bis ans Ende aktiven, das Diesseits bejahenden Lebens eliminiert ein Interesse an einer Sinnggebung des Todes, die ihn positiv akzeptieren und selbst in seinen einschränkenden Auswirkungen auf das Leben annehmen ließe“ (105).

Mit dem Begriff „Entsagung“/Resignatio, nicht verstanden als Verzicht und Aufgabe, sondern als „die höchste Form der Selbstbestimmung, von Souveränität“ (131), erweitert der Dresdener Philosoph *Thomas Rentsch* das Konzept der Selbstbeschränkung um eine weitere Facette, die Öffnung zur „Freiheit des Herzens [...], Gelassenheit inmitten der Endlichkeit, [...] das Seinlassen, den freien Verzicht“ (132). *Andreas Kruse*, der Heidelberger Gerontologe, knüpft hier an und betont Alter(n)

als (lebenslangen) Entwicklungsprozess. Basierend auf literarischen Texte (u. a. Hölderlin, Celan, Kaschnitz) zeigt er, wie im neunten und zehnten Lebensjahrzehnt psychische Prozesse angestoßen würden, die von Erik H. Erikson und Lars Tornstam mit dem Begriff der „Gerontotranszendenz“ bezeichnet worden seien: „die differenzierte Wahrnehmung des eigenen Selbst, die Integration von persönlicher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Verwirklichung kosmischer Bezüge, in die die eigene Existenz eingebettet ist, sowie die Integration in eine Generationenfolge, innerhalb derer man nicht nur empfängt, sondern auch gibt“ (80).

Harm-Peer Zimmermann greift drei Motive aus der Popularkultur auf und deutet diese mehr oder weniger direkt in Bezug auf Alter(n) und Tod. Der Kupferstich „Der Eierbauer“ aus dem 18. Jahrhundert enthalte den Wunsch eines Lebenslaufes, der progressiv prosperiere; das Motiv der Alterstreppe nehme diese Gedanken in ähnlicher Form auf, wenn am Höhepunkt von Treppe und Leben eine Figur abgebildet ist, die Wohlstand und Erfolg ausstrahle. Im Märchen „Hans im Glück“ dagegen werde materieller Verlust (vom Goldklumpen zum Nichts) mit innerer Bereicherung konnotiert. „Hans verkörpert ein ‚savoir vivre‘ angesichts von Verletzlichkeit, Hinfälligkeit und Endlichkeit des Lebens.“ (265) Das Märchen versinnbildliche radikale Einstellungen im Alter: den Rückzug, das Anerkennen der Bedürftigkeit und den Wunsch nach Erfüllung des Lebens.

Während die meisten Beiträge literaturbasiert argumentieren, arbeitet die Züricher Kulturwissenschaftlerin *Rebecca Niederhauser* empirisch. Sie interpretiert drei von ihr geführte Interviews mit Frauen im „jungen“ Alter beziehungsweise deren geschilderte Aushandlungsprozesse und Selbstdeutungen vor dem Hintergrund des aktuell herrschenden Altersdispositivs. Die Gespräche mit einer Musikerin (67), einer Fotografin (57) und einer Gymnasiallehrerin (64) zeigen, welchen Anforderungen sich die Frauen gegenübersehen und wie sie auf diese reagieren, zum Beispiel mit der Verweigerung, gesund zu leben, der Distanzierung von den Alten, denen man noch nicht angehöre, oder der Differenzierung zwischen dem alternden Körper und dem frisch bleibenden Geist. Hier zeige sich, so die Autorin, ein neuer Raum, das „Dazwischen“, eine Phase des nicht mehr Jung-, aber auch noch nicht Altseins, und der Befund mache auch deutlich, dass die Befragten aktive Mitgestalter*innen des Dispositivs Alter seien. Rebecca Niederhauser fasst gekonnt zusammen: „Dass Vielstimmigkeiten und Mehrdeutigkeiten, Widersprüchlichkeiten und Widerständigkeiten nicht aufgelöst werden, ist Teil dessen, was unter dem Alter(n) als konstruktivistischem Plural zu fassen versucht wird. Gleichsam als Imperativ zur Selbstbeschränkung – verstanden als diätetisch geregeltes Maßnahmenbündel zur Gesunderhaltung, als biopolitische Disziplinarmaßnahme in Selbstbeschränkung – durchzieht ein engmaschiges Machtnetz das je individuelle Alter(n), um der gesellschaftlichen Alterung zu begegnen. Als produktive Macht verstanden, herrscht demnach eine Pflicht zum guten und erfolgreichen, zum gesunden und aktiven Alter(n). Das Alter(n), so der machtvolle Konsens, bedarf einer Bearbei-

tung, um jung zu bleiben, alt zu werden, aber nicht alt zu sein.“ (58)

Der Soziologe *Klaus R. Schroeter* beleuchtet die „subversiven Kräfte des Alters“ und die „Widerspenstigkeit im Alter“ (21). Damit blickt er auf Praktiken, die sich dem Funktionieren, Erdulden, Aushalten und der Reduzierung widersetzen. Er stellt die Frage, ob „nicht vielleicht gerade in der Selbstbeschränkung die subversive Kraft des Alters“ (21) liege. Schroeter führt zunächst vor, wie Alter im 20. Jahrhundert zu einer „gestaltbaren Aufgabe“ (25) wurde. Die Sicht auf das Alter habe sich verändert: vom Defizit zur Kompetenz, nicht nur aus wissenschaftlichen Erkenntnissen heraus, sondern aufgrund politischen Willens, der Alter und Alte aktiv sieht und sehen will, um auch sie der eigenen Logik von Produktivität einzuverleiben. Alter und auch Ruhestand werden hier eng verbunden mit einer Ethik der Arbeit und einem ökonomischen Denken. Die Ruheständler*innen würden zu Unruheständler*innen, sie würden mobilisiert und müssten weiterhin gesellschaftliche Maximen des Tätigseins und der Selbstoptimierung erfüllen. Was im Diskurs um das Alter aber inzwischen fehle, seien andere Formen des Lebens. Gerade das vierte oder fünfte Alter, das mit Rückzug, Passivität und Gelassenheit einhergehe, müsse vor dem Bild des aktiven, produktiven Alters als Misserfolg und Scheitern erscheinen. Den Wissenschaften sollte es aber darum gehen, Alter als eine eigene Wirklichkeit zu beleuchten, mit Kontinuitäten und Anschlüssen, aber auch mit (legitimen) Widerständigkeiten und Verweigerungen, mit dem Loslassen-Können und -Wollen, mit dem selbst gewählten Recht auf Eigensinn. Schroeters Beitrag überzeugt durch den klugen, zusammenfassenden Blick auf gesellschaftliche Werte, auf die Analyse von Machtstrukturen und Normen. Er belegt fundiert und durchaus selbstkritisch, wie sich gerade beim Thema Alter zwei diametral argumentierende Systeme, Politik und Wissenschaft, verhalten, vor allem aber, wie sich Wissenschaft für neue, politische Alterskonzepte in Dienst nehmen lässt und dafür mit Aufmerksamkeit und Forschungsgeldern belohnt wird.

Hier klingen Fragen an, die den ganzen Band indirekt durchziehen: Inwieweit kann es Forschung beim Beschreiben des Alter(n)s belassen? Dürfen auch normative Setzungen zum Alter(n) gemacht werden? Antworten darauf ließen sich auf einer weiteren, interdisziplinären Tagung finden.

Esther Gajek, Regensburg

Ulrike Scherzer u. Juliana Socher: *Altweiberwohnen.* Gespräche und Fotografien über das Wohnen im Alter. Salzburg/Wien: Residenz Verlag, 2016. 152 S. m. zahlr. Abb., meist farbig.

Es spricht manches dagegen, „Altweiberwohnen“ in einer volkswundlich-kulturwissenschaftlichen Fachzeitschrift zu rezensieren: Das Buch der Architektin *Ulrike Scherzer* und der Fotografin *Juliana Socher* bezieht keinen aktuellen Forschungsstand ein, reflektiert

die Auswahl der Probandinnen nicht, macht keinerlei methodische Angaben, und aus den Ich-Erzählungen der „Altweiber“ geht auch nicht hervor, wo bei den Gesprächen, die zugrunde lagen, gekürzt oder geglättet wurde. „Gespräche und Fotografien über das Wohnen im Alter“ erhebt aber auch nicht den Anspruch eines Fachbuches, sondern stellt ein gut lesbares, in Bild und Text von Empathie geleitetes Werk dar, das hochbetagte, alleinstehende Frauen in ihrem langjährigen Wohnumfeld zeigt - in Worten und in Bildern. Die (sicher bearbeiteten) Schilderungen der neunzehn Frauen aus Deutschland und Österreich, vom Land und aus der Stadt, enthalten, und das macht den Band lesenswert, viel Wissenswertes. So wird die Kontinuität im Leben deutlich, sei es in Interessen oder in Beziehungen und auch die generationelle Prägung durch den Krieg und die Nachkriegszeit: Das Improvisieren bestimmt bei vielen der Porträtierten das Leben und Wohnen bis heute, ebenso der enge Zusammenhalt in den Familien und in der Nachbarschaft. Auch der allmähliche Rückzug in die eigenen vier Wände, ein für über 80-Jährige gängiges Kennzeichen ihres Lebens, wird thematisiert – ein Faktum, das die hohe Bedeutung des Wohnortes gerade für diese Altersgruppe unterstreicht. Nun umziehen zu müssen, sich an ein neues Umfeld zu gewöhnen, vor allem aber alle vorhandenen, oft über Jahrzehnte gewachsenen Beziehungen zu verlieren, kommt einer Katastrophe gleich.

Wie leben hochbetagte Frauen? Wie strukturieren sie ihre Tage, ihre Wochen? Was gibt ihnen Halt? Auch auf diese Fragen hat der Band Antworten. Hier ist von Disziplin die Rede, vom Bestreben, den Kindern nicht zur Last zu fallen, von körperlichen und geistigen Aktivitäten, um dem Altern Einhalt zu gebieten, und so indirekt auch von einem gesellschaftlichen Altersbild, das Fit-Sein und Selbständigkeit betont, wenn nicht fordert. Aus den Porträts gehen nicht nur diese Strategien hervor, sondern auch Ängste und Sorgen, allen voran die Angst vor dem Pflegeheim. Die Vorstellung, dort leben zu müssen, gerät für die meisten zu einer „Horrorvorstellung“ (92). Alle Befragten wünschen sich, so lange wie möglich in ihren Häusern und Wohnungen bleiben zu können.

Ein weiteres Erzählmotiv ist die Auseinandersetzung mit dem körperlichen Verfall, dessen Akzeptanz und das Entwickeln neuer Praxen, um trotzdem im Alltag weiterhin alleine zurechtzukommen. Ob mit bestimmten Geräten, Hockern, Treppenstufen oder Notrufknöpfen, einer inneren Haltung wie dem Glauben oder mit Hilfe von außen – die Frauen berichten von ständigen Anpassungsprozessen, die sie leisten. Der Wunsch, „dass es möglichst lange so bleiben kann“ (21), wie es jetzt ist, eint die hier Dargestellten, aber er ist eine Illusion.

„Altweiberwohnen“ enthält vieles, aber es dominieren Frauen, die in Einfamilienhäusern wohnen; alle Dargestellten leben nicht in finanziell prekären Verhältnissen, können sich alleine versorgen, sie sind großenteils zwar körperlich eingeschränkt, aber – bis auf eine Ausnahme – nicht pflegebedürftig. Die meisten werden von ihren Kindern unterstützt und fast alle verfügen über

so viel Rente, dass sie haushaltsnahe Dienstleistungen in Anspruch nehmen können. Keine der Befragten lebt von Grundsicherung, keine muss sich mit Anträgen herum-schlagen, Schulden begleichen, ist ganz auf sich gestellt oder leidet unter Depressionen; alle schildern ein gelungenes Leben. Auch die Fotografien von Juliana Socher bilden das ab: viele Antiquitäten und zahlreiche (aufgeräumte) Wohnzimmer. Aber auch schmutzige Ecken, ungeöffnete Kisten mit alten Dingen oder Reparaturbedürftiges würden zum „Altweiberwohnen“ gehören – und das Scheitern.

Trotzdem: Der Band von Scherzer und Socher enthält viele Anregungen für Forschungen: zur Bedeutung von Dingen im Alter, zu Strategien im Alltag, zu Unsicherheiten und Gewissheiten in Bezug auf die Zukunft und vielem mehr. „Altweiberwohnen“ lohnt die Lektüre!

Esther Gajek, Regensburg

Cai-Olaf Wilgeroth u. Michael Schimek (Hgg.): 4 Wände. Von Familien, ihren Häusern und den Dingen drumherum. Das Einfamilienhaus in Deutschland seit 1950. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 15. April 2018 bis 31. Januar 2019. Cloppenburg: Museumsdorf, 2018. 288 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, H. 36).

Ausstellung und Begleitband sind Ergebnis eines Projektes („FamiliensacheN. Das Haus und seine Ausstattung im historischen Vergleich“), das als Teil eines größeren dreijährigen Forschungsvorhabens („Der Lauf der Dinge oder Privatbesitz. Ein Haus und seine Objekte zwischen Familienleben, Ressourcenwirtschaft und Museum“) in Kooperation mit dem Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, der Volkskundlichen Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe sowie der Fachhochschule Münster (Institut für Wasser, Ressourcen, Umwelt) durchgeführt und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wurde. Bisweilen liegen bestimmte Themen gewissermaßen „in der Luft“, denn dem Einfamilienhaus widmen sich in jüngerer Zeit gleich mehrere Publikationen, so die 2017 erschienenen, einerseits von Sonja Hnilica und Elisabeth Timm und andererseits von Christiane Cantauw herausgegebenen Bände „Das Einfamilienhaus“ und „Von Häusern und Menschen. Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen in den 1950er Jahren bis heute“. Dass Ausstellung und vorliegender Begleitband in einem Freilichtmuseum angesiedelt sind, mag nicht weiter verwundern, denn die Freilichtmuseen sind europaweit längst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg angekommen und beschäftigen sich nicht mehr ausschließlich mit vorindustriellen Bauweisen. Im norwegischen Freilichtmuseum Lillehammer stehen beispielsweise zahlreiche musealisierte Eigenheime des 20. Jahrhunderts, zum Teil mit IKEA-Einrichtung. Zu den diesbezüglich profiliertesten deutschen

Museen dieser Art zählt das LVR-Freilichtmuseum Kommern bei Köln, das in seiner Baugruppe „Marktplatz Rheinland“ vom Quelle-Fertighaus bis zu einer durch den namhaften Architekten Otto Bartning errichteten Notkirche zahlreiche Bauten aus der Nachkriegszeit vereint, darunter auch einen 1959 entstandenen Flachdach-Bungalow. Nicht nur das bäuerliche Fachwerkhaus des 18. Jahrhunderts, auch das Einfamilienhaus der Nachkriegszeit hat also in den Freilichtmuseen mittlerweile seinen festen Platz.

Die Verwirklichung eines Lebenstraumes, eine „Wette auf die Zukunft“ (9), das „Lieblingskind konservativer Familien- und Wohnpolitik“ (9) – keine leichte Hypothek, die da seit mehr als 100 Jahren auf dem Einfamilienhaus lastet, mit dem sich in der vorliegenden Veröffentlichung insgesamt 38 Beiträge befassen. Immerhin 12 Millionen Einfamilienhäuser soll es in Deutschland geben. Einer dieser Sehnsuchtsorte am Stadtrand im Grünen hatte eine Hauptrolle in der Cloppenburg Ausstellung inne: Das 1951 erbaute Einfamilienhaus steht in der zum Freilichtmuseum Cloppenburg benachbarten Soeste-Siedlung, befindet sich nach dem Tod der einstigen Bauherren gewissermaßen „im Übergang“ und wurde vom Freilichtmuseum zeitweise angemietet und in die „4 Wände“-Ausstellung miteinbezogen. Das nach den ehemaligen Besitzern benannte „Elfert-Haus“ bildete damit sozusagen eine Außenstelle der ansonsten in einem Ausstellungsgebäude auf dem Cloppenburg Museumsgelände verorteten Präsentation, wobei die Soeste-Siedlung auch ohne das von innen zu besichtigende „Elfert-Haus“ den Besuchern bereits eine Fülle an 1:1 Modell-Exponaten bietet. Die Siedlung und das „Elfert-Haus“ sind auch im Band ausführlich skizziert.

Die beachtliche Beitragsfülle der Publikation verdeutlicht bereits die enorme Bandbreite, mit der man sich in Cloppenburg des Themas angenommen hat. Viele Perspektiven werden – unter anderem auf der Grundlage zahlreicher Befragungen von Gewährspersonen – eingenommen und vermittelt: natürlich die Perspektive des Eigenheimbesitzers, das konnte man erwarten, aber auch die Perspektive des Bauplaners, des Baustoffhändlers und des Bauunternehmers, der Stadtentwicklerin. Selbst der Entsorger (von Bauschutt und anderen „Wertstoffen“) kommt zu Wort, ebenso wie der „Bewahrer“, der historische Baustoffe und Ausstattungen (Türen, Fenster et cetera) beim Gebäudeabbruch rettet, einlagert und ihnen auf diese Weise eine zweite Chance gibt.

Breiten Raum findet im Buch die Frage nach der Zukunft der Einfamilienhäuser angesichts gesellschaftlicher Wandlungsprozesse und damit verbundener neuer Lebensentwürfe. Das einst zum Ideal erhobene Modell der dauerhaft ans Eigenheim gebundenen Familie mit Vater, Mutter, Kind(ern) trägt heute nur noch bedingt. Das moderne Berufsleben erfordert räumliche Mobilität, die mit einem Einfamilienhaus ebenso schwer in Einklang zu bringen ist wie die Tatsache, dass es noch nie so viele Singlehaushalte in Deutschland gab wie derzeit. Alternative Wohnprojekte sind gefragt – auch für Patchworkfamilien und für Mehrgenerationenhaushal-

te. Der beträchtliche Flächenverbrauch eines Einfamilienhauses, zu dem in der Regel ein großer Garten gehört, befeuert dessen Krise zusätzlich. Bauliche Verdichtung heißt da oftmals die Devise, wenn die Erben keine Ambitionen auf den Einzug ins Eigenheim der Eltern hegen, sondern verkaufen, was in den meisten Fällen den Abbruch des Hauses und eine nachfolgende Bebauung des Grundstücks mit mehreren und höheren Gebäuden zur Folge hat. Dies ist ebenfalls ein Thema in der Publikation: „Soziogramm eines Abrisses“ titelt *Cai-Olaf Wilgeroth* seine Feldstudie, in der er den zweitägigen und 20 LKW-Ladungen Bauschutt umfassenden Abbruch eines Einfamilienhauses dokumentiert, mit den Bauarbeitern über ihr Tun spricht, mit Nachbarn und anderen „Zaungästen“ den buchstäblichen Fall des Hauses diskutiert und sich intensiv mit der gut fünfzigjährigen Haus- und Bewohnergeschichte befasst. Die Studie zählt zweifellos zu den stärksten Beiträgen des Bandes, sie überzeugt sowohl inhaltlich als auch durch die beinahe feuilletonistische Leichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks.

Nicht nur die Kubatur und die bauliche Materialität der Einfamilienhäuser spielen eine Rolle, sondern ebenfalls die mit dem Haus verbundene „Dingbedeutsamkeit“ (Karl-S. Kramer). Unter der Fragestellung „Was macht das Einfamilienhaus eigentlich aus?“ werden 35 Geschichten zu – durchaus subjektiv ausgewählten – Objekten erzählt, die alle eng mit dem Eigenheim verknüpft sind: von der plüschigen Einrichtung einer Kellertreppe der 1960er und 1970er Jahre über die seinerzeit von keiner Hausterrasse wegzudenkende Hollywoodschaukel bis hin zum Trampolin, das heutzutage fast epidemisch die Gärten der Einfamilienhäuser heim sucht und als Zeichen eines „Trends zur Hochrüstung im privaten Garten“ (228) gewertet werden kann. Um die sich über die Jahrzehnte im Haus ansammelnde materielle Kultur geht es in einem weiteren, sich wiederum stark auf Zeitzeugenbefragungen stützenden Aufsatz von *Cai-Olaf Wilgeroth* über „Dinge im Übergang zwischen Haushalt, Müllcontainer und Museum“, der zu dem nicht überraschenden Resümee kommt, dass das „Einfamilienhaus der größtmögliche Tummelplatz an Sachkultur“ (180) ist.

Das innovative Potenzial des Projektes überzeugt vollständig, da fallen kleinere Schwächen nicht ins Gewicht. So wird der im Untertitel formulierte Anspruch, das Einfamilienhaus in (ganz) Deutschland darzustellen, sicher nicht eingelöst. Auch wenn zwei kurze Beiträge den Eigenheimbau in der DDR tangieren, so liegt der Schwerpunkt klar und eindeutig auf dem Nordwesten Deutschlands, der Süden beispielsweise ist völlig ausgeblendet. Die auf knappen neun Seiten zusammengedrängte „Geschichte des Einfamilienhauses in Deutschland“ von *Michael Schimek* geht ebenfalls mit recht grobem und weitmaschigem Netz durch die Historie. Zur Geschichte des Einfamilienhauses gehört zudem zwingend eine bauanalytische Bewertung, welche den Erfordernissen der historischen Bauforschung Rechnung trägt, und die man hier nicht findet, deren Darstellung aber vielleicht auch nicht beabsichtigt war, da sie definitiv den Rahmen gesprengt hätte. Eine (Bau-)

Geschichte des Einfamilienhauses muss also noch geschrieben werden.

Aufregend und ausgesprochen frisch erscheint die grafische Gestaltung des Werkes mit großen Bildformaten und ansprechenden Bild-Text-Überblendungen. Das nachträgliche Einkleben von Korrekturzetteln (130, 288) schmälert den ästhetischen Genuss zwar ein wenig, ist dem Grafikbüro jedoch nicht anzulasten. Ein großartiges Buch ist entstanden, mit einer ungeheuren Themenvielfalt, ungewöhnlichen Fragestellungen, wissenschaftlicher Solidität, großem Unterhaltungswert und kongenialer Gestaltung – was will man mehr? Und es zeigt eindrucksvoll, dass das in der Öffentlichkeit immer noch vorrangig mit altem Fachwerk und Reetdach konnotierte Bild des Freilichtmuseums auch ganz andere Facetten hat.

Herbert May, Bad Windsheim

Hans-Peter Hübner, Herbert May u. Klaus Raschzok (Hgg.): *Evangelische Pfarrhäuser in Bayern*. Mit Bildern von Gerhard Hagen. München: Franz Schiermeier, 2017. 406 S. m. zahlr. Abb., überwiegend farbig.

Susanne Grosser, Herbert May u. Andrea K. Thurnwald (Hgg.): *Nicht Dorfhaus und nicht Villa ... Evangelische Pfarrhäuser in Franken*. Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2017. 431 S. m. Abb., meist farbig. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, Bd. 78).

Schon das allein ist eine kleine Sensation: Das Pfarrhaus als Gebäude, und genauer: als evangelisches Pfarrhaus und nur in Franken beziehungsweise Bayern, wurde endlich einmal gewürdigt, nicht einmal, sondern gleich zweimal. Beide Publikationen, im selben Jahr erschienen, sind unabhängig voneinander entstanden, wenn auch manches Material für beide Bücher als Grundlage gedient hat. Beide Male stehen die Bauwerke im Mittelpunkt, es werden aber auch viele andere Aspekte behandelt. Äußerer Anlass für die Arbeiten war die Reformations-Dekade 2007–2017, und man kann die beiden Teams nur beglückwünschen, dass sie den Reformations-Publikations-Marathon mit derart gehaltvollen Bänden abschließen konnten.

Der Band von *Hans-Peter Hübner, Herbert May* und *Klaus Raschzok* ist räumlich und zeitlich weiter gefasst; Beispiele aus ganz Bayern werden behandelt, der Blick geht auch auf katholische Pfarrhöfe und schließlich beginnt die Darstellung bereits im Mittelalter. Wer sich je mit Pfarrhausbauten beschäftigt hat, weiß um die dürftige Literaturlage dazu. Umso mehr ist man überrascht, welch reiches Material zutage getreten ist. Das betrifft eine große Fülle von Bauten, die oft noch sehr gut erhalten sind, meist natürlich die Spuren der ständigen Nutzung und Veränderung zeigen, und eine oft vorzügliche archivalische Dokumentation. Auf diese Weise gelingt es den Autoren, die Bauaufgabe Pfarrhaus in ihrer Entwicklung über Jahrhunderte nachzuzeichnen.

Das Pfarrhaus wird im Allgemeinen und vor allem von Laien als eine Leistung des Protestantismus gesehen und oft gefeiert. Eine erste Erkenntnis des Bandes ist, dass das Pfarrhaus seine Wurzeln natürlich im Mittelalter, also Jahrhunderte vor Luther, hat. Mit dem Beginn des hohen Mittelalters sind Kleriker in verschiedenen Funktionen in unmittelbarer Umgebung einer Pfarrkirche nachweisbar; sie bedienen bestimmte Altäre einer Kirche und wohnen neben ihr. Wichtige beschriebene Beispiele sind die Pfarrhöfe bei St. Sebald in Nürnberg und Roßtal. Freilich, die Reformation und ganz ähnlich die katholische Reform beziehungsweise Gegenreformation veränderte das Bild und die Funktion des Pfarrers. Die Residenzpflicht sorgte dafür, dass Geistliche künftig praktisch ohne Ausnahme in unmittelbarer Umgebung ihrer Kirche wohnten.

Nach einleitenden Kapiteln wird in drei Abschnitten mit ausgewählten Beispielen ein vorzüglicher Überblick über Pfarrhäuser in Bayern gegeben: die ältesten Bauten vor 1800 (*Konrad Bedal*, 204–289), die Bauten der Zeit bis 1945 (*Herbert May*, 290–339) und die Zeit von 1945 bis heute (*Harald Hein*, 304–362). Jeder Bau wird beschrieben, Literatur und Archivalien werden genannt, Außen- und Innenaufnahmen, Ausschnitte aus historischen Stadtansichten, historische Planzeichnungen und moderne Skizzen vermitteln eine gute Vorstellung der Gebäude. Diese Rubriken finden sich bei jedem Bau; vor allem sind Skizzen zu jedem Bau zu erwähnen, in denen die Raumfunktionen genannt werden beziehungsweise welche Funktionen wahrscheinlich anfangs vorhanden waren. Dadurch ist die Geschichte der Bauaufgabe und ihrer Veränderungen erst richtig zu erfassen, ein tolles Instrument! Insgesamt wird die langsame Veränderung des Pfarrhauses deutlich: In der Frühzeit sind Versorgungsbauten für den Pfarrer überlebenswichtig, Ställe für Kühe und Zuchtbullen, Holzlegen und Gemüsebeete. In einer nächsten Phase (18. Jahrhundert) wird der repräsentative Charakter stärker betont, die Amtsstube erhält einen festen Platz im Haus, oft mit Blick auf die Kirche. Dann folgt die Moderne, Amtsstube mit Sekretariat, später mit Garage, mit Gemeindehaus und anderen Gruppenräumen. Nach dem Zweiten Weltkrieg löst sich die Ordnung langsam auf, bis auch die Pfarrer, und nun auch Pfarrerrinnen, ihr Pfarrhaus als Präsentierteller empfinden und lieber ausziehen. Diese wichtigen Aspekte des Pfarrhauses, die sich auf die Geschichte des Berufs, auf soziale und soziologische Fragen beziehen, werden im ersten Teil des Bandes konzentriert abgehandelt. Der Anhang bietet alles, was nötig ist, bis hin zu ausführlichen Registern.

Der zweite zu besprechende Band gehört konzeptionell zu der gleichnamigen Ausstellung, die an zwei „Spielstätten“ zu sehen war: In einem Gebäude des Fränkischen Freilandmuseums selbst und in der Außenstelle in der Stadt Bad Windsheim, der alten Hospitalkirche. Jedoch handelt es sich nicht um einen Ausstellungs-Objektkatalog, sondern einen selbständigen Band mit Aufsätzen zum Thema. Was den Bautyp Pfarrhaus angeht, wurden wesentliche Erkenntnisse aus dem oben genannten Band übernommen, die

von denselben Autoren eingebracht wurden (*Konrad Bedal* und *Herbert May*, 54–137). Dazu gehört ferner der letzte Teil des Bandes, in dem ausgewählte fränkische Pfarrhäuser dokumentiert werden (ca. 120 Pfarrhäuser! 308–427). Im gesamten Band geht es jedoch mehr um eine Kultur- und Sozialgeschichte des Pfarrhauses, und jetzt dezidiert des evangelischen Pfarrhauses in Franken.

Außerdem wird die Baugeschichte, womit die Architektur gemeint ist, um einige wesentliche Kapitel ergänzt. Denn zum Pfarrhaus gehörten etwa Gärten (*Renate Bärnthol*, 138–156), die in Zeiten der Aufklärung ein wichtiges Exerzierfeld der Pfarrer wurden, beispielsweise zur Zucht von Obstsorten oder Wein, aber auch die gesamte mobile Ausstattung der Häuser (*Thomas Schindler*, 158–173); Bücherschrank und Pfeife sind vom Bild, das man sich von einem gelehrten Pfarrer macht, kaum wegzudenken (*Ralf Rossmeyssl*, 174–194). Erstaunlich viele Reminiszenzen aus allen Zeiten haben sich in den Pfarrhäusern erhalten!

Der letzte Teil des Bandes behandelt Fragen, die aus der klassischen Pfarrhaus-Literatur bekannt sind: der Pfarrer als Volksaufklärer (*Georg Seiderer*, 196–209), protestantische Denkmalkultur (*Andrea K. Thurnwald*, 210–223), Pfarrfrauen und Pfarrerskinder (*Susanne Grosser*, 224–241), „Malerpfarrer“ (*Gunther Reese*, 242–253) und solche, die allgemein wichtig für die geistige Kultur sind (*Eckhart Kollmer*, *Katharina Pfrezschner-Runge*, *Sylvie Dietrich*, 254–287). Die große Berliner Ausstellung im Deutschen Historischen Museum (Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses, 2013) hatte viele dieser Fragen behandelt. Statt durch die übermächtige preußische Brille wird das Thema hier durch die fränkische Brille geschildert, was dem Thema sehr gut tut, weil es nicht ganz so bekannte Geschichten erzählt.

Beide Bände machen auf je ihre eigene Art deutlich, welches große Erbe die Pfarrhäuser darstellen. Bewusst wird auch, in welcher Dichte sie offenbar in Franken erhalten geblieben sind, was nicht für alle Landschaften Mitteleuropas im selben Maße zutrifft, aufgrund der unterschiedlich verteilten Schadenshorizonte in Kriegen, vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Zweiten Weltkrieg. „Brennt im Pfarrhaus noch Licht?“ fragt *Ulrike Schorn* am Ende des zuletzt besprochenen Bandes (288–295). Mit anderen Worten: Nach den dramatischen Änderungen, die das Selbstverständnis des Pfarramts in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, ist auch das Haus des Pfarrers zur Disposition gestellt. Das Kirchengebäude ist kein Museum, sondern stellt ein lebendiges Haus einer Gemeinschaft dar. Ähnlich ist es mit dem Pfarrhaus. Es wird sich immer verändern. Es klingt geradezu paradox, dass etliche Pfarrhäuser Frankens, nachdem eine große Zahl von ihnen restauriert und in einen wunderschönen Zustand versetzt worden ist, aufgegeben werden. Das Verdienst beider Bände ist eine großartige Bestandsaufnahme, die dazu anhalten sollte, dieses Erbe anzunehmen und zu pflegen. Dazu sind viele Ideen nötig.

Jürgen Krüger, Karlsruhe

Albrecht Bedal: Alte Bauernhäuser in Baden-Württemberg und seinen Freilichtmuseen. Schwäbisch Hall: Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, 2018. 373 S. m. zahlr. Abb., z.T. farbig.

Seit den 1980er Jahren hat sich in der Erforschung ländlicher Gebäude auch in Baden-Württemberg Spektakuläres getan. Hausforscher mit völlig neuen Ansätzen, Methoden und Zielvorstellungen traten auf den Plan: Das Landesamt für Denkmalpflege widmete sich vermehrt Objekten auf dem Land und dokumentierte bestehende oder abgehende Gebäude, regionale Freilichtmuseen in sieben Landesteilen gründeten sich, bekamen besonders ausgefeilte Untersuchungsmethoden an die Hand und erweiterten ihre Forschungsziele, freie Bauforscher wurden von sich aus tätig oder bekamen staatliche Untersuchungsaufträge tiefergehenderer Art. Doch nirgends sah man die Ergebnisse bisher zusammengefasst. Sie waren meist zugänglich nur für die sich bemühenden Forscher, versteckt in Archiven der einschlägigen Institutionen. Daher kommt es, dass immer noch obsoletere Vorstellungen von ländlichen Gebäuden herumgeistern, da ältere, überholte Literatur eher zugänglich ist und immer noch als maßgeblich zitiert wird. Damit ist jetzt Schluss.

Denn ein grundlegendes Buch zur Hausforschung in Baden-Württemberg ist erschienen. Es nimmt die aufgefundenen Bauernhäuser Baden-Württembergs vor 1700 in den Blick und erlaubt Schlussfolgerungen auch für die Zeit danach. Der Autor *Albrecht Bedal*, Architekt, renommierter Bauhistoriker und langjähriger Leiter des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen, erläutert im Vorwort seine Grundanliegen, die unter anderem sind: ein grundsätzliches Manko in der baden-württembergischen Bauernhausforschung zu beheben, das darin bestand – anders als schon vergleichsweise früh etwa im bayerischen Franken durch die Forschungen Konrad Bedals –, dass der Einzelobjektuntersuchung keine vergleichende Forschung folgte, und dass es trotz aller Bemühungen immer noch zu viele wenig beachtete Gebäude gab. Dies führte auf grundlegende Irrwege in der historischen Hausforschung.

Ein „lebendiger Kulturschatz“ (12) stehe uns in den erhaltenen, wenn auch oftmals veränderten Relikten entgegen, der „besser als es allein Archivalien und einzelne Stücke in Museen vermögen“ (12), vom Leben unserer Vorfahren berichten könne. Wenn man ihn, so ist hinzuzufügen, denn endlich mit der richtigen Methodik entschlüsselt. Und diese gewaltige Aufgabe hat sich der Autor zum Ziel gesteckt. Und auch die Aufgabe, jene bedeutenden „Sachzeugnisse der eigenen Geschichte“ (21) konkret zu benennen, die trotz ihrer möglichen Aussagen für die Landesgeschichte vielfach ungenügend gewürdigt worden seien, wie etwa das älteste aufgefundene Haus in Ingelfingen, das auf 1295 datiert ist, und das, „stünde so ein altes Haus in den Niederlanden oder der Schweiz [...] zum Nationaldenkmal erklärt worden wäre“ (21).

Die angesprochenen Irrwege und Fehlstellen systematisch aufzudecken, endlich sozusagen mit einem mo-

dernen wissenschaftlichen Instrumentarium auf der Grundlage der seit vielen Jahren erbrachten Forschungen Vergleiche anzustellen, hierzu ist Albrecht Bedal unter anderem also mit seinem Buch angetreten. Dies erforderte, wie sich leicht nachvollziehen lässt, neben den bereits vorhandenen eigenen Forschungsergebnissen aus 40 Jahren, über die der Autor reichlich verfügte, eine gewaltige nochmalige mehrjährige Rechercheaktion, um ein regionenübergreifendes, aussagekräftiges und vor allem auch aktuelles Material zusammen zu bekommen.

Kontakte zum Landesamt für Denkmalpflege, zu freien Bauforschern und zu den Freilichtmuseen wurden genutzt, und das Ergebnis waren sage und schreibe über 1000 dendrochronologisch datierte Bauernhäuser zwischen 1295 und 1699. Diese Quantität war durchaus unerwartet – und das nötige Ausgangsmaterial hatte die notwendige Dichte.

Der formale Aufbau des Buches folgt im Hauptteil den architekturtechnischen und -geschichtlichen Kriterien und stellt viele Fachbegriffe erstmals systematisch dar, wobei diese auch für den Laien verständlich en passant erläutert werden: Die einzelnen Kapitel widmen sich dem Baustoff Holz, dessen Verwendung im Hausbau bezüglich der unterschiedlichen Holzarten durch die Zeiten, den historischen Holzverbindungen, der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Methode der Dendrochronologie für die zeiteinordnende Hauserforschung, den spätmittelalterlichen Hausformen und Konstruktionen, sodann dem Fachwerkgerüst vom Ständerbau zum abgeordneten Stockwerksbau in all seinen Varianten und in seiner Entwicklung von der einfachen statischen Funktion bis zur Funktion als ästhetischer Blickfang und als Element sozialer Repräsentation. Hierbei gibt es durch umfangreiche Vergleiche neue Entdeckungen. Es folgen Beschreibungen des Hochgerüsts, des Dachgerüsts und des Kniestockgerüsts. In diesen Kapiteln, aber nicht nur hier, führt Albrecht Bedal sein ganzes Können als Bauhistoriker in Vollendung vor. Dabei hat er, und diese kontextuale Blickrichtung wird konsequent durchgehalten, auch die rechtlichen, sozialen, geografischen und klimatischen Rahmenbedingungen im Auge, die die technischen Entwicklungen des Hausbaus stark beeinflussen. Durch diese Vorgehensweise ist das Buch auch für Kulturwissenschaftler und andere Wissenschaftsrichtungen von großem Interesse. Innovationen und Veränderungen des Hausbaus im Übergang zur Neuzeit schließen sich an, wobei insbesondere die Frage erörtert wird, ob in der Folge des Dreißigjährigen Krieges ein Einschnitt im Hausbau festzustellen ist. Es folgt in funktionaler Betrachtungsweise eine Analyse der Grundrissvariationen der Bauernhäuser und der landwirtschaftlichen Nebengebäude. Dann ein vergleichender Blick der Regionen Baden-Württembergs zu deren unmittelbaren Nachbargebieten nach Mittelfranken, in die angrenzenden Kantone der Schweiz und die angrenzenden Departements des Elsass sowie in die Südpfalz. In diesen Nachbarschaftslagen, so das Ergebnis, gibt es korrespondierende Hausformen; erst bei weiteren Abständen verändern sich die Baugewohnheiten.

Schließlich erfährt man in einem letzten Kapitel, welche ländlichen Gebäude vor (und nach) 1700 in den sieben regionalen Freilichtmuseen Baden-Württembergs aufgenommen worden sind, und diese sind eine ganze Menge, viele davon in einmalig akribischer Weise untersucht, die nur möglich ist beim Auseinandernehmen eines Gebäudes zum Zwecke der Versetzung und die möglich geworden ist durch die seit den 1980er Jahren in geradezu revolutionärer Weise verfeinerten Bauaufnahmen und wissenschaftlichen Methoden, die, wie Bedal formuliert, eine „Neuerfindung der Bauforschung“ (15), eine Entwicklung zur „Bauarchäologie“ (15) bewirkten. An dieser Stelle wird für den Leser deutlich, welche wichtige Rolle die regionalen Freilichtmuseen Baden-Württembergs in den letzten Jahrzehnten gespielt haben für die Dokumentation ländlicher Architektur- und Kulturgeschichte, so sie sich ihrer primären Hauptaufgabe, der zeitgemäßen Erforschung ihrer translozierten Gebäude, gewidmet haben. Der auch für das interessierte Publikum der Freilichtmuseen geschriebene Band wirft aber noch einen Blick darüber hinaus und führt die festgestellten dendrochronologisch datierten ländlichen Gebäude vor 1700 im gesamten Baden-Württemberg tabellarisch auf, hier fußend hauptsächlich auf bisher größtenteils schwer zugänglichen entsprechenden Untersuchungen der Denkmalbehörde und freier Bauforscher. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und Abbildungshinweise schließen das Buch ab.

Das Werk ist verständlich und geradezu eloquent geschrieben und gerade auch für interessierte Laien geeignet. Es ist umso anschaulicher, weil aufgelockert durch eine beeindruckende Vielzahl von Erläuterungsspalten, Bauzeichnungen und Quellen im jeweiligen Kontext. Hervorzuheben sind vor allem auch die unzähligen, vom Autor aktuell aufgenommenen und erstmals veröffentlichten Fotografien historischer Gebäude.

Eines wird in diesem Buch auch deutlich: Der hier und da noch immer grassierende Terminus „Hauslandschaft“ sollte endlich zu Grabe getragen werden. Für Bauhistoriker ist er schon lange obsolet, doch die systematische Hausforschung im Bedalschen Sinne, auch schon die (nur mangelhaft publizierten) Forschungen einiger baden-württembergischer Freilichtmuseen der letzten Jahrzehnte, bringt dies nun letztgültig zu Tage. Haustypen lassen sich nun einmal nicht eindeutig nach Landschaften sortiert vorfinden. Gleiche Haustypen und Baukonstruktionen, auch innere Hauseigenheiten können in verschiedenen Landschaften in gleicher oder ähnlicher Weise vorkommen, wobei landschaftliche Besonderheiten sich meist auf Äußerlichkeiten beziehen und eben nicht auf den Haustypus, wie Bedal überzeugend an Beispielen nachweist. „Hauslandschaften“ im Sinne festgezurrtter Haustypen beruhen somit auf wissenschaftlich nicht belegbaren Annahmen, auf eine eingengegte Sichtweise früherer lokaler und regionaler Hausforscher der 1930er bis 1960er Jahre, die anderes aus unterschiedlichen Motiven und auch Ideologien nicht sehen konnten oder nicht sehen wollten und die oftmals die von ihnen beschriebenen Gebäude gar nicht betreten hatten. So wurden Haustypen in dersel-

ben Landschaft, die bereits diese Thesen widerlegt hätten, bewusst missachtet oder durch den eingengegten Blick nur auf altertümlich erscheinende Gebäude nicht entdeckt oder als nicht maßgeblich eingestuft. Noch dazu wurden zeitliche Ebenen und Bauentwicklungen durcheinandergeworfen. So ist für die Zukunft zu empfehlen, nicht mehr von „Hauslandschaften“, sondern von „Häusern in einer Landschaft“ (31) zu sprechen, die verschiedenen, gleichen oder ähnlichen Typs sein können. Nur die vergleichende Bauforschung, fußend auf modernen wissenschaftlichen Methoden, die also Dendrochronologie, Konstruktions- und Funktionsuntersuchungen, Putz- und Farbuntersuchungen, Archivforschung und Befragung von Zeitzeugen, wo möglich, einschließt, wie sie der Autor exerziert, kann beurteilen, was spezifisch regional ist oder was ebenso in anderen Regionen vorkommt.

Und ist es nicht geradezu erhellend, dass als Ergebnis der Untersuchungen meist weniger die Region ausschlaggebend ist für einen bestimmten Haustyp oder für bestimmte innere Hauseigenheiten, sondern, wie sich immer wieder zeigt, doch eher die Topographie, die Wirtschaftsform, das Klima, die Bodenbeschaffenheit oder, ganz wichtig, die rechtlichen und sozialen Rahmenbedingungen? Dies ist Aufklärungsarbeit im besten Sinne, denn damit kommen sich die Menschen verschiedener Regionen doch eher näher, wenn sie feststellen, dass sie sich gar nicht so sehr unterscheiden, wenn sie unter ähnlichen Bedingungen leben. Oder wenn ärmlichere Regionen erfahren, dass ihr bescheidenerer Hausbau in geschichtlicher Zeit nicht daran liegt, dass sie es eben nicht besser konnten, sondern dass die Rahmenbedingungen, mit denen sie zurechtkommen mussten, eben nicht mehr hergaben. Somit geht also mit dem Aufgeben des Begriffs „Hauslandschaften“ nichts verloren. Im Gegenteil, es führt, wie gesagt, die Regionen Baden-Württembergs – und übrigens darüber hinaus – enger zusammen. Auch diesen neuen Blick auf die Dinge ermöglicht das Buch.

Bauforschung im Bedal'schen Sinne ist kein Selbstzweck, sondern sie dient letztendlich dazu, den Menschen und sein berufliches, gesellschaftliches und privates Handeln zu verstehen, das sich *auch* im Hausbau niederschlägt. Wenn ein Gebäude im Laufe der Jahrhunderte verändert wird, dann interessiert eben nicht nur, wie das technisch und mit welchen Mitteln und Baustoffen das bewerkstelligt wurde – dies zu ergründen ist natürlich zunächst einmal unerlässlich –, sondern auch, aus welcher Motivation heraus sich der Besitzer dazu angetrieben fühlte, was ihm materiell zur Verfügung stand, was ihn zum Beispiel beruflich oder aus Motiven familiärer Notwendigkeiten oder aus Gründen sozialen Auf- oder Abstiegs dazu bewogen hat. Daher ist kontextuale Hausforschung, vergleichend und flächenbezogen, wie Bedal das definiert und durchführt, weit mehr als nur Bauforschung im engeren Sinne, sondern ein In-Beziehung-Setzen unter Einschluss der Kultur- und Sozialwissenschaften.

Bedal, so schreibt er im Vorwort, „möchte einen Beitrag leisten zum Verständnis der alten Bauten und helfen, auch die heute oft unscheinbaren, grauen, herunterge-

kommenen, aber mit historischen Werten ausgestatteten Gebäude draußen in den Dörfern und Weilern in ihrer Bedeutung für unsere Kulturgeschichte zu erkennen und schätzen zu lernen“ (13). Dies ist ihm vollständig gelungen. Nachzuweisen, warum das historische Bauernhaus ein Kulturschatz ist, wie dies am Anfang des Buches postuliert wird, dabei folgerichtig auch den unvoreingenommenen Blick gerichtet zu haben gerade auf früher missachtete, unscheinbare Gebäude, die genauso solch ein Kulturschatz sein können wie augenfälligere Gebäude und deren Beachtung unabdingbar für ein vollständiges Bild ist, dabei das Blickfeld entscheidend erweitert und darüber hinaus historische Dreh- und Angelpunkte entdeckt zu haben, an denen keiner mehr vorbei kann – dies ist das große Verdienst, das Bedal in seinem Buch erbringt. Es ist ein unschätzbare Beitrag geworden, ein neues Standardwerk nicht nur zur Architekturgeschichte Baden-Württembergs, sondern auch ein Meilenstein zu einer wahrhaften Geschichte dieses Bundeslandes.

Es wäre zu wünschen, dass sich dieses im Selbstverlag erschienenen großartigen Werkes in einer weiteren Auflage ein Verlag annimmt. Denn es ist ihm eine weite Verbreitung zu wünschen.

Thomas Naumann, Regensburg

Monika Brunner-Gaurek u. Harald Waitzbauer (Hgg.): Die Rainerkeusche. Ein mittelalterliches Kleinbauernhaus aus dem Lungau. Großmain: Eigenverlag des Salzburger Freilichtmuseums, 2018. 200 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums, Bd. 25).

In 13 Beiträgen wird in dem ansprechend aufgemachten Band die über 500 Jahre lange Geschichte und Bedeutung eines relativ kleinen, ja auf den ersten Blick geradezu harmlosen ländlichen Wohnhauses aus der inneren Salzburger Gebirgsregion und seiner Bewohner vorgestellt, eingebettet in die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und dabei auch die jüngere Zeit bis zum Wiederaufbau im Salzburger Freilichtmuseum nicht vergessend, zumal die „Rainerkeusche“ (so der seit 1757 belegte Hausname) dort im Zustand nach 1924 gezeigt wird. Zugrunde liegt eine beispielhafte interdisziplinäre Zusammenarbeit von freiberuflichen, am Museum und an der Universität Salzburg (mit seinem seit 2012 zugehörigen Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit) tätigen Wissenschaftlern, aus der sich die vielseitigen Blickrichtungen auf das „Haus“ ergeben, wie sie sich in dieser Publikation niedergeschlagen haben. Die Beiträge reichen von den tiefgreifenden Erschütterungen im Lungau des späten 15. Jahrhunderts, also der Bauzeit des Hauses (*Harald Waitzbauer*: Türken, Ungarn, Bergbaufieber), bis hin zu den von Not und großer Anspruchslosigkeit geprägten Verhältnissen im 20. Jahrhundert, unter Einschluss persönlicher Erinnerungen (Beiträge von *Harald Waitzbauer*, *Monika Brunner-Gaurek*, *Michael Weese*, *Christoph König*).

Keusche – das deutet von vorneherein auf ein kleines, eher ärmliches Haus ohne großen Grundbesitz hin, in Bayern entspricht dies in etwa einem Sölden- oder Tropfhaus. Das zeigt sich auch an der von Monika Brunner-Gaurek ausführlich vorgestellten Besitzergeschichte, die 33 Besitzer von 1509 ab aufweist – häufige Besitzerwechsel sind typisch für „kleine“ Verhältnisse. Spätmittelalterliche Bauten der unteren sozialen ländlichen Schichten haben sich in Mitteleuropa sehr selten erhalten; gerade eine Translozierung bietet, wie in diesem Fall, eine einmalige Gelegenheit für eine besonders intensive, in alle Bauschichten vordringende Untersuchung, wie sie bei denkmalpflegerischen Maßnahmen selten der Fall ist und wie sie hier vorbildlich geleistet wurde.

Die Ergebnisse der 2017/18 durchgeführten Bauforschung und Archäologie, wie sie von *Thomas Kühtreiber* in enger Zusammenarbeit mit Monika Brunner-Gaurek vorgestellt werden, bilden entsprechend den eigentlichen Kern des Buches. Das dendrochronologisch ermittelte Baudatum „um bis kurz nach 1482“ für die Kernsubstanz des an sich so unspektakulären Hauses (Beitrag von *Klaus Pfeifer*) weckt natürlich auch das hauskundliche Interesse weit über Salzburg hinaus. Zunächst fällt auf – und das ist fast keine Überraschung mehr –, wie wenig man vom äußeren Eindruck her auf eine spätmittelalterliche Bausubstanz schließen kann: Es gibt so gut wie keine baulichen Merkmale, die eindeutig darauf hindeuten, das heißt, ohne Dendrochronologie hätte man die Bauzeit des Hauses wohl genauso gut mit der Jahreszahl 1705 in Zusammenhang bringen können, die in einer Säule des Dachstuhls eingeschnitten ist, aber nur einen, dendrochronologisch bestätigten, Umbau markiert. Der für die Bauzeit ermittelte und prinzipiell bis zur Übertragung ins Museum gültige dreizonige Grundriss mit traufseitiger Erschließung und durchgehendem Mittelflur ist im ganzen südlichen Mitteleuropa über Jahrhunderte hin weit verbreitet, ja gewissermaßen Grundform und sowohl archäologisch (worauf *Thomas Kühtreiber* verweist) als auch im aufrechtstehenden Bestand seit dem 14. Jahrhundert belegbar, gleichgültig ob wir es mit Block-, Fachwerk- oder Steinbau zu tun haben. Die Rainerkeusche stellt einen weiteren wichtigen frühen, abgesicherten Beleg für diese, man darf schon sagen, „elementare“ Hausform dar. Die Verfasser möchten, mit guten Gründen, in dem Haus aber auch ein frühes Beispiel eines „Rauchstubenhauses“ sehen. Als Rauchstube gilt jene, für den Ostalpenraum spätestens seit Viktor Geramb in ihrer Verbreitung, Bedeutung und Entstehung herausgearbeitete, „urtümliche“ Raumform, bei der in der Stube Ofen und offener Herd zusammenggebaut stehen und den Rauch zuerst in die Stube entlassen, bevor er sich seinen Weg über Wand- und Deckenöffnungen ins Freie sucht. Auch der Lungau war einst Rauchstubengebiet, wie *Monika Brunner-Gaurek* schreibt, und sowohl sie wie auch *Thomas Kühtreiber* interpretieren den Raum im Südwesteck der Rainerkeusche als einstige Rauchstube, was mindestens bis zum Umbau 1705 gegolten habe. Es wäre sicher einer der ältesten, sicher datierten Sachbelege einer Rauchstube.

Zwar gelten die Ruß-Schwärzung der Wand- und Deckenhölzer und die höheren, als „Zugluck'n“ dienenden Stubenfensterchen als Rauchstuben-Merkmale. Doch die offenbar relativ geringe Höhe der Stube (Rauchstuben müssen zwangsläufig, um sich in ihnen aufhalten zu können, eine entsprechende Deckenhöhe besitzen), die sorgfältige Ausführung der Stubendecke mit Fasen und sogar einem Kerbschnittmuster auf dem Unterzug, aber auch die Spuren eines Funkenhuts im Flur passen nicht so recht zu einer Rauchstube. Genau so gut kann man sich hier zur Bauzeit um 1482 einen vom Flur aus beheizten Hinterladerofen der Stube und eine offene Herdstelle im Flur vorstellen, wie sie sogar im Grundriss der Bauphase 1 auf Seite 48 eingezeichnet ist. Das hat dann aber mit einer Rauchstube nichts zu tun, sondern wäre die klassische und weitverbreitete Lösung eines „Rauchhauses“ mit raucherfüllter Flurküche und weitgehend rauchfreier Stube. Die anhand der Abbildungen feststellbare nicht übermäßig ausgebildete Schwärzung der Holzoberflächen über die Jahrhunderte ist nicht ungewöhnlich, kann von undichten Feuerstätten, offenem Licht und ähnlichem herkommen oder sogar bewusster Anstrich sein, höherliegende Fenster finden sich zum Beispiel auch in von Hinterladern beheizten Bohlenstuben süddeutscher spätmittelalterlicher Bürgerhäuser.

So sehr die ausführliche, detaillierte Beschreibung der einzelnen Bauphasen zu begrüßen ist, umso mehr vermisst man im Buch eine exakte zeichnerische Erfassung des gesamten Baus über die beigegebenen, schematischen Bauphasen-Grundrisse hinaus. Dabei hat es ja, wie ausdrücklich betont wird, ein gründliches, verformungsgetreues Aufmaß gegeben. So bleiben für einen Hausforscher, der das Haus in seiner ganzen Dreidimensionalität verstehen will, aber manche Fragen offen, etwa: Wie schaut es mit der Deckenbildung aus, insbesondere der Konstruktion der Stubendecke, wo genau liegen der Unterzug oder weitere Querbalken? Und auch manche Maßangaben hätte man sich gewünscht, so die Abmessungen des Hauses und seiner Räume (man muss sich diese aus den Grundrissen selbst herauslesen) oder die Raumhöhen. Zum 1705 neu aufgesetzten Pfettendachstuhl (dessen Hölzer offenbar ebenfalls geschwärzt sind) und seiner konstruktiven Verbindung zum älteren „Unterbau“ erfahren wir nichts Genaueres, nur dass zwei Pfetten des Dachwerks von 1482 wiederverwendet wurden. Könnte es nicht sein, dass bauzeitlich noch ein flacher geneigtes Dach vorhanden war, das für den Lungau charakteristische Steildach also erst 1705 gekommen ist?

Konrad Bedal, Bad Windsheim

Julia Mandry: Armenfürsorge, Hospitäler und Bettel in Thüringen in Spätmittelalter und Reformation (1300–1600). Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2018. 1052 S. m. 58 Abb., z.T. farbig, 5 Karten. (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation, Bd. 10).

In dem Maße, wie sich die Schere zwischen arm und reich ständig weiter auseinander bewegt, steht die heutige Sozialpolitik vor immer neuen Herausforderungen. Das Phänomen Armut und die damit etwa verbundene Versorgung der kranken und alten Bevölkerung ist unterdessen nicht neu, wie *Julia Mandry* in ihrem vorliegenden Buch anhand der öffentlichen Armenfürsorge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Thüringen eindrucksvoll nachgezeichnet hat. Der mit über 1000 Seiten sehr umfangreichen Veröffentlichung, die als Band 10 der Reihe „Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation“ erscheint, liegt die Dissertation der Autorin zugrunde, die sie von Oktober 2013 bis Ende 2017 als Stipendiatin des Projekts „Thüringen im Jahrhundert der Reformation“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena verfasste und die im April 2018 von der dortigen Philosophischen Fakultät angenommen wurde.

Einleitend verweist Mandry, die ihre Magisterarbeit über „Die Stiftungen für das Erfurter Predigerkloster von den Anfängen des Klosterbaus bis zur Reformation“ (Jena 2011) schrieb, darauf, dass in bisherigen Abhandlungen zur Armenfürsorge Thüringen „als ein Kernland der Reformation“ (20) nur am Rande einbezogen wurde beziehungsweise bisher noch keine „flächendeckenden Betrachtungen, die sich mit der Armenfürsorge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Thüringen beschäftigen“, erschienen seien und die lokalgeschichtliche Literatur lediglich „eine zumeist dünne Forschungsbasis“ (22) lege. Davon ausgehend, dass der Einfluss der Reformation zu relativieren und längerfristig städtische Entwicklungen stärker zu berücksichtigen seien, hat sie in ihren Untersuchungsfokus die Kontinuitäts- und Entwicklungslinien sowie Wandlungsimpulse von Armenfürsorge, Hospitalwesen und Bettelentwicklung in Thüringen vom 14. bis 16. Jahrhundert gerückt. Die Wahl des Untersuchungszeitraums wurde dabei durch den Wunsch bedingt, „den Beginn des obrigkeitlichen Regulierungsprozesses einzufangen sowie die reformatorischen Einflüsse langfristig nachzuverfolgen“, während der Schlusspunkt der Arbeit „aus pragmatischen Gründen auf das Ende des Reformationsjahrhunderts“ (23) gesetzt wurde.

Gestützt auf die Auswertung von gedruckten und hauptsächlich handschriftlichen Archivmaterialien, darunter die relevanten Bestände von acht Staatsarchiven, 13 Stadtarchiven sowie acht Kirchen- und Kreisarchiven, die durch eine Analyse ausgewählter künstlerischer Armen- und Bettlerdarstellungen ergänzt werden (24), richtet die Autorin ihren Blick auf Entwicklungs- und Wandlungsprozesse, wobei sie als thematische Schwerpunkte „rechtliche Bestimmungen und obrigkeitliche Ordnungsmaßnahmen, die Fürsorgepraxis von Stadträten und Gemeinen Kästen, großangelegte Spenden bzw. Armenstiftungen, den Schutz und die Versorgung hilfs-

bedürftiger Kinder und Behinderter, die Hospitalstrukturen, Integrations- und Ausgrenzungstendenzen sowie das kriminelle Bettelmilieu“ benennt (25).

Um die Kontinuitäten und Veränderungen in Hinblick auf die Reformation aufzuzeigen, geht Mandry unter anderem der Frage nach, „seit wann und wie thüringische Herrschaftsträger und vornehmlich städtische Obrigkeiten auf die Armen und Bettelnden reagierten und von welchen Sichtweisen, Motiven und Umgangstönen die zwischenmenschlichen Beziehungen und Kontakte geprägt waren. Untersucht werden die Relationen von Nächstenliebe und Pflichtgefühl, Reglementierung und Kontrolle, Unterstützung und Stigmatisierung, Integration und Ausgrenzung sowie moralischer, sozialer und rechtlicher Konformität und Nonkonformität.“ (28) Darüber hinaus wendet sie sich der Rechtssetzung, den Strukturen und Praktiken des Almosenwesens, der Findel- und Waisenkindbetreuung, den Hospitälern und Siechenhäusern sowie den im Reformationszeitalter allorts eingerichteten Gemeinen Kästen zu: „Ziel ist es, ein repräsentatives Bild über Wandlungsprozesse, Anlaufpunkte und Möglichkeiten, Personal und Organisation sowie Handlungsfähigkeit und Probleme des thüringischen Armenwesens entstehen zu lassen.“ (32)

Nach einer ausführlichen Einleitung (15–32) gliedert sich die Arbeit in elf weitere Kapitel. An das zweite und dritte Kapitel „Armut“ (33–56) und „Armenfürsorge“ (57–109), in denen die Autorin unter Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstandes zunächst eine allgemeine und grundsätzliche Einordnung von Begriffen, Organisationsweisen und Institutionen bietet, schließen sich sieben Kapitel an mit Detailstudien zu ausgewählten Städten: „Reichsstadt Nordhausen“ (111–172), „Reichsstadt Mühlhausen“ (173–278), „Das Mainzische Erfurt“ (279–378), „Die ernestinische Stadt Altenburg“ (379–450), „Die albertinische Stadt (Langen-)Salza“ (451–490), „Arnstadt und die Schwarzbürger“ (491–530), „Greiz und die Reußen“ (531–548). Die besagten Kapitel zeigen dabei einen ähnlichen Aufbau, indem zunächst die Armenfürsorge in vorreformatorischer Zeit zusammengefasst wird, bevor dann Einblicke in verschiedene Institutionen des nachreformatorischen Armenwesens folgen einschließlich der Darlegung rechtlicher Bestimmungen und obrigkeitlicher Ordnungsmaßnahmen sowie die konkreten Instrumente der Armenfürsorge, wie beispielsweise die Praxis des Gemeinen Kastens oder die Hospitäler und Siechenhäuser der betrachteten Orte.

Das elfte Kapitel „Aspekte der Armenfürsorge in Thüringer Städten und Landgebieten“ (549–770) führt die dargelegten Einzelfälle zusammen und ergänzt diese durch weitere Orte samt einer vergleichenden Analyse der Versorgungsstrukturen. Vorgestellt werden dabei auch Befunde zur Volksgruppe der Sinti und Roma, ebenso wie künstlerische Armutsdarstellungen in Thüringen, wobei 80 Darstellungen in den Bereichen Skulptur, Plastik, Relief, Siegelbild, Skizze, Holzschnitt, Buch-, Tafel-, Wand-, Decken- und Glasmalerei, Intarsie, Glocken- sowie Kelchverzierung erfasst wurden.

Wie Mandry im zwölften Kapitel „Schlussbetrachtung“ (771–783) festhält, ist die Geschichte der Armenfür-

sorge in Thüringen „von Kontinuität geprägt, wenn gleich deren enge gesellschaftliche Verknüpfung zur Rezeption von moralischen und religiösen Wandlungen führte. Von integrierten Gesellschaftsmitgliedern wurden die Armen und Bettler durch die kommunalen wie moralischen Entwicklungen des Spätmittelalters und des 16. Jahrhunderts zu einer nach den Kriterien der Bedürftigkeit wahrgenommenen, separaten Bevölkerungsgruppe mit unterschiedlichen Bewertungsstufen.“ Als wesentliche Triebkräfte hält sie dabei auch für Thüringen „die Prozesse der Kommunalisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung und disziplinierenden Pädagogisierung“ (771) fest. Zusätzlich habe die körperliche Arbeit wie der persönliche Fleiß eine deutlich größere Wertschätzung erfahren und sei nach und nach neben anderen Moralvorstellungen – wie Ehrlichkeit, Sparsamkeit oder Gottesfurcht – zur allgemeinen Lebensmaxime geworden. Untätigkeit sei entsprechend mit Argwohn und zunehmender Ablehnung betrachtet worden.

In Hinblick auf das reformatorische Gedankengut Martin Luthers konstatiert die Autorin für Thüringen, „dass die Reformation keinen Umbruch oder gar Neuanfang der Armenfürsorge darstellt“ (772). „Als neues Element“ sei „im Zuge der Reformation und durch deren strukturelle und finanzielle Einwirkungen auf die kirchlichen Finanzen [...] der Gemeine Kasten flächendeckend in Thüringen in der Stadt und auf dem Land eingeführt“ worden (722).

Hinsichtlich der Spital- und Siechenanstalten, die – wie die Gemeinen Kästen auf dem Land – von der historischen Forschung bisher nicht gebührend zur Kenntnis genommen wurden, konnte Mandry nachweisen, dass in Thüringen „ein beachtliches Netz an Einrichtungen bestand“ (776). Dabei verfügten 135 Standorte über eine oder mehrere Versorgungsanstalten, von denen 56 in ländlichen Gemeinden zu verorten sind. Insgesamt könne „von weit über 200 Spitalanstalten im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Thüringen ausgegangen werden, die ein dichtes Versorgungsnetz bildeten und Stadt- wie Landbewohnern nahegelegene oder direkt zuständige Unterbringungs- und Fürsorgemöglichkeiten anboten“ (777). Auch ohne eine zentrale Verwaltungsstruktur im Sinne von Landeshospitälern seien feste Einzugsgebiete abgedeckt und fehlende Kapazitäten vor Ort durch benachbarte Anstalten abgedeckt worden. Der thüringische Hospitalalltag sei unterdessen auch im 16. Jahrhundert maßgeblich religiös geprägt gewesen, während eine medizinische Betreuung der Insassen zur Genesung nicht im Fokus stand. Die Hospitaliten wurden mit Nahrung und einem sauberen Umfeld versorgt, erhielten Bäder und wurden im Krankheitsfall gewartet sowie im Sterben begleitet.

Die Zahl der Hilfsbedürftigen und Unterstützungsnachsuchenden auf Wanderschaft war laut der Autorin „ausgesprochen groß und vielfältig“. Erwerbslose, Arbeitsunfähige, Dienstsuchende, wandernde Handwerker, von Unglücksfällen Beschädigte und zwielichtige Gestalten hätten dabei „gemeinsam eine nicht zu überschauende Masse an Bittstellern“ gebildet. Der Bettel als Maßnahme zur Lebenserhaltung und -finanzierung

habe in Thüringen nicht unterbunden werden können und auch während des 16. Jahrhunderts „eine lukrative Alternative für Arbeitsfähige wie erzwungene Überlebensmaßnahme für Unterversorgte und Ausgegrenzte“ (778) dargestellt.

Ergänzt wird die knapp 800 Seiten umfassende Darlegung, die über einen soliden Anmerkungsapparat mit über 3300 Anmerkungen verfügt, durch einen sehr umfangreichen Anhang mit Tabellen (784–823), Katalogen der Visitationsergebnisse (824–867), der städtischen Hospitäler (868–877) und ländlichen Hospitalstandorte (878–882), einen Personenkatalog des kriminellen Bettlermilieus in Thüringen von 1488–1599 (883–898), Abbildungs- und Kartenteil (899–944) mit 58 Schwarzweiß- und Farbabbildungen künstlerischer Darstellungen von Bedürftigen und Bettlern, ebenso wie fünf Karten, auf denen die ländlichen und städtischen Standorte mit verschiedenen Einrichtungen der Armenfürsorge im Thüringer Raum veranschaulicht sind, ein Abbildungs- und Abkürzungsverzeichnis (945–948), Quellenverzeichnis (949–981), Literaturverzeichnis (982–1041) sowie ein Ortsregister (1041–1052).

Insgesamt betrachtet bietet die vorliegende Studie von Julia Mandry ein repräsentatives und umfassendes Bild des thüringischen Armen-, Hospital- und Bettelwesens, das tiefe Einblicke in die Lebensverhältnisse der Armen in Spätmittelalter und Reformation ermöglicht. Nachgezeichnet werden nicht nur die Facetten der Armenfürsorge, sondern auch diejenigen der Erfolge und Misserfolge sowie die Vielfalt der Bedürftigen und Bettler. Die Rolle und der Einfluss der Reformation auf das Fürsorgewesen nehmen dabei in der Gesamtbetrachtung von vier Jahrhunderten und multiplen Fürsorgeinstitutionen wie -anlaufpunkten eine wichtige, wenngleich keine alles andere überragende Position ein. Das mit über 1,5 kg im doppelten Sinne schwergewichtige Buch bietet eine unglaubliche Menge an Informationen, die künftig lokal- und regionalhistorische Studien bereichern dürften. Wenngleich die Drucklegung „großzügig finanziell“ durch die Thüringer Staatskanzlei gefördert wurde, dürfte der stolze Preis von 125 Euro die Käuferschaft allerdings abschrecken beziehungsweise in engen Grenzen halten.

Eine ganz andere Frage stellt sich dem Rezensenten unterdessen, ob so umfangreiche Arbeiten wie die vorliegende den Maßstab für (kultur-historische) Dissertationen nicht längst gesprengt haben. Dabei geht es nicht nur um den Vergleich mit anderen Fachbereichen, in denen Dissertationen – schon fast inflationär – vergeben und binnen eines halben Jahres geschrieben werden können, sondern auch um die gesellschaftliche Anerkennung, die Berufsaussichten und nicht zuletzt die damit verbundene, höchst unterschiedliche Bezahlung, die keineswegs mehr in Relation zueinander stehen. Betrachtet man sich den Inhalt, und dabei insbesondere die sieben integrierten Detailstudien zu den ausgewählten Städten der vorliegenden, über einen Zeitraum von mehreren Jahren gefertigten Arbeit näher, hätte er locker den Stoff für mehrere Bachelor- und Masterarbeiten abgegeben. Immerhin, ein kleiner Trost, kann-

te die Autorin ihre Arbeit im Rahmen eines Stipendiums verfassen.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Beate Althammer: Vagabunden. Eine Geschichte von Armut, Bettel und Mobilität im Zeitalter der Industrialisierung (1815–1933). Essen: Klartext, 2017. 716 S. m. Grafiken, Tab.

Das Phänomen ist keineswegs neu und beschäftigt die Menschheit wohl seit Anbeginn bis in die Gegenwart: arme oder von Armut bedrohte Menschen, die ihr angestammtes Zuhause verlassen und ihr Glück in der Fremde suchen. „Was Besseres als den Tod findest du überall“, heißt es bekanntlich schon in dem berühmten Volksmärchen „Die Bremer Stadtmusikanten“, das von den Brüdern Grimm aufgezeichnet und 1819 in ihrer Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ erstmals veröffentlicht wurde.

Als besonders problematisch und daher im Fokus der jeweiligen Obrigkeit stehend beziehungsweise permanenter Strafandrohungen ausgesetzt, galten in Europa spätestens seit dem ausgehenden Mittelalter soziale Gruppen, in denen sich Armut mit Mobilität verband; Menschen, die mittellos über die Straßen, von Haus zu Haus und von Ort zu Ort wanderten und versuchten, ihren Lebensunterhalt durch Bitten um milde Gaben zu sichern. Obwohl die Historiographie sich mit Bettlern und Vagabunden bisher ganz überwiegend in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kontexten beschäftigte, verschwanden das Betteln und Vagabundieren an der Schwelle zur Moderne keineswegs. Vielmehr erlebten diese Armutspänomene während der krisenanfälligen Industrialisierung – trotz immer neuer behördlicher Anläufe, das Phänomen administrativ zu unterdrücken – immer neue Konjunkturen, wie *Beate Althammer* in ihrer beeindruckenden „Geschichte von Armut, Bettel und Mobilität im Zeitalter der Industrialisierung (1815–1933)“ belegt. Bei der Arbeit, die im DFG-geförderten Sonderforschungsbereich 600 „Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen von der Antike bis zur Gegenwart“ an der Universität Trier entstand, handelt es sich um die überarbeitete Fassung der Habilitationsschrift der Autorin, die im Sommersemester 2016 vom Fachbereich III der Universität Trier angenommen wurde.

Beate Althammer hat sich bereits durch eine Reihe einschlägiger Veröffentlichungen ausgewiesen. Neben zahlreichen Buchbeiträgen ist dabei insbesondere der von ihr herausgegebene umfangreiche Sammelband „Bettler in der europäischen Stadt der Moderne. Zwischen Barmherzigkeit, Repression und Sozialreform“ (Frankfurt am Main 2007) zu nennen, ebenso wie die von ihr zusammen mit Christina Gerstenmeyer erarbeitete, kommentierte und wahrlich fulminante, fast 700 Seiten starke Quellenedition „Bettler und Vaganten in der Neuzeit (1500–1933)“ (Essen 2013), die über 250 einschlägige Dokumente aus der Zeit von 1500 bis

1933 erschließt, von Edikten und Gesetzestexten bis hin zu zeitgenössischen Presseberichten.

Ausgehend von dem im Untersuchungszeitraum (1815–1933) insgesamt sehr lückenhaften Forschungsstand fragt Althammer in der vorliegenden Studie „nach den Erscheinungsformen, Hintergründen und gesellschaftlichen Deutungen von Bettel und Vagabondage in Deutschland vom Ende der napoleonischen Kriege bis zum Vorabend des NS-Regimes“, wobei sie insbesondere „die Kontinuitäten eines alten Phänomens, vor allem aber seine Wandlungen im Übergang zur Moderne“ (16) dezidiert nachzeichnet. Der Fokus ihrer eingehenden Auseinandersetzung mit dem Thema liegt dabei nicht auf einer ökonomisch rückständigen Region, sondern im Gegenteil auf der relativ wohlhabenden preußischen Rheinprovinz, die in Teilen eine frühe und rapide Industrialisierung erlebte, was dynamische Migrationsbewegungen auslöste. „Ziel ist eine Geschichte der Vagabondage im Industriezeitalter, die einerseits exemplarisch soziale Praktiken und alltägliche Erfahrungen auf der Mikroebene rekonstruiert, andererseits danach fragt, wie gesellschaftliche Diskurse dieses Phänomen imaginierten und welche Funktionen ihm zukamen, wenn es um die Definition von Hilfsbedürftigkeit und Wohlfahrt, von Recht und Ordnung, von Freizügigkeit und ihren Grenzen ging.“ (16)

Neben Archivalien, etwa aus dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, dem Bundesarchiv Berlin, dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin Dahlem, dem Landeshauptarchiv Koblenz und den Stadtarchiven Aachen, Duisburg, Düsseldorf und Trier, stützt sich die Autorin in ihrer Darstellung auf zeitgenössische Veröffentlichungen, darunter auch Zeitungen, Jahresberichte und amtliche Publikationsreihen. In Ermangelung von Gerichtsakten des 19. Jahrhunderts, da im rheinischen Rechtsraum im besagten Zeitraum zumeist nur mündlich verhandelt wurde, kommt dabei dem umfangreichen Verwaltungsschriftgut der Kommunen, Bezirksregierungen, des rheinischen Oberpräsidiums und der rheinischen Provinzialverwaltung, preußischen Ministerien und Reichsinstanzen eine große Bedeutung zu, indem es neben allgemeinen Instruktionen, Lageerörterungen und statistisch auswertbaren Daten auch immer wieder Materialien zu Einzelfällen enthält, einschließlich Egodokumenten wie Gesuche und Beschwerden der von behördlichen Maßnahmen Betroffenen.

Unter Rückgriff „auf dieses lückenhafte und heterogene, aufgrund seines Umfangs aber letztlich doch nur selektiv auswertbare Quellenmaterial“ (39) hat Beate Althammer ihre Arbeit in zehn große, „grob chronologisch und zugleich nach thematischen Gesichtspunkten“ angeordnete Kapitel gegliedert. Nach der „Einleitung“ (11–42), unter anderem mit einem Überblick zu Thema und Forschungsstand sowie zentralen Begriffen und theoretischen Konzepten, umreißt Kapitel 2 „Die Rechtsordnung“ (43–86) zunächst die Entwicklung des rechtlichen Rahmens von der Epochenschwelle um 1800 bis zur Reichsgründung von 1871, als er seine für die nächsten 60 Jahre bestimmende Form erhielt, wobei die Autorin insbesondere danach fragt, welche Position die Delikte Bettel und Landstreicherei im

Entstehungsprozess des modernen Strafrechtssystems einnahmen und in welcher Relation sie zur Armengesetzgebung standen.

Während Kapitel 3 „Armendisziplinierung zur Zeit des Pauperismus“ (87–179) den Umgang mit Armut, Bettel und Vagabondage in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anhand von drei Fallstudien – der frühindustriellen Fabrikstadt Aachen, des kleineren Bezirkszentrums Trier und der ländlichen Bürgermeisterei Kastellaun im Hunsrück – analysiert, untersucht Kapitel 4 „Gründerkrise und Vagabundenfrage“ (180–247) die Folgen der Gründerkrise, die nach zwei Jahrzehnten des wirtschaftlichen Aufschwungs wieder massive Notlagen hervorbrachte. Nach einem kurzen Blick auf die Historiographie zu diesem bislang mangelhaft erforschten Konjunkturereinbruch stellt Beate Althammer die nationale Debatte um die „Vagabundenfrage“ vor, die sich in Deutschland um 1880 entfaltete.

Im Anschluss an Kapitel 5 „Die Arbeitsanstalt“ (248–358), in dessen Mittelpunkt die Entwicklung der rheinischen Arbeitsanstalt Brauweiler und ihrer Insassen von der Gründung unter Napoleon bis in die Weimarer Zeit steht, thematisiert Kapitel 6 „Die Ausweisung“ (359–445) diverse Abwehrinstrumente nach der Reichsgründung. Wenngleich aufgrund verschiedener Faktoren wie etwa zwischenstaatliche Verträge dazu beitrugen, dass die Ausweisung unerwünschter Personen im 19. Jahrhundert nicht mehr ohne Weiteres möglich war, blieb sie, so die Autorin, insbesondere gegenüber Armen, Bettlern und Landstreichern in diversen Varianten zulässig – auf lokaler, einzelstaatlicher und auf Reichsebene.

Nachdem sich Kapitel 7 „Offensiven der Wohltätigkeit“ (446–513) mit den Anfängen der „Wandererfürsorge“ (Friedrich von Bodelschwingh der Ältere) auf nationaler Ebene und sodann mit deren Ausprägung bei ihren rheinischen Ablegern auseinandersetzt, geht Kapitel 8 „Auf der Suche nach dem wahren Vagabunden: Neue Blicke um 1900“ (514–575) dem Wandel der kollektiven Repräsentationen des Vagabunden um die Jahrhundertwende nach, wobei nicht nur die beiden Psychiater Karl Bonhoeffer (1868–1948) und Karl Wilmanns (1873–1945), sondern auch der amerikanische Journalist Josiah Flynt (1869–1907) und der Kulturhistoriker Hans Ostwald (1873–1940) ausführlich zu Wort kommen.

Wie Beate Althammer in Kapitel 9 „Reformströmungen des frühen 20. Jahrhunderts“ (576–639) zeigt, kreuzten sich in den seit der Jahrhundertwende geführten Debatten um Bettel und Wanderarmut „Zielvisionen, die von einer umfassenden inklusiven Arbeitsmarktpolitik bis hin zur exkludierenden Dauerinternierung von ‚Asozialen‘ reichten“.

In Kapitel 10 „Schluss“ (640–654) weist die Autorin zunächst darauf hin, dass „der Dualismus von strafenden und fürsorgenden Ansätzen“ die Geschichte des Kampfs gegen Bettel und Vagabondage seit dem Mittelalter durchzieht: „Der Aufbau einer organisierten Armenpflege und strafbewehrte Verbote stellten über Jahrhunderte zwei Seiten derselben Medaille dar, und mit dem Arbeitshaus kam in der Frühen Neu-

zeit ein Instrument von hoher Symbolkraft hinzu, das den Dualismus durch den Besserungsgedanken quasi sublimierte.“ (644)

Und wer waren nun die Bettler, Vagabunden und Wanderarmen, über die Behörden und Experten sich fortlaufend den Kopf zerbrachen? Aufgrund ihrer Studie kann nach Ansicht von Beate Althammer „von einer festen Randgruppe nicht die Rede sein. Zwar gab es immer Menschen, die dauerhaft von Almosen lebten und/oder keinen festen Wohnsitz hatten. Doch jenseits solcher permanenter Fälle, die dem Klischee des Gewohnheitsbettlers oder Tippelbruders entsprachen, waren die Vagabunden des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein hochgradig vielgestaltiges und wandelbares Phänomen. Das Gabenbitten und Wandern waren Verhaltensweisen, zu denen ganz unterschiedliche Typen griffen: Ortsarme, Handwerksburschen, Arbeitslose, jugendliche Herumtreiber, abenteuerlustige Reisende.“ (650)

Das vorerst endgültige Ende der „Vagabunden“ sei unterdessen erst mit dem präzedenzlosen Wohlstandsgewinn und der Massenmotorisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gekommen. „In den Städten europäischer Wohlfahrtsstaaten gab und gibt es zwar weiterhin Obdachlose und Straßenbettler“, so die Autorin. „Aber das Wandern Mittelloser von Tür zu Tür und von Ort zu Ort hat praktisch vollständig aufgehört. Endlich, so scheint es, hat sich ein jahrhundertalter Traum der Sozialpolitik erfüllt. Dass dies dauerhaft so bleiben wird, ist nicht garantiert.“ (654)

Mit ihrer ungemein detailreichen und quellengesättigten Studie, die durch einen „Anhang“ (656–716) mit Verzeichnis der Abkürzungen, Tabellen und Grafiken, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Orts- und Personenregister ergänzt wird, hat Beate Althammer Maßstäbe gesetzt, indem es ihr vortrefflich gelungen ist, die Geschichte des Bettelns und der Vagabondage im Deutschland des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sowohl auf der Mikroebene alltäglicher Erfahrungen (mit einem geographischen Fokus auf die preußische Rheinprovinz) als auch auf der Makroebene gesellschaftlicher Reformdebatten eindrucksvoll zu rekonstruieren. An dem in jeder Beziehung beeindruckenden Buch, das über einen profunden Anmerkungsapparat mit rund 1400 Fußnoten verfügt, als Standardwerk werden künftige Untersuchungen nicht vorbeikommen.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Manuela Daschner: Mobilität und Lebenswelt der ländlichen Bevölkerung. Die Herrschaft Falkenstein im ausgehenden 18. Jahrhundert. Regensburg: Pustet, 2017. 246 S. m. 31 Abb., 20 Tab. (Thurn und Taxis Studien NF 9).

Als Volkskundler greift man mit einer gewissen freudigen Überraschung zu diesem Buch in der Hoffnung, dass eine vertraute Spezies der Forschungen im eigenen Fach doch noch am Leben ist und mit „Lebenswelt“ und „Mobilität“ Aspekte in den Blick nimmt, die einem geläufig sind. Freilich gefehlt: Es ist eine junge Histo-

rikerin, die ihre Dissertation präsentiert, Schülerin von Bernhard Löffler an der Universität Regensburg, folgend manchen Spuren von dessen Œuvre, dem man mit gutem Recht einen Ehrenplatz in der eigenen Disziplin zuweisen möchte. Doch zum Detail!

Zwischen dem Untersuchungsraum von *Manuela Daschner* (Herrschaft Falkenstein im Bayerischen Wald) und ihrem Editions-Ort (Thurn und Taxis Studien) besteht insofern ein Zusammenhang, als die Familie Thurn und Taxis nach ihrer definitiven Entscheidung für Regensburg als Stammsitz im Jahr 1810 eben diese Herrschaft zur repräsentativen Akzentuierung des neuen Mittelpunktes (Jagd und dergleichen) im Jahr 1829 angekauft hat. Die Lage in einem (vermuteten) Beharrungsraum (Bayerischer Wald) zwischen bekannten Bewegungsräumen (Cham-Further-Senke im Norden und Donau-Niederung mit städtischen Zentren wie Straubing und Regensburg im Süden) konnte unter Umständen Hinweise ergeben auf dynamische Prozesse, die sich hier vielleicht abspielten, vor allem in einem Zeitraum (Ende des 18. Jahrhunderts), dem die Zunft üblicherweise Schwellen-Charakter zur Moderne zuspricht. In den Blick nimmt Manuela Daschner den „gemeinen Mann“ im alltäglichen Leben, zentrale Quelle sind ihr neben den Matrikeln und Amtsrechnungen die Briefprotokolle, deren Qualität als virtuelle Ego-Dokumente Altherren der Volkskunde wie Karl-S. Kramer und Hans Moser seit den 1950er Jahren des letzten Jahrhunderts gepredigt und meiner Generation als Schülern eingebläut haben.

In unaufgeregter, gleichwohl zwingender Systematik arbeitet nun die Autorin die zeitgenössischen Aspekte von Lebenswelt/Alltag und Mobilität – mit deutlichem Schwerpunkt auf dem ersten Aspekt – ab, beginnend mit den immanenten Zwängen der morphologischen und politischen Struktur sowie den seinerzeitigen Rahmenbedingungen für Mobilität und Kommunikation (Wegenetz, Fortbewegungsmittel, Träger unterschiedlicher Formen der Kommunikation) hin zu den diversen Segmenten des alltäglichen Lebens mit seinen Nöten: Familie, Verwandtschaft, Gemeinde, Lösung von Konflikten als Grund- und Gerichtsmann, Bedarf nach Bildung, Gesundheit, Versorgung, Seelenheil und gesellschaftlicher Erfahrung. In einem zweiten Anlauf wird diese Thematik quergelesen von den sozialen Erfahrungen her (Bauern, Handwerker, unterbäuerliche Schichten, kirchliche und weltliche Funktionsträger). Die dieser Gesellschaft innewohnenden Zwänge und Entfaltungsmöglichkeiten werden bevorzugt dargestellt am Heiratsverhalten und münden dann logischerweise in schichtspezifische Überlegungen zur Mobilität.

Jeder Einzelschritt beginnt – soweit sinnvoll und möglich – mit theoretischen Vorüberlegungen und endet mit der Konkretisierung anhand von Beispielen. Die Vertrautheit mit dem offensichtlich reichhaltigen Quellenbestand fügt so immer wieder „Fleisch zum Bein“ und gibt dem Ganzen den Charme einer Gemeinde- oder Dorfmonographie, wie sie in meinem Fach einmal in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts en vogue gewesen sind. Bei Manuela Daschner müsste man freilich von einer Regional-Monographie sprechen, die aber

gleichwohl diese Nah-Perspektive auf das tägliche Leben zu halten versteht. Ihr Fazit: Vieles bewegt sich im Kirchturm-Horizont von fünf bis vielleicht neun Kilometern. Zwingend aber ist für fast jeden das gelegentliche Aufreißen dieser „Enge“ auf bis zu 20, 30, 50 Kilometern (Bedienung der Herrschaft, Marktbesuch, Handwerkswanderung, Suche nach Stellung und Seelenheil). Und über die unumgänglichen Kontakte zu den weltlichen und geistlichen Funktionsträgern mit ihrer überregionalen Herkunft, Lebenserfahrung und Denkweise ist sowieso die Horizontüberschreitung jederzeit in Sicht. Im sozialen Bereich überwiegt die Orientierung an den eigenen lebensweltlichen Erfahrungen und Traditionen; doch sind diese nicht zementiert. Grenzüberschreitungen sind möglich, gesellschaftlicher Aufstieg gelegentlich, Abstieg allerdings jederzeit, bei Nichtsesshaften ändert sich kaum etwas zum Besseren. Räumlich Entferntes hat seine Verlockung, hier vor allem der Donaauraum mit den zentralen Orten Straubing und Regensburg, nicht die Furth-Cham-Rodinger Senke, deren Unattraktivität freilich rätselhaft bleibt. Die Welt der Moderne gerät noch nicht in den Blick. Die Arbeit kommt zu einem aus den Quellen heraus entwickelten Ergebnis ihrer eingangs gestellten Forschungsfrage, regt an zu analogen, vergleichenden Folgearbeiten und bietet dem interessierten Leser durch ihre Quellennähe einen durchgängigen Lesegenuss. (Schade, dass sie nicht von einer Volkskunde-Studentin geschrieben wurde.)

Walter Hartinger, Passau/Regensburg

Anette Blaschke: Zwischen „Dorfgemeinschaft“ und „Volksgemeinschaft“. Landbevölkerung und ländliche Lebenswelten im Nationalsozialismus. Paderborn: Schöningh, 2018. 458 S. m. 6 Tab. (Nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“. Studien zu Konstruktion, gesellschaftlicher Wirkungsmacht und Erinnerung, Bd. 8).

Untersuchungsgegenstand des als Dissertation vierer niedersächsischer Universitäten im Rahmen eines Forschungskollegs „Nationalsozialistische Volksgemeinschaft?“ entstandenen Werks von *Anette Blaschke* sind die „landwirtschaftlichen Interaktionsräume“, „die Interaktion in sozialen Räumen lokaler Ebenen“ und die Interaktion dieser sozialen Räume mit den auf sie einwirkenden politischen Strukturen im Nationalsozialismus im genau festgelegten Gebiet von 24 ländlichen Gemeinden des ehemaligen Gaus Südhannover-Braunschweig (Region im heutigen Landkreis Hameln-Pyrmont). Damit ist umschrieben, dass es um keinen statischen Blick auf die „Landbevölkerung“ und deren „Lebenswelt im Nationalsozialismus“ geht, kein bloßes Sondieren der Ereignisse erfolgt, sondern das Hauptaugenmerk auf dynamischen Prozessen liegt, die die Methoden und Mechanismen der Nationalsozialisten auslösten, um einzudringen in die vorgegebenen ländlichen Lebenswelten, und um die Reaktionen und Verhaltensweisen der Landbewohner darauf. Hierbei wird, das sei

vorweggesagt, sehr deutlich herausgearbeitet, dass die traditionellen sozialen Strukturen des Dorfes den nationalsozialistischen Führungsstrukturen und gesellschaftlich-ideologischen Vorstellungen größtenteils nicht sperrig im Wege standen, ja, mit Hilfe der Nationalsozialisten werden zum Teil auch ältere hierarchische Strukturen wiederhergestellt. Und auch das sei vorweggenommen: Es ist eine Untersuchung entstanden, die in ihrer Gründlichkeit und in der durchgehenden Einhaltung der gewählten Methodik vorbildhaft ist.

Auch wenn das Untersuchungsgebiet einen ländlichen Raum betrachtet, räumt die Autorin gleich in Kapitel I mit der Vorstellung auf, dass der ländliche Raum, dass ein Dorf eine in sich geschlossene Welt darstelle. Zwar sind Besonderheiten und Eigenarten zu konstatieren, die durch die landwirtschaftlich geprägten Strukturen und damit verbundene Lebensweisen selbstverständlich bestehen, doch seit jeher sind auch mehr oder weniger umfassende Einflüsse zu erkennen, die von der Stadt in die Dörfer hineinwirken. Auch wenn die Selbsteinschätzung so manchen Dorfes anders war (und vielleicht auch noch da und dort ist), so war es doch seit jeher dem Einfluss größerer Siedlungseinheiten, also umgebenden Städten, unterworfen, und so konnte folgerichtig auch der Nationalsozialismus über diese Einflüsse in Dörfern Fuß fassen. Auch wenn also schon immer Interaktionen stattfanden, hat aber (wie hinzuzufügen ist, als Nebeneffekt der Installierung eines Terrorregimes) „der Nationalsozialismus den Handlungs- und Deutungshorizont landwirtschaftlicher Akteure erweitert sowie lokale Interaktionen und die lokalen Sozialräume insgesamt verstärkt“ und „für außenstehende Akteure und übergeordnete Strukturen“ (431) geöffnet, so die Autorin in ihrem Fazit.

Hat man sich durch das notwendigerweise sehr fachsprachliche Kapitel I (9–36) gearbeitet, das ausführlich die Methodik und Vorgehensweise der Untersuchung, fußend auf einem sehr fruchtbaren „mikrohistorisch-praxeologischen Zugang“ (9), darlegt, wird man in Kapitel II belohnt mit reichlich konkretem Material durch Heranziehung von Quellen und klarer Analyse des Eindringens des Nationalsozialismus in fast alle Lebensbereiche des ländlichen Raumes des weit überwiegend protestantischen Untersuchungsgebiets, wobei auch vor-nationalsozialistische Entwicklungen einbezogen werden, etwa die ökonomischen Prozesse seit dem 19. Jahrhundert sowie die Agrarkrise und die Politisierung ländlicher Räume seit dem Ersten Weltkrieg (37–76).

Öfters allerdings muss die Autorin angesichts hie und da fragmentarischer Quellenlage einräumen, dass ein Handlungsablauf nicht gänzlich aussagekräftig ist, unter Umständen gerade da, wo er zur Analyse des Geschehens gebraucht worden wäre, weil quellentechnisch nicht zu Ende zu verfolgen, so dass notgedrungen ähnliche Quellen innerhalb oder außerhalb des Untersuchungsgebietes oder Sekundärliteratur herangezogen werden müssen, um notwendige Schlüsse ziehen zu können. Dies ist kein Manko der Arbeit, sondern der Quellenlage geschuldet, die nun einmal gerade aus diesen Zeiten oft dem Zufall anheimgestellt ist.

Als größere Untersuchungseinheit stehen in Kapitel III (77–156) die Akteure im lokalen Sozialraum im Fokus und hier besonders die lokalen Vertreter des „Reichsnährstandes“, die Ortsbauernführer. Der „Reichsnährstand“ trug als staatlicher Akteur die ideologischen Dimensionen der NS-Agrarpolitik in die ländliche Lebenswelt“ (407), die dann im lokalen Sozialraum verhandelt wurde. Den unteren Vertretern, den Ortsbauernführern, wird wegen ihrer Bedeutung im Dorf folgerichtig ein eigenes Unterkapitel gewidmet: Sie sind grundsätzlich ehrenamtlich tätig, im Grunde mächtig, aber oftmals überfordert. Immerhin, so ergibt die Untersuchung, sind sie mehrheitlich prioritär am eigenen lokalen Umfeld interessiert und setzen sich für dieses ein, nutzen meist ihren Handlungsspielraum, ihren „Raum des Möglichen“ (417) innerhalb des NS-Systems. Wenige sind ideologische Nationalsozialisten. Es sind Landwirte (oder „Bauern“ als Ehrentitel, also „Erbhofbesitzer“ gemäß der nationalsozialistischen Ideologie) des Ortes, zur Konfliktvermeidung seit langem sozial etabliert. Sie sollen eigentlich keine Verwaltungstätigkeiten ausüben, müssen dies in Wirklichkeit aber ohne diesbezügliche Ausbildung dennoch – wie „Sammeln, Schulen und Dokumentieren, Kontrollieren, Begutachten und Stellungnahmen, Verteilen und Vermitteln [auch von Zwangsarbeitern] im Zweiten Weltkrieg“ (110 ff.). Sie fungieren in erster Linie als meist Alteingesessene im lokalen Sozialraum als eine „intermediäre Instanz“ (118) zwischen der Dorfgemeinschaft und den anderen Hierarchien des „Reichsnährstandes“. Ein Zwang zur Parteimitgliedschaft besteht für sie nicht. Erwartet wird, dass sie die örtlichen Konflikte im Sinne der nationalsozialistischen Ordnungsvorstellungen lösen. Ihre Beurteilung einer problematischen Sachlage im Dorf gab meist den Ausschlag für die Entscheidung nächsthöherer Instanzen, meist der „Kreisbauernführer“. An der Untersuchung der Ortsbauernführer, die je nach Robustheit und Charakter mehr oder weniger in Einklang mit Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter handelten, den beiden anderen Mächtigen im Dorf, wird sehr deutlich, wie sehr es in der lokalen Realität auf den Charakter der handelnden Personen ankam: ob sie ihr genaues lokales Hintergrundwissen eher gegen oder für einen Ortsbewohner im Falle einer Desavouierung und deren Beurteilung einsetzten.

Man ahnt es schon: Es stellt sich an Einzelbeispielen heraus, dass die NS-Ideologie auch die Möglichkeit bot, alte Rechnungen, die bekanntermaßen in jedem Dorf zwischen alteingesessenen Familien bestehen, zu begleichen. Es „menschelte“, wie von vornherein anzunehmen, öfters gewaltig im Rahmen der neuen Machtverhältnisse und der nationalsozialistischen Agrar-Zwangswirtschaft, und es zeigt sich auch in diesem Untersuchungsgebiet, wie man sich im Rahmen der neuen Machtverhältnisse und mit Hilfe dieser Machtverhältnisse zwischen landwirtschaftlichen Familien und Höfen Geltung zu verschaffen suchte. Hier erweist sich überdeutlich, dass der propagierte und ideologisch angestrebte „völkische Gemeinsinn“ keineswegs eigennütziges Denken und Streben beseitigte. Im Gegenteil lieferte die NS-Ideologie in der Realität durch-

aus das Handwerkszeug, Eigeninteressen auf Kosten eines Mitbewohners beziehungsweise anderen Hofes im Dorf durchzusetzen. Mit welchen Mitteln und Methoden dies geschah, zeigt die Untersuchung, und das ist sehr aufschlussreich hinsichtlich der interagierenden Verhaltensweisen der Menschen in terroristischen Systemen. Noch einmal: Im Vordergrund, so wird herausgearbeitet, steht in den dörflichen Interaktionen, wenn auch „sprachliche Aneignungsformen“ (407) aus der NS-Ideologie feststellbar sind, erst einmal der Eigennutz, weniger die Ideologie, welche vielfach aber als eminentes Vehikel genutzt wird, „familienstrategische, den eigenen Besitz betreffende ökonomische Interessen“ durchzusetzen oder „eine Verschiebung sozialer Positionierungen und Machtbalancen im lokalen Raum“ (420) zu erreichen. Dies ist insofern tröstlich, als daraus geschlossen werden kann, dass die verquaste menschenfeindliche Ideologie der Nationalsozialisten sich nicht wirklich tief in den Köpfen festgefressen hat und dann auch, wenn sich die politischen Verhältnisse ändern, zum Verschwinden zu bringen ist.

Im umfangreichsten Kapitel IV (157–416) stehen die „Figurationen landwirtschaftlicher Akteure in ausgewählten landwirtschaftlichen Handlungsräumen im Mittelpunkt der Analyse“ (405), werden die landwirtschaftlichen Handlungsräume unter den Blickwinkeln von „Konfrontationen, Kooperationen, Verflechtungen“ (157 ff.) beleuchtet, insbesondere die Auseinandersetzungen um den Hof – „Erbhofstatus“ (161 ff.) als erstmals seit der Aufhebung der Grundherrschaft erfolgreicher Eingriff in die Verfügungsgewalt des landwirtschaftlichen Eigentums –, zwangsverordnete (Anerben-) „Hofvererbung“ (176 ff.), „Bauernfähigkeit“ (176 ff.), welcher Begriff wegen seiner Vermengung tradierter Elemente wie Fleiß und Ordnung mit völkisch-rassistischen Kategorien besonders gefährlich war und als besondere „Drohkulisse im innerörtlichen Auseinandersetzungsfeld“ diente und der deshalb der Denunziation Tür und Tor öffnete. Weiter wird untersucht „Individuelles Handeln“ in der von der NS-Ideologie ausgerufenen „Erzeugungsschlacht“ (226 ff.) zur (fehlschlagenden) Steigerung der darniederliegenden landwirtschaftlichen Produktion innerhalb der geltenden Zwangswirtschaft, „Landwirtschaftliche Interaktionen und lokale Interdependenzen“ (272 ff.) und schließlich der „Wandel lokaler Interaktionen im Zweiten Weltkrieg“ (326 ff.), in welchem Abschnitt die Dienstverpflichtung, der Einsatz von und der Umgang mit Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen und die Bewirtschaftung im Zweiten Weltkrieg dargestellt wird. Besonders gut herausgearbeitet sind auch diejenigen Fälle, in denen sich Ortsbewohner vehement wehren und geradezu renitent werden, etwa gegen die offiziell freiwillige Spende, jedoch in Wirklichkeit Zwangsabgabe zur sogenannten „Winterhilfe“, und wo sie, wenn sie nicht Folge leisten, entsprechend mit den unterschiedlichsten Methoden sanktioniert werden und nur selten Absolution erhalten; versuchter Aufstand erfolgt in der Regel, wenn die Eigeninteressen zu sehr verletzt werden.

Kapitel V (417–432) zieht ein Fazit der Untersuchung und bietet eine gute Zusammenfassung der Ergebnisse.

Der Anhang bringt archivalische Quellen, zeitgenössische Publikationen und verzeichnet die umfangreich verwendete Sekundärliteratur.

Das wertvollste Ergebnis dieser Arbeit ist zweifellos, dass anhand der handelnden beziehungsweise interagierenden Personen innerhalb und außerhalb der Dörfer aufgedeckt wird, auf welche Weise die nationalsozialistischen Strukturen nach und nach eingedrungen sind in die Dörfer, die sich diesen Strukturen aber auch nicht verschlossen haben. Hierbei haben die Regime-Instanzen durchaus vorgegebene traditionelle Strukturen und Gewohnheiten beachtet, um nicht zu sehr Unruhe zu verursachen. Es tritt klar zu Tage, wie die dörfliche Bevölkerung mit den neuen völkisch-rassistischen Vorgaben und der Hierarchie des Systems umgegangen ist, wie sie sich intern damit auseinandersetzt und wie sie sich gegenüber den außerdörflichen nächsthöheren Instanzen verhielt. Es sind durchaus unterschiedliche Verhaltensweisen intern und nach außen festzustellen; immer wieder aber kommt es vor, dass mit Hilfe der nationalsozialistischen Strukturen und unter Zuhilfenahme von NS-Phrasen alte Rechnungen beglichen oder unliebsame Mitbewohner mittels Gerüchten und Geschwätz angeschwärzt werden, auch bezeichnenderweise, vor dem Hintergrund der verordneten „Exklusion des jüdischen Landhandels“ (420), antisemitische Begriffe ins Spiel gebracht werden, wenn es dienlich ist – unter Umständen einen Mitbewohner, den man ausschalten will, als „Judenknecht“ zu bezeichnen, wenn dieser geschäftliche Kontakte zu jüdischen Viehhändlern unterhielt.

Der „mikrohistorisch-praxeologische“ Ansatz der Arbeit Anette Blaschkes, der sich hinsichtlich der eingearbeiteten Sekundärliteratur auch auf weitere mikrohistorische sowie auf makrohistorische Erkenntnisse stützt und in Relation zu diesen gesehen werden muss, ist zweifellos ein richtiger und sehr ergiebiger Weg, der neue Erkenntnisse ermöglicht. Er stellt die Akteure aller Art und ihre Interaktion vor dem Hintergrund der lokalen und regionalen Szenerien in den Mittelpunkt. Im Rahmen der Möglichkeiten der Quellenlage genau recherchierter Lokalhistorie lassen sich Erkenntnisse gewinnen, die dann auch in die Makrogeschichte einfließen können. Makrogeschichte gründet sich auf Mikrogeschichte und ist deren unabdingbare Voraussetzung, sonst wäre sie nur ein Geschwätz. Und es liegen hier keineswegs lokalgeschichtliche Einzelfälle vor, sondern die vorgelegten Einzeluntersuchungen im eingeschränkten historischen Untersuchungsgebiet reihen sich an Erkenntnisse anderer mikrohistorischer Forschungen an und tragen damit zu einem Gesamtbild der Geschichte des Nationalsozialismus allgemein und des nationalsozialistischen Eindringens in ländliche Räume im Besonderen bei. Anette Blaschke erweitert und vertieft dieses Gesamtbild durch ein geradezu grelles Beleuchten der Interaktionen der handelnden Personen des Untersuchungsgebiets unter den Rahmenbedingungen der Installierung eines Terrorregimes.

So manche Feststellung der Untersuchung, etwa die Methode nationalsozialistischer Funktionäre, sich mit dem Ansprechen von vorhandenen Ängsten der Bevölkerung anzubiedern, diese Ängste ins Bodenlose zu

steigern und damit Erfolg zu haben, ist leider durchaus aktuell, betrachtet man die derzeitigen rechtspopulistischen Akteure, die nichts anderes tun. Eine derartige Systematik perfider Infiltration und Agitation unter Ausnutzung, Okkupation und Umfunktionierung vorhandener Strukturen, und dann in der Folge Herrschaft eines Terrorsystems mit katastrophalem Ausgang, ist bisher zum Glück nur einmal in der deutschen Geschichte gelungen und wird sich hoffentlich nie wiederholen.

Eine kleine formale Schlussbemerkung, die die Leistung des Werks selbstverständlich in keiner Weise schmälern soll, sei noch erlaubt: Es nervt zeitweise ein bei Zitaten ständig kommentierendes „sic!“ hinter Schreibfehlern (auch historischen Schreibgebräuchen) oder ungeschickten Satzführungen, die sich beim Zitieren meist des Schreibens Ungeübter in historischen Quellen üblicherweise finden. Zitiert man, darf in wissenschaftlichen Arbeiten von vornherein angenommen werden, dass der oder die Zitierende wie vorgefunden zitiert, nicht Schreibfehler selbst verursacht, und das Zitierte eben so ist, wie es ist.

Thomas Naumann, Regensburg

Martin Ortmeier: Seinerzeit auf dem Land. Alte Bilder von Frauenalltag und Männerwelt in Ostbairern. Regensburg: SüdOst Verlag, 2018. 143 S. m. zahlr. Abb. Offenbar verlangt der Buchmarkt anhaltend nach Bildbänden mit historischen Photographien des Landlebens. Insbesondere Freilichtmuseen sehen sich berufen, diese Nachfrage zu befriedigen, so auch *Martin Ortmeier*, Leiter der niederbayerischen Freilichtmuseen in Massing und Finsterau, der nun nach „Schee is gwen, owa hiert“ und „Herent und drent“ seinen dritten Bildband vorlegt. Dabei versucht Ortmeier auch hier wieder, diesmal mit einem disparaten Korpus an Photographien aus „Ostbairern, dem bäuerlichen Land südlich und nördlich der Donau“, aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, den aus einem seiner früheren Bände übernommenen Spagat zwischen kultureller Verklärung („schee is gwen“) und sozioökonomischer Tatsachenbeschreibung („owa hiert“) zu meistern. Zusammengeklammert wird das so entstandene Bild durch die Benennung des dargestellten Lebens als vormodern bereits auf dem Buchrücken. Dabei zeigen die Bilder keine „ländliche Welt vor dem Sprung in die Moderne“, sondern eine, die bereits gesprungen ist. Die Entwicklung der Photographie zum ländlichen Massenphänomen, was die Entstehung derartiger Bildbände ja erst möglich macht, zeigt dies bereits. Es werden Bilder von Landschaften und Dörfern gezeigt, die bereits Ergebnis einer intensiven und rationalisierten Landwirtschaft sind. Und es werden Bilder von Trachten gezeigt, die bereits nicht mehr Alltagsgewand sind, sondern ideologisiert. Dabei geht es Ortmeier nicht um die Bilder, sondern um die Geschichten dahinter. Es geht ihm nicht darum, wie etwas dargestellt ist, sondern um das positivistische was. Deshalb sind diese Geschichten hinter den Bildern auch

stets sorgfältig und aufwändig recherchiert, weshalb Ortmeier zahlreiche Einzeldetails bringt. Das bedeutet, dass die Geschichten geradezu impressionistisch, mitunter auch sehr persönlich, auf eigenen Erfahrungen basierend, formuliert sind. Mehr als eine anekdotenhafte Aneinanderreihung von Zufälligkeiten entsteht dadurch aber für denjenigen nicht, der sich mit dem schlichten „Schee ist gwen, owa hiert“ nicht zufriedengeben mag. Dem Quellenwert jedes einzelnen Bildes für sich genommen tut dies freilich keinen Abbruch. Insofern der Wert des Bandes im Erschließen von Dokumenten liegt, ist er deshalb hoch.

Johann Kirchinger, Regensburg

Annegret Braun (Hg.): Die 50er Jahre im Landkreis Dachau – Wirtschaftswunder und Verdrängung. München: Herbert Utz, 2018. 609 S. m. Abb. (Dachauer Diskurse. Beiträge zur Zeitgeschichte und zur historisch-politischen Bildung, Bd. 9).

Aufgrund ihrer Nähe zur Großstadt ist die bayerische Landstadt Dachau samt Umland eines der lohnendsten Objekte, um den wirtschaftlichen und kulturellen Wandel der zweiten Nachkriegszeit zu beschreiben, zumal sich durch den Standort des Konzentrationslagers in der Kreisstadt auch Aspekte der restaurativen politischen Kultur Bayerns brennpunktartig darstellen lassen. Die von der Volkskundlerin *Annegret Braun* geleitete Geschichtswerkstatt im Landkreis Dachau hat die gemeinsam von professionellen Forschern und heimatkundlich tätigen Laien erarbeiteten Ergebnisse nun in einem Band zur Geschichte des Landkreises Dachau in den 1950er Jahren vorgelegt. Dabei bezieht sich das Projekt nicht auf den Umfang des historischen, sondern des gegenwärtigen Landkreises.

Zu Beginn gibt der Historiker *Wilhelm Liebhart* einen Überblick über die wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung Bayerns in den 1950er Jahren. Der Geschichtsdidaktiker *Helmut Beilner* und der Betriebswirt *Anton Mayr* stellen die wirtschaftliche Entwicklung im Landkreis Dachau vor, wobei ein Schwerpunkt auf die Vorstellung größerer gewerblicher Betriebe gelegt wird. Der Psychologe *Jürgen Müller-Hohagen* berichtet über die Verdrängung der nationalsozialistischen Verbrechen aus seiner psychologischen Praxis. Einen knappen Überblick über den Umgang mit der Geschichte des Konzentrationslagers Dachau in den beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg bietet der Historiker *Dirk Riedel*, langjähriger Mitarbeiter der KZ-Gedenkstätte Dachau. Die Heimatforscherin *Sabine Gerhardus* stellt medizinische Spätfolgen der Haft im Konzentrationslager Dachau anhand von Krankenakten des Dachauer Gesundheitsamtes, die im Rahmen von Wiedergutmachungsverfahren entstanden sind, vor.

Den Hauptteil des Bandes bilden Aufsätze, die die Geschichte der einzelnen Gemeinden des Landkreises Dachau behandeln. Sie stammen stets aus der Feder von geschichtswissenschaftlichen Laien, die allerdings in der Heimatforschung bereits eine gewisse Erfahrung besit-

zen. Auf wirtschaftliche und kulturelle Aspekte wird mehr eingegangen als auf den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Ob dies an der Scheu der Autoren oder ihrer Gewährspersonen liegt, wird angesichts der geringen methodischen Kontrollierbarkeit der Aufsätze nicht klar. Die Aufsätze geben die bekannten Narrative vom wirtschaftlichen Strukturwandel – also Rückgang des primären, Anwachsens des dritten Sektors –, von der schwierigen, aber letztlich erfolgreichen Integration der Flüchtlinge, worauf der wirtschaftliche Um- und Aufschwung wesentlich auch zurückgeführt wird, von kultureller Urbanisierung und langsam wachsendem Wohlstand wieder, ohne dass diese Narrative hinterfragt werden. Dabei besteht die Struktur der Aufsätze im Wesentlichen aus anekdotenhaften Aneinanderreihungen von Ereignissen, deren Auswahl nicht klar wird. Eine analytisch reflektierte Zusammenfassung der Inhalte der Aufsätze durch die Herausgeber-schaft hätte dem Band deshalb gutgetan. Denn die Aufsätze enthalten keineswegs uninteressante Schlaglichter auf das bisher kaum erforschte und wenig bekannte Feld der Kommunalpolitik vor der Professionalisierung der Kommunalverwaltungen. In dieser Hinsicht ragt der Aufsatz von *Horst Pajung* über die bauliche Entwicklung von Karlsfeld heraus. Ohne sich auf die Wiedergabe von Anekdoten zu beschränken, beschreibt er die Dichotomie zwischen dem kommunalpolitischen Druck zum Wachstum und den rechtlichen Beschränkungen. Der Band macht deshalb nicht zuletzt deutlich, zu was Heimatforschung in der Lage ist und zu was sie in der Lage sein könnte.

Johann Kirchinger, Regensburg

Artur Dirmeier (Hg.): Leben im Spital. Pfründner und ihr Alltag 1500–1800. Regensburg: Pustet, 2018. 269 S. m. Abb., Tab. (Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens, Bd. 12).

Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Spitäler erfreuen sich seit langem eines regen Interesses der Forschung. Zahlreiche Disziplinen von der Rechts-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis hin zur Medizin-, Kirchen-, Kunst- und Mentalitätsgeschichte haben hier ein reiches Betätigungsfeld gefunden, das sie mit großem Gewinn bearbeitet haben. Umso erstaunlicher ist es, dass man über die konkreten Lebensumstände der Bewohner von Spitälern „mit ihren Sorgen, Freuden und Ängsten“ (9) immer noch nur wenig weiß, und dies, obwohl ihre Versorgung doch den eigentlichen irdischen Zweck dieser Wohlfahrtseinrichtungen bildete. Dem versuchte eine Tagung, die im Jahre 2012 in Regensburg stattfand, nicht zuletzt angeregt durch die wegweisende Dissertation von Rudolf Neumaier über die Klientel des dortigen St. Katharinenospitals, Abhilfe zu schaffen. Deren insgesamt dreizehn Beiträge sind nun von *Artur Dirmeier* in einem stattlichen Sammelband publiziert worden. Sie schlagen nicht nur geographisch einen weiten Bogen von den habsburgischen Ländern bis in den deutschen Nordwesten, sondern de-

cken auch ein breites Themenspektrum von quellenkundlichen Erörterungen bis hin zu Fallstudien zu ausgewählten Themenkomplexen ab.

Den Anfang macht der Münchener Rechtshistoriker *Hans-Georg Hermann* mit einer vornehmlich begriffsgeschichtlich angelegten Studie. Darin erörtert er vor allem auf der Grundlage frühneuzeitlicher juristischer Literatur, was man unter einer Spitalpfründe denn eigentlich verstand, wie Pfründkauf und Ökonomisierung von Fürsorgeleistungen beurteilt wurden und welche Bedeutung die Aufnahme von Pfründverträgen in praxisorientierte notarielle Formularbücher hatte. Ferner untersucht er, in welchem Spannungsverhältnis das von vielen Spitälern beanspruchte Anfallsrecht, also der spitalseitig geltend gemachte Zugriff auf den Nachlass eines verstorbenen Pfründners, zur gemeinrechtlich bestehenden Testierfreiheit stand.

Drei weitere Artikel stellen an ausgewählten Beispielen die archivalische Überlieferung zum Pfründnerwesen vor und loten exemplarisch aus, inwieweit die Quellenlage überhaupt Aussagen zur Lebensweise einzelner Spitalbewohner ermöglicht. Dieser Aufgabe haben sich die Leiter der Stadtarchive von Nürnberg, *Michael Diefenbacher*, Amberg in der Oberpfalz, *Johannes Laschinger*, und Mühldorf am Inn, *Edwin Hamberger*, unterzogen. In ihren Darlegungen wird deutlich, dass jeder, der genauere prosopographische Daten über Spitalbewohner erheben will und sich vielleicht sogar an eine spezifische Einzelperson anzunähern versucht, sich nicht auf die zumeist geschlossen erhaltenen Corpora der Spitalarchive selbst beschränken kann, sondern in mühevoller Kleinarbeit eine Vielzahl verschiedenster Bestände unterschiedlicher Provenienz konsultieren muss. Das reicht, um nur einiges zu nennen, von Ratsprotokollen über Gerichtsbücher und private Stiftungsunterlagen bis hin zu Visitationsberichten, Bürgerbüchern und Pfarrmatrikeln. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum man bislang, wie eingangs beklagt, kaum Kenntnis über den tatsächlichen Lebensvollzug und die Erlebniswelt von Pfründnern hat.

Alexandra-Kathrin Stanislaw-Kemenab, Gleichstellungsbeauftragte in Dresden, stellt zunächst eine besondere Quellensorte, die Supplikationen, vor, also die formal und inhaltlich durch ein klares Unterordnungsverhältnis geprägten Bittschriften an eine übergeordnete Stelle. Sodann wertet sie ein Konvolut von 77 Supplikationen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts um Aufnahme in das Dresdener Jakobshospital aus. Auf dieser Basis kann sie zeigen, dass die Bewerber für einen Platz im Spital zwar Eingabegelder bezahlen mussten, jedoch keine Systematik hinsichtlich der Bewilligung ihrer Gesuche aufgrund unterschiedlich hoher pekuniärer Zuwendungen erkennbar ist. Ein wesentliches Aufnahmekriterium war vielmehr, ob und wie lange die Bittsteller für den Dresdener Hof, in welcher Funktion auch immer, gearbeitet hatten. Bemerkenswert sind, gerade auch im Hinblick auf verbreitete Vorstellungen über die geringe Lebenserwartung frühneuzeitlicher Menschen, die Altersangaben, die sich den Supplikationen entnehmen lassen. Demnach bewarben sich nämlich solche Personen um einen Spitalplatz, die

mindestens das 60. Lebensjahr vollendet hatten. Die Gegenleistung der Supplikanten für ihre Unterbringung im Spital bestand, wie schon ihre Bittschriften verdeutlichen, im als Bringschuld angesehenen Gebet für den Wohltäter und in der freiwilligen Unterwerfung unter eine Hausordnung, was angesichts der schwerfälligen Handhabung von Restriktionsmaßnahmen seitens der vorgesetzten Stellen aber die Vorteile einer gesicherten Versorgung im Spital kaum schmälerte.

Rudolf Neumaier, Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, beschreibt in engem Anschluss an seine Dissertation *Herkunft und soziales Umfeld der Pfründner des Regensburger St. Katharinenospitals zwischen 1649 und 1806*. Seine Zurückhaltung gegenüber jedweden Versuchen zur Typologisierung frühneuzeitlicher Fürsorgeanstalten und ihrer Bewohner betonend, plädiert er für genaue Fallanalysen von Einrichtung zu Einrichtung. Für das Katharinenospital zeigt er, dass hier Geld eine wesentliche Rolle bei der Vergabe von Pfründen spielte, dass es mithin keine Wohlfahrtseinrichtung für die Ärmsten der Armen war, sondern seine Klientel vor allem aus Dienstboten- und Handwerkerwitwen bestand, die oft gezielt auf ihre Aufnahme hin gespart hatten. In strikter Abgrenzung gegen Konzepte, die Spitäler als „Orte der Verwahrung“ und „kasernierte Räume“ beurteilen, charakterisiert er das Katharinenospital als eine „Wohngemeinschaft“, in die die überwiegend weiblichen Bewerber selbstbestimmt eintraten, um für die Wechselfälle des Alters abgesichert zu sein.

Artur Dirmeyer, der Leiter des Regensburger Spitalarchivs, gibt einen luziden Überblick über die 800-jährige Geschichte des Katharinenospitals, ohne indes das der Tagung gestellte Thema eigens zu akzentuieren. Als Besonderheiten des Katharinenospitals hebt er die spezifischen Probleme hervor, die sich aus der Lage des Spitals auf dem von den bayerischen Herzögen beanspruchten Nordufer der Donau ergaben; den langen, gestuften Prozess der Ablösung der Betreuung Bedürftiger durch eine Laienbruderschaft und einen Schwesternkonvent seitens weltlicher Kräfte; den späten Übergang vom Armenospital mit begrenzter Verweildauer zur Pfründneranstalt mit lebenslanger Unterbringung; die eigenartige Zusammensetzung des Leitungsgremiums, in dem sich zwei Reichsstände (Bistum und Reichstadt) gegenüberstanden, die zudem seit der Reformation unterschiedlichen Bekenntnissen angehörten.

Martin Scheutz, Universität Wien, und *Alfred Stefan Weiß*, Universität Salzburg, versuchen in ihrem gemeinsam verantworteten Beitrag, eine Woche im Leben eines Pfründners zu rekonstruieren. Sie stellen den Alltag von Pfründnern in Fürsorgeanstalten der österreichischen Herzogtümer als überaus streng reglementiert dar. Sie betonen, dass der Tagesablauf der „Spitalinsassen“ von „fast monastischer Disziplin“ sowie rigiden Gehorsams- und Arbeitspflichten geprägt gewesen sei, die ihre persönlichen Rechte und ihre Bewegungsfreiheit drastisch beschnitten hätten. Mit ihren Gebeten hätten die Pfründner, die „ökonomisch völlig von der Hausleitung abhängig“ gewesen seien, gezwungenermaßen den Himmel „gleichsam bombardiert“. Wer sich nicht fügte, habe das „Strafregime“ des Hausvaters zu spüren

bekommen und sei geradezu „mit einem vernunftlosen Tier verglichen“ worden. Es bedurfte der besonderen „Findigkeit der Bewohner“, um die Hausverwaltung gelegentlich einmal „auszutricksen“. Die Autoren zeichnen für den österreichischen Raum mithin das Bild eines „Machtsystems Spital“, in dem die Bewohner fast nur als Gewaltunterworfenen erscheinen – ein Bild, das allerdings weitgehend aus Spitalordnungen, Speiseordnungen und Rechnungsbüchern gewonnen ist, weil, wie die Autoren einräumen, Forschungsstand und Quellenlage bisher keine Einblicke in die Erfahrungswelt der Pfründner selbst ermöglichen.

Der Ansbacher Stadtarchivar und Museumsleiter *Wolfgang F. Reddig* rekonstruiert den persönlichen und kollektiven Besitz von Spitalbewohnern. Wie er anhand von Inventaren, Bildquellen und Grabungsfunden belegt, nahmen viele Pfründner Bett, Bettzeug und eine Truhe zur Unterbringung persönlicher Gegenstände mit ins Spital; dies galt in vielen Anstalten als Bedingung für die Aufnahme und stellte neben den Aufnahmegebühren mithin für manchen eine weitere Hürde für den Erwerb einer Pfründe dar. Doch auch Kleidung, Ess- und Trinkgeschirr, Kissen, Vorhänge oder etwas Bargeld brachten Pfründner mit. Unterschiedliche Qualität und Zahl der mitgeführten persönlichen Dinge bewirkten Reddig zufolge eine gewisse soziale Distinktion innerhalb der Spitalbewohnerschaft; zugleich ist damit die Frage aufgeworfen, inwiefern Pfründner in der Gemeinschaft ihre Individualität bewahren konnten. Zudem erscheinen die Spitalbewohner als eine privilegierte Gruppe unter den hilfsbedürftigen und armutsgefährdeten Menschen der Frühen Neuzeit.

Der Soziologe und Medizinhistoriker *Carlos Watzka*, Universitäten Graz und Eichstätt, widmet sich der Gesundheitsversorgung in Spitälern, insbesondere in der Steiermark. Anhand eines zeitgenössischen Traktates stellt er zunächst nach Aufgabenbereichen differenzierte Typen von Hospitälern vor; weil diese verschiedene Zielgruppen ansprachen, hatte gesundheitsbezogenes Handeln notwendigerweise einen ganz unterschiedlichen Stellenwert in den einzelnen Anstaltsformen. Sodann erläutert er frühneuzeitliche Krankheitskonzepte und Behandlungsmethoden, unter denen neben praktisch-empirischen auch religiös-transzendente höchst bedeutsam waren. Dementsprechend war die Behandlung von Krankheiten im damaligen Verständnis ganz selbstverständlich nicht allein Sache von akademisch gebildeten Ärzten oder sonstigen Heilberuflern, sondern auch von Priestern oder Laien (unter den Letzteren gerade auch „Mit“-Pfründner), deren Anteil im Vergleich zu professionalisierten Formen von therapeutischer Betreuung hoch veranschlagt werden muss. Angesichts der Heterogenität der frühneuzeitlichen Hospitallandschaft wie auch der heilbehandelnden Personenkreise kann deshalb nur eine einzelfallbezogene Quellenanalyse darüber Auskunft geben, inwieweit eine Fürsorgeanstalt zeitgemäße Möglichkeiten der Gesundheitsvorsorge aufgriff.

Barbara Krug-Richter, Universität des Saarlandes, stellt anhand von Speiseordnungen sowie Küchen- und Wirtschaftsrechnungen die Ernährung in nordwestdeut-

schen Spitälern der Frühen Neuzeit vor. Sie zeigt, dass die Speiseordnungen mit ihrer scheinbaren inhaltlichen Monotonie nur einen groben normativen Rahmen für die Verpflegung der Pfründner absteckten. Finanzielle Ausstattung, Umfang des vorhandenen Grundbesitzes und Zwecksetzung der Häuser, regionale und jahreszeitliche Angebote, religiöse Normen, kulturelle Einflussfaktoren sowie gesellschaftliche Vorstellungen von einer dem sozialen Status angemessenen Ernährung führten zu einer breiten Differenzierung zwischen den Anstalten, aber auch innerhalb ihrer jeweiligen Bewohnerschaft. Die Verfasserin hebt hervor, dass der Fleischkonsum in der Spitalversorgung im 16. und 17. Jahrhundert durchweg nach wie vor hoch war; er war, ebenso wie der Verzehr bestimmter Fischarten, mit einem bemerkenswerten Prestigegehalt aufgeladen. Die verbreitete Vorstellung vom Brei-Mus-Standard in der frühneuzeitlichen Ernährung verweist sie einmal mehr ins Reich der Legende. Im Vergleich zum größeren Teil der Bevölkerung hat die Ernährung in Spitälern als vergleichsweise gut zu gelten. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts brach das qualitative und quantitative Niveau der Verpflegung allerdings ein.

Gisela Drossbach, Universität Augsburg, begibt sich auf das bisher kaum erschlossene weite Feld von Konflikt und Konfliktbewältigung im Spital. Überspitzt formuliert sie, „dass das Hospital an sich bereits eine Konfliktsituation“ darstelle, die durch das Zusammenleben von armen und reichen Pfründnern, von Gesunden und Kranken wie auch durch Platzmangel, unfreiwillige Arbeit, Erbschaftsschwierigkeiten und deviantes Verhalten befeuert wurde. Der Forschung stellt sie die Aufgabe, die bisher vernachlässigten Problemkreise von Gerichtsbarkeit und Strafvollzug in Spitälern genauer aufzuarbeiten.

Stefan Dieter, Studiendirektor in Kempten, fragt nach dem geistlichen Leben im bikonfessionellen Kaufbeurer Heilig-Geist-Spital. Er hebt hervor, dass die Quellen dazu nur wenig Auskunft geben, und begründet dies damit, dass die Ausübung von Glaube und Religiosität im Alltag der Frühen Neuzeit so selbstverständlich war, dass lediglich Normverstöße überliefert wurden. Über die Spitalkirche fasste die Reformation in Kaufbeuren Fuß. Das 1561 in der Spitalkirche eingeführte Simultaneum bestimmte, nur im Dreißigjährigen Krieg unterbrochen, das kirchliche Leben der Pfründner. Ein Miteinander der Konfessionen entwickelte sich daraus nicht – es blieb bei einem Neben- und Gegeneinander. Konfliktstoffe ergaben sich aus der Besoldung der Geistlichen, der Ausstattung des Kirchenraums und dem polemischen Gehalt von Predigten. Problematisch war auch die religiöse Erziehung der Waisenkinder; sie lag im Spital ausschließlich in protestantischen Händen, so dass katholische Waisen zumeist in katholischen Pflegefamilien untergebracht wurden. Ansonsten strikt gegeneinander abgegrenzt, wurden die Pfründner unabhängig von ihrer Konfession auf einem Friedhof bestattet, der ansonsten Unverbürgerten, Straftätern und Geisteskranken vorbehalten war, was der Verfasser als gesellschaftliche Deklassierung der Spitalbewohner interpretiert.

Die gründlich aus den Quellen erarbeiteten Beiträge mehren nicht nur unsere Kenntnis über frühneuzeitliche Spitäler und ihre Bewohner, sondern auch unser Verständnis. Sie geben einen zuverlässigen Einblick in die Probleme der derzeitigen Spitalforschung. Sie tun dies umso mehr, als sie von unterschiedlichen, teilweise konträren Deutungsansatzen ausgehen: Waren Pfründner Gewaltunterworfenen von Verwahranstalten (Scheutz/Weiß) oder selbstbestimmte Teilhaber frühneuzeitlicher Fürsorgeeinrichtungen (Neumaier)? Bedeutete der Eintritt in ein Spital soziale Deklassierung (Dieter, Scheutz/Weiß) oder wurde er angesichts allgegenwertiger Armutgefährdung im Gegenteil als Privileg gesehen (Neumaier, Reddig)? Konnten Pfründner noch ganz oder teilweise über Hab und Gut verfügen (Hermann) oder besaßen Spitäler ein alle anderen Ansprüche ausschließendes Anfallrecht (Laschinger, Reddig)? Die Liste ließe sich fortsetzen. Wichtig erscheint mir aber noch ein anderer Aspekt. Alle Beiträge des Bandes sind im besten Sinne themen-, und das heißt hier: spitalzentriert. Dies fördert allerdings die Tendenz, Spitäler als geschlossene Systeme zu sehen. Zu fragen wäre deshalb weiter, ob sich die Lebensformen im Spital denn wirklich so sehr von denen ihrer Umwelt unterschieden, wie es in manchen Artikeln anklingt. Konkret: Waren Spitäler tatsächlich klosterahnliche Anstalten oder war nicht das Leben aller Menschen der Frühen Neuzeit bis tief in ihren Alltag hinein religiös durchwebt? Und müsste man nicht einmal genauer untersuchen, welche Delikte in einem Spital denn geahndet wurden und wie entsprechende Verfehlungen außerhalb seiner Mauern behandelt wurden? Spiegelte also die Disziplinar- und Strafgewalt der Spitalleitungen nicht lediglich eine gängige Rechtspraxis wider? Ebnete folglich ein vergleichender Blick auf Spitäler einerseits und auf die sie umgebende Welt andererseits die angenommene tiefe Kluft zwischen diesen beiden Lebensbereichen nicht gehörig ein? Nicht übersehen werden darf schließlich auch, dass die Beiträge uns Pfründner vornehmlich als eine spezifische soziale Gruppe zeigen und der Weg noch weit ist, bis man, wie angestrebt, Biogramme einzelner Personen erstellen und sie gar in ihrem Denken und Fühlen erfassen kann.

Wie diese Ausführungen zeigen, ist die Aufsatzsammlung höchst anregend und lädt zu weiterer Forschung ein. Nicht zuletzt deshalb ist ihr eine breite Rezeption zu wünschen.

*Hans-Wolfgang Bergerhausen,
Würzburg/Kleinrinderfeld*

Artur Dirmeier (Hg.): Essen und Trinken im Spital. Ernährungskultur zwischen Festtag und Fasttag. Regensburg: Pustet, 2018. 287 S. m. Abb., Tab. (Studien zur Geschichte des Spitals-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens, Bd. 13).

Die hier zu besprechende Aufsatzsammlung geht wie die zeitgleich erschienene Publikation über „Leben im Spital“ auf eine Regensburger Tagung, diesmal des Jah-

res 2016, zurück und ergänzt diese in glücklicher Weise. Erneut stehen die Lebensbedingungen der Spitalbewohner im Mittelpunkt des Interesses. Konkret wird nach der Lebensmittelversorgung der Pfründner gefragt. Dabei wird ein breites Themenspektrum abgedeckt. Es reicht von den religiös-theologischen, sozialen und heilkundlichen Rahmenbedingungen der Ernährung bis hin zu Speiseplänen und Kchenrechnungen einzelner Fürsorgeanstalten.

Klaus Bergdolt, Universität zu Köln, untersucht, wie und warum Fisch von einem an sich gängigen Nahrungsmittel im spantiken und frühmittelalterlichen Christentum zu einer mit höchstem religiösen Symbolgehalt aufgeladenen Fasten-, aber auch Festspeise wurde. Er wertet dazu insbesondere Schriften frühchristlicher Autoren aus, die einschlägige Bibelstellen interpretieren. Es wäre ihm zufolge zu kurz gedacht, die Anwendung von Fastenbrauchen auch auf Krankheit und Bedürfnisse in Spitälern zu kritisieren; denn indem Fisch in vielfältiger Hinsicht an das Heilswirken Christi erinnerte, verhie sein Verzehr den Notleidenden Trost und Heilung, und zwar gerade auch in einem religiös-transzendenten Sinne, was selbst den Ärzten der Zeit wichtiger erschien als körperliche Genesung.

Christina Vanja, Universität Kassel, stellt zunächst die vermittelt arabischer Gelehrter aus der Antike ins Mittelalter überlieferte Diätetik vor, die neben Chirurgie und Pharmazie eine der drei Säulen der alten Medizin bildete. Sodann entwickelt sie in ihrem ungemein verdichteten Beitrag, wie sehr deren Grundsätze den Lebensalltag in frühneuzeitlichen Spitälern prägten. Wenn man Diätetik entsprechend dem zeitgenössischen Verständnis als umfassendes Programm für die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit wahrnimmt, werden verbreitete Vorstellungen vom fehlenden medizinischen Charakter der vormodernen Spitäler obsolet. Wenn es ferner richtig ist, dass sich das Leben in Spitälern an diätetischen Gesichtspunkten orientierte, werden zugleich wissenschaftliche Konzepte, die Spitäler als Orte obrigkeitlicher Sozialdisziplinierung deuten, relativiert; denn nicht primär Herrschaftsinteressen, sondern Gesundheitsvorsorge bewirkte dann ein regelhaftes Leben im Spital. Da zudem auch der medizinische Alltag in Städten und Dörfern diätetischen Grundsätzen folgte, werden, jedenfalls in dieser Hinsicht, Auffassungen von einer strikten Abschließung von Spitälern gegen ihre Umwelt fraglich.

Klaus Unterburger, Universität Regensburg, skizziert die Entstehung der Fastenlehre wie auch der Fastenpraxis in der westlich-lateinischen Kirche und grenzt sie knapp gegen Entwicklungen in der Ostkirche ab. Anschließend umreißt er, wie kultische Reinigung und satisfaktorische Buleistung zu den zentralen Zielrichtungen des Fastens im Mittelalter wurden; wie die Reformatoren das rituell verhärtete Fastensystem, das sie vorfanden, als Werkgerechtigkeit verwarfen und ihm Heilsnotwendigkeit absprachen, Fasten jedoch – in je unterschiedlichen Ausprägungen – als nützliches Mittel erachteten, um den Körper in Zaum zu halten und den Geist für Gottes Wort empfänglich zu machen; wie katholischerseits die mittelalterliche Fastenpraxis über

das Tridentinum hinweg in die Neuzeit weiterwirkte, bis Papst Paul VI. 1966 die überkommenen Fastengebote reformierte.

Hans-Christoph Dittscheid, Universität Regensburg, beschreibt an den klassischen Beispielen der Spitäler in Rom, Lübeck, Lerida, Beaune, Bernkastel-Kues, Mailand und Isenheim, wie Armut, Krankheit und Barmherzigkeit bildlich und architektonisch dargestellt wurden. Menschliche Caritas als Antwort auf die von Christus den Menschen erwiesene Liebe, die Gleichsetzung der den Notleidenden gespendeten Wohltaten mit einem Dienst an Christus selbst, die Kontextualisierung der Armenfürsorge wie auch der demütigen Annahme des erfahrenen Elends mit der Rechtfertigung vor Gott, die Parallelisierung der eigenen Krankheit mit dem Leiden Christi – derartige religiöse Dimensionen des Armenwesens wurden den Bewohnern der Spitäler selbst ebenso wie deren Besuchern in Bildprogrammen eindringlich vor Augen gestellt. Entsprechende Vorstellungen waren wirksam, wenn etwa ein Spital klosterähnlich, kreuzförmig oder palastartig gebaut wurde.

Gunther Hirschfelder, Universität Regensburg, steuert dem Band einige Gedanken zur Regensburger Spitalbrauerei seit ihren Anfängen um 1226 bei, die wegen der „schütterten Quellenlage“ leider nur bruchstückhaft und teilweise spekulativ bleiben können. Sie werden ergänzt durch einen (ans Ende des Sammelbandes gesetzten) Beitrag von *Manuel Trummer*, Universität Regensburg, über jüngste Entwicklungen im Brauwesen (Stichworte: technische Innovationen, Craft Beer) und ihre Rezeption in der Brauerei des St. Katharinenspitals. Der Beitrag von *Martin Scheutz*, Universität Wien, und *Alfred Stefan Weiß*, Universität Salzburg, über frühneuzeitliche österreichische Speiseordnungen fällt bereits durch seinen für eine Sammlung von Vorträgen ungewöhnlichen Umfang von genau 100 Seiten auf. Er ist ganz aus neu erschlossenen Quellen erarbeitet. Insgesamt konnten die beiden Autoren 29 Speiseordnungen für Spitäler im österreichischen Raum ermitteln, die sie intensiv ausgewertet haben und deren Inhalte sie dankenswerterweise in einem tabellarischen Anhang detailliert mitteilen. 19 dieser Texte stammen aus dem 18., sechs aus dem 17. Jahrhundert. Ergänzend haben die Autoren Spitalinventare herangezogen, die beispielsweise Küchenausstattungen erkennen lassen. Hier können nur einige Aspekte ihrer informationsreichen Studie vorgestellt werden: Mit den in der Regel ausgehängten Speiseordnungen wurden Ansprüche der Spitalbewohner gegen das Spital einerseits und Pflichten der Spitalleitung ihnen gegenüber andererseits begründet. Die Mahlzeiten strukturierten den Tag nicht nur arbeitstechnisch, sondern auch in religiöser Hinsicht, gingen sie doch mit Gebeten für die Stifter einher. Ab dem 17. Jahrhundert setzte sich im österreichischen Raum allmählich das Dreimahlzeitensystem gegen das bis dahin übliche Zweimahlzeitensystem durch. Deutlich wird, dass die ländlichen Spitäler ihre Insassen schlechter ernährten als die besser fundierten städtischen Anstalten. Zudem waren Menge und Qualität der verabreichten Nahrungsmittel auch von der sozialen Herkunft der Versorgten abhängig. Fleisch war ein

zentrales Prestigeprodukt, sein Verbrauch blieb hoch und spiegelte soziale Hierarchien zwischen den verschiedenen Häusern, aber auch innerhalb ihrer Bewohnerschaft wider. Mus und Brei wurden im Lauf der Zeit durch festere Mehlspeisen abgelöst. Knödel, Nudeln und Eierspeisen ersetzten, weil preiswerter, insbesondere auch Fisch als Fastenspeise. Mit dem in der Nahrungshierarchie höherrangigen Wein trat Bier in Konkurrenz und substituierte ihn in schwächer dotierten Spitälern fast ganz. Insgesamt wurde in den Spitälern deutlich mehr als nur eine Grundversorgung geboten. Vor dem sonst allgegenwärtigen Hunger schützten die Spitäler relativ zuverlässig. Gewiss liegt hier eine wesentliche Erklärung dafür, warum die Leute in die Spitäler drängten, obwohl dies manche Einbußen an Selbständigkeit nach sich zog.

Andreas Kühne, München, vergleicht Speiseordnungen dreier Regensburger Fürsorgeanstalten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, nämlich des bikonfessionellen St. Katharinenspitals sowie des Neuen Spitals St. Oswald und des Bruderhauses, die beide lutheranisch waren. Dieser Vergleich bietet sich an, weil die Häuser sich nach Funktion, sozialer Zusammensetzung und Größe unterschieden. Erneut bestätigt sich, wie neben saisonalen Schwankungen der liturgische Kalender den Speiseplan bestimmte. Auch in Regensburg setzten sich, zumal an den fleischlosen Tagen, um 1700 die festen Mehlspeisen durch, während der Fischkonsum zurückging. blieb es in katholischen Einrichtungen bei drei Fleischtagen, so stieg ihre Zahl in evangelischen Spitälern auf fünf bis sechs – die Konfessionalisierung schrieb die Speisekarte um. Doch auch soziale Unterschiede spielten hinein; für Spitaldienstboten wurden sogar die ohnehin seltenen Fleischrationen fast ganz durch billigere Mehlspeisen ersetzt. Kostendruck führte im Fortgang des 18. Jahrhunderts in den Regensburger Spitälern über die Zwischenstufe einer Reduzierung der warmen Mahlzeiten schließlich zur Auflösung der Spitalküchen und zur Selbstversorgung der Pfründner, die mit einem Zehrgeld entschädigt wurden. – Schade, dass der aufschlussreiche Artikel unzulänglich lektoriert wurde.

Robert Jütte, Robert Bosch Stiftung Stuttgart, versucht, einiges Licht auf die Ernährung der unteren Bevölkerungsschichten und der Randgruppen zu werfen, die in den Spitälern in der Regel nicht vertreten waren. Da die Quellenlage es nicht erlaubt, den Konsum von Armenhaushalten zu ermitteln, wertet er Speisepläne von Armen-, Arbeits-, Zucht- und Waisenhäusern sowie Listen der in der offenen Armenpflege ausgegebenen Lebensmittelhilfen aus. Die typische Kost der unterbürgerlichen Schichten war demnach erwartungsgemäß Brot, Mus, Brei, Wein oder Bier, dazu kam in geringen Mengen aber auch Fleisch und Fisch. Fleischzuteilungen, in Zucht- und Arbeitshäusern bemerkenswerterweise zunächst, wohl wegen der von den Insassen verlangten Arbeitsleistung, täglich gereicht, verschwanden dort im 18. Jahrhundert ganz. In der offenen Armenpflege dominierten Getreideerzeugnisse signifikant, teilweise mit bis zu 90 Prozent. Wenn man auch in der öffentlichen Armenfürsorge der Ernährungssituation unbemittelter Personen nahekommt, so wird man, wie der Autor bi-

lanziert, die ganze Wirklichkeit der Küche der Armen nicht rekonstruieren können.

Die Rechnungsserien des Regensburger St. Katharinenospitals stellen einen europaweit singulären Bestand dar, der mit circa 4 500 Bänden von 1354 an nahezu ununterbrochen bis in die Gegenwart reicht. Darin sind auch die Löhne der vom Spital angestellten Arbeitskräfte aufgeführt. *Mark Spoerer*, Universität Regensburg, berichtet über ein an seinem Lehrstuhl angesiedeltes Projekt, das darauf abzielt, aus diesen Quellen eine Reallohnreihe zu gewinnen, um den Lebensstandard früherer Generationen zu ermitteln. Ihre Auswertung verspricht vielerlei Gewinn. Zum Ersten können methodische Probleme geklärt werden: Genügen einfachere Berechnungsformen nach Wilhelm Abel, die Reallöhne und Weizen- oder Roggenpreise vergleichen, oder ist mit Robert Allen die Erstellung eines differenzierteren Warenkorbs nötig, um hinreichende Aussagen über die Entwicklung des Lebensstandards zu treffen? Zum Zweiten kann die konjunkturelle Entwicklung Regensburgs zuverlässiger nachgezeichnet werden als bisher. Zum Dritten lässt sich die materielle Lage der Unterschichten über „anekdotische Evidenz“ hinaus herausarbeiten, wobei auch Differenzierungen zwischen verschiedenen Schichten möglich werden. Zum Vierten lassen sich Vergleiche zu anderen Städten (Antwerpen, London) und Regionen entwickeln. Hier wird mithin Grundlagenforschung betrieben, die für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte höchst bedeutsam ist.

Markus Frankl, Universität Würzburg, erörtert quellen-nah die wirtschaftliche Bedeutung von Wein und Weinbau für das Bürgerspital und das Juliusspital in Würzburg bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Er stellt Größe und Lage der bebauten Flächen ebenso wie die Menge der Ernteerträge vor. Zusätzlich skizziert er arbeitstechnische Probleme sowie Kosten-Nutzen-Erwägungen, vor die sich die Spitalleitungen gestellt sahen. Ferner fragt er nach der Höhe des Weinkonsums in den beiden Spitälern und diskutiert, ob es einen erhöhten Alkoholkonsum oder gar Alkoholismus unter den Spitalbewohnern gab. Schließlich kann er zeigen, dass das Juliusspital im Weinland Franken bereits um 1600 eine gewinnbringende Bierbrauerei betrieb, während das Bürgerspital Bier als Getränk für Pfründner strikt ablehnte.

Der aspektreiche Band bietet einen gelungenen Überblick über Problemstellungen der historischen Ernährungsforschung und kann sowohl als Einführung wie auch zum Weiterstudium gewinnbringend benutzt werden.

*Hans-Wolfgang Bergerhausen,
Würzburg/Kleinrinderfeld*

Alexandra Rabensteiner: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2017. 186 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 43).

Die Ausrichtung der eigenen Ernährung ist in den letzten Jahren zu einem zentralen Bestandteil individueller Lebensstile geworden und hat damit auch in der kulturwissenschaftlichen Forschung an Relevanz gewonnen. Denn längst geht es bei Verbraucherentscheidungen nicht mehr nur um stoffliche Aspekte der Nahrungsaufnahme – anhand der Auswahl bestimmter Lebensmittel lassen sich Einstellungen zu Körperdesign, tierethischen, ökologischen und letztlich auch politischen Positionierungen der Konsumenten ablesen. Zu einem Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlicher Diskurse rund um das richtige Essen ist dabei der Verzehr von Fleisch geworden, mit dem sich *Alexandra Rabensteiner* in ihrer am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien abgefassten und 2017 in Buchform erschienenen Masterarbeit auseinandergesetzt hat. Mit ihren 186 Seiten kommt die Studie zwar nicht im Umfang, so doch inhaltlich dem Niveau einer Dissertation nahe, weshalb ihre Veröffentlichung einen Gewinn für die Nahrungsforschung darstellt.

Die Autorin geht anhand der Untersuchung zweier überregionaler Presseorgane – *Der Spiegel* und *Der Standard* – sowie dreier als „Fleischzeitschriften“ bezeichneter Journale der Frage nach, wie das seit Jahrhunderten als Distinktionsmittel fungierende tierische Produkt zu Beginn des 21. Jahrhunderts medial neu ausgehandelt wird. Dazu rollt die Verfasserin die Bedeutung von Fleisch zunächst im historischen Kontext auf, was angesichts der gegenwartsorientierten Ausrichtung der Studie besonders zu begrüßen ist, zeigt sich doch hierin die Stärke unseres Faches, Bestehendes als Gewordenes zu kontextualisieren. Methodisch verortet Rabensteiner ihre Untersuchung als Diskursanalyse, wobei sie hier pragmatisch zwischen verschiedenen Verfahren abwägt, ohne sich in unnötigen theoretischen Manövern oder Begriffsdefinitionen zu verlieren. Stattdessen wird das hohe Niveau der Studie vor allem über den umfangreichen Kenntnisstand der Verfasserin im Bereich der Nahrungsforschung deutlich, wobei Rabensteiner nicht nur bestehende Forschungen auflistet, sondern stets versucht, an deren Thesen anzuknüpfen oder sie aus dem gesichteten Material heraus weiterzuentwickeln.

Die Analyse der deutschen Wochen- und der österreichischen Tageszeitung erfolgt anhand der fünf Kategorien Gesundheit, Fleischskandale, Tier(leid), Veganismus/Vegetarismus und Umwelt, wobei die Komplexität der verschiedenen Diskursstränge zusammengedacht und in gesamtgesellschaftliche Prozesse eingeordnet wird. Während im ersten Quellenkorpus eine starke Negativthematization von Fleisch konstatiert wird, schaffen die Inszenierungen in den drei ebenfalls untersuchten Zeitschriften BEEF!, fleisch.pur und Meat-Magazin Gegennarrative. Rabensteiner zeigt auf, wie historisch wirkmächtige Bilder von Männlichkeit und Ursprünglichkeit aufgegriffen oder regionale Bezüge hergestellt

werden, um den zunehmenden Attribuierungen als Billigprodukt auf der einen Seite Wertigkeit und somit auch eine Verteidigung des eigenen Konsums auf der anderen Seite entgegenzusetzen. Dabei unternimmt die Autorin keine Pauschalisierungen, sondern geht durchaus differenziert auf die unterschiedlichen Ausrichtungen der Organe ein: Während sich BEEF! an eine gutverdienende männliche Leserschaft wendet und als Lifestyle-Magazin versteht, versucht *fleisch.pur* weiblich-gesundheitsorientierte Käuferinnen zu erreichen. So wird Fleisch je nach Magazin als exotisches Luxusprodukt à la Kobe-Rind, Basis einer traditionsbewussten gutbürgerlichen Küche oder „natürliches“ Nahrungsmittel im menschlichen Evolutionsprozess verhandelt – jede Darstellung ist dabei auch im Sinne einer Antwort auf kritische Diskurse zu verstehen, nicht zufällig entstanden die „Fleischzeitschriften“ ab 2009 parallel zum Anstieg kritischer Auseinandersetzungen rund um den Verzehr tierischer Produkte.

Besonders wohlthuend ist bei der Lektüre, dass Alexandra Rabensteiner zwar ihre eigene Ernährungsweise als Veganerin einleitend im Zusammenhang mit ihrer Rolle als Forscherin beleuchtet, bei der Analyse aber nicht in Bewertungen oder Moralisierungen verfällt, sondern stets eine wissenschaftliche Distanz zum Forschungsfeld wahrt. Zusammenfassend kann „Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels“ daher als rundum überzeugende Studie einer Nachwuchswissenschaftlerin eingestuft werden, die sowohl historischen Weitblick als auch Gespür für gegenwärtige Entwicklungen besitzt.

Barbara Wittmann, Regensburg

Winfried Dimmel: Die Budweiser Aktienbrauerei und die Konstruktion des Nationalen. Brauindustrie im Spannungsfeld von Wirtschaftsnationalismus und Verdrängungswettbewerb. Hamburg: Dr. Kovač, 2017. 197 S. (Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 29).

Trotz in vielen europäischen Ländern stagnierenden Konsums bleibt Bier ein besonderes Getränk. Ausgestattet mit einer schillernden Semantik knüpfen sich an den Gersten- respektive Weizensaft nationale Vorstellungen ebenso wie Männlichkeitsstereotype. In seinen Produktionsverhältnissen repräsentiert das Bier die globalen Netzwerke der Ernährungsindustrie in ihrer ganzen Schlagkraft und bleibt doch gleichzeitig wie kaum ein anderes Genussmittel Argumenten wie Region, Tradition und „Heimat“ verbunden. Zuletzt widmete das Haus der Bayerischen Geschichte dem Bier anlässlich des 500-jährigen Jubiläums des sogenannten „Reinheitsgebotes“ eine Landesausstellung. Zahlreiche andere Publikationen zu Kultur, Geschichte und Konsum des Getränks nutzten das Datum ebenfalls als Erscheinungstermin.

Gewissermaßen mit einem Jahr Verspätung zum publizistischen Bierspektakel im Jahr 2016 legte auch *Winfried Dimmel* eine historische Studie zum Bier – genauer

zum Brauereiwesen – vor. Soviel sei vorweggenommen: Es ist gut, dass dieses feine, mit versiertem historischen Blick verfasste Buch so nicht in Gefahr geriet, in der Veröffentlichungsflut des Vorjahres zu versinken. Die Grundlage für die vorliegende Publikation bildet die Masterarbeit Dimmels, die bei Dieter Segert an der Professur für Transformationsprozesse in Mittel-, Ost- und Südeuropa der Universität Wien entstanden ist. Mit einem Blick auf die nationale Semantik von Bier positioniert sich die Studie zwischen Wirtschaftsgeschichte, Politikwissenschaft und Europäischer Ethnologie.

Den Gegenstand von Winfried Dimmels Studie bildet dabei die staatliche Brauerei Budějovický Budvar im südböhmischen Budweis, der mit ihrer Marke „Budweiser“ (nicht zu verwechseln mit der US-amerikanischen Marke aus dem Anheuser-Busch-Konzern) nach 1989 der Sprung auf den globalen Biermarkt gelang und die heute auch außerhalb Tschechiens zu den bekanntesten Bieren zählt. Anhand ihrer Geschichte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert untersucht Dimmel, wie sich die tschechische Nationalbewegung entlang des Genussmittels Bier und der Gründung von Brauereien formierte. Der Autor erkennt darin ein „Muster von politisch motivierten und national konstruierten Aktienbrauereien in Böhmen und Mähren“ (6), das einerseits der Konstitution einer gemeinsamen tschechischen Identität diene und andererseits Grenzen zu den deutschsprachigen, bürgerlichen Brauhäusern in Budweis und anderen Städten zog. Von Bedeutung ist dabei die Frage, wie die „diskursive Konstruktion“ (13) der Böhmisches Aktienbrauerei in Budweis zur nationalen Größe vonstattenging und wie dies den wirtschaftlichen Erfolg der Brauerei – bis heute – begünstigte. Diesen identitätspolitisch-wirtschaftshistorischen Erkenntnishorizont erschließt sich die Studie mit historischen Primärquellen, darunter zeitgenössische Presseartikel sowie unternehmensinternes Schriftgut. Leider bleibt die Arbeit hier mit Ausnahme eines kurzen Abschnitts vage. Wahrscheinlich der Lesbarkeit geschuldet, bleibt so völlig offen, wie der Autor mit seinen Quellen arbeitet und um welches Schriftgut es sich genau handelt. Ebenso unzureichend ist die Darstellung der Methodik, die lediglich in einem kurzen Absatz erwähnt, dass der „visuelle Auftritt der Budweiser Aktienbrauerei“ (15) analysiert und ein Experte, der Stadthistoriker von Budweis und Corporate Identity Manager der Brauerei Dr. Ivo Hajn, zu Rate gezogen wurde. Gerade in Hinblick auf die visuelle Auswertung der Quellen schmerzt die fehlende Bebilderung der Arbeit nicht nur, sondern bildet auch ein methodisches Problem. Eine Stärke im Fundament der Arbeit ist dagegen der breite Bestand an tschechischsprachiger Sekundärliteratur, die vom Autor rezipiert und so – bei vielen Titeln erstmals – in den deutschsprachigen Diskurs eingespeist wird.

Nach der hinführenden Einleitung „in den tschechischen Bierkosmos“ (11) rahmt Winfried Dimmel seine Arbeit theoretisch in zwei Feldern. Zum einen schließt er mit seinem Zugang an Diskurse des nation-building an; vor allem Benedict Anderson, Eric Hobsbawm und Nira Yuval-Davis fundieren hier den Erkenntnishori-

zont, dessen Eckpfeiler für den Autor besonders in den Aspekten der Sprache und der Kollektivierung gemeinsamer Werte liegen. Hier öffnet sich zugleich die zweite theoretische Rahmung der Arbeit, die unter anderem mit Helene Karmasin nach der Bedeutung von Produktbotschaften und dem identitätsstiftenden Wert von Konsumgütern fragt.

Ausgehend von dieser Rahmung umreißen die beiden folgenden Kapitel die sozioökonomischen Bedingungen, unter denen die Brauerei Budějovický Budvar 1895 entstand. Auf der Grundlage der überwiegend tschechischen Forschungsliteratur verdeutlicht sich dabei, wie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend nationale Grenzen zwischen den deutsch- und tschechischsprachigen Bevölkerungsteilen in den böhmischen Ländern eröffnen. Sie verlaufen dabei auch schnell entlang der Konsumgewohnheiten und Gaststättenkultur. So erfahren erstens die tschechisch geprägten Wirtshäuser und Bier-Gaststätten der Vororte rasch eine nationale Aufladung gegenüber der überwiegend deutschsprachigen, von Wein und Kaffee geprägten Kaffeehaus- und Restaurantkultur der Innenstädte. Die Nationalisierung des Bierkonsums geht zweitens mit einer allgemeinen nationalen Aufladung der wirtschaftlichen Produktionsverhältnisse einher. Sie führt zudem drittens vor allem im bis dato strukturschwachen Südböhmen, das als Hochburg tschechischen Nationalismus gilt, zu einer Gründungswelle von dezidiert tschechischen Betrieben. In diesem in dreifacher Hinsicht national aufgeladenen Kontext erfolgt nun 1895 die Gründung der tschechischsprachigen Böhmisches Aktienbrauerei – in direkter Konkurrenz zur deutschsprachigen Bürgerlichen Brauerei. Der Gründungszeitpunkt war symbolisch gewählt: so feierte Letztere in diesem Jahr ihr 120-jähriges Jubiläum.

Der Gründungsakt und die Geschichte der Budějovický Budvar bilden ein Kernstück von Dimmels Studie. Erneut auf der Grundlage der tschechischen Forschungsliteratur bietet er eine politische Lesart der Entstehung des als Aktienbrauerei betriebenen Unternehmens an. Gerade diese Betriebsform scheint im nationalökonomischen Kontext wichtig. Anders als beim Bürgerlichen Brauhaus beschränkte sich bei der neuen Brauerei das Anteilsrecht nicht lediglich auf die (deutschen) Hausbesitzer in der Innenstadt, sondern bot allen Interessierten die Möglichkeit einer Beteiligung. Mit dem Konsum des ohnehin bereits als „kern-tschechisch“ (89) vermarkteten neuen Bieres konnte so dafür gesorgt werden, dass die eigenen Aktienanteile stiegen. Das Biertrinken wurde zur nationalen Angelegenheit und Pflicht. Im national aufgeladenen südböhmischen Umfeld erwarb sich die Budějovický Budvar so rasch das Image der „tschechische[n] Volksbrauerei“ (89). Ihr Bierabsatz steigerte sich dadurch, was auch das Ergebnis einer national gefärbten Markenkommunikation war, die die Eigentümerverhältnisse offensiv als homogen tschechisch vermarktete. Der Blick in die Gegenwart zeigt im folgenden Kapitel, dass diese Nationalisierungsstrategie über die Besitzverhältnisse und die Herkunft bis heute nachwirkt. Den Gegenpol bilden dabei allerdings nicht mehr die deutschsprachigen Be-

völkerungsteile, sondern vor allem die globale Konkurrenz, etwa in Form des multinationalen Braueriesen Anheuser-Busch mit seiner eigenen „Budweiser“-Marke. Hier gerät die Budějovický Budvar nicht nur zu einem Ankerpunkt nationaler tschechischer Identität, sondern bleibt öffentlich diskutiertes Politikum, an dem sich weiterreichende gesellschaftliche Konflikte von global und lokal, von Industrie und handwerklicher Produktion, von Tradition und Moderne festmachen. Die Budějovický Budvar bildet dabei, wie Dimmel im direkten Vergleich mit anderen Brauereigründungen in Böhmen feststellt, in ihrer Gründungsgeschichte zwar keine Ausnahme, doch gelang es gerade ihr, sich nachhaltig als nationaler „Mythos“ (169) zu etablieren. Zu dieser markanten Sonderstellung der Budějovický Budvar hätte sich der Rezensent in den knappen Schlussfolgerungen noch klarere Einordnungen und einen mutigeren Ausblick auf die internationale Entwicklung der Bierkultur erhofft.

In der Summe leistet Winfried Dimmel mit seiner Studie trotz der genannten formal-methodischen Schwächen mehrere Beiträge auch für eine europäisch-ethnologische Ernährungsforschung. Zum einen gelingt ihm in außerordentlicher Deutlichkeit, ein exemplarisches Schlaglicht auf die Konstruktion nationaler Mythen entlang von Genussmitteln zu werfen. Zum anderen liefert die Arbeit umfassendes Wissen zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des böhmischen Gaststätten- und Brauereiwesens um 1900. Drittens macht der Autor dank seiner Sprachkenntnisse einen wichtigen Teil der leider nur selten rezipierten tschechischen Fachliteratur zum Thema verfügbar. Sowohl für Ernährungshistoriker wie für an Fragen nationaler Identität interessierte Leserkreise bildet der knapp 170 Seiten plus Anhänge umfassende, auch flüssig geschriebene Band somit eine empfehlenswerte Lektüre.

Manuel Trummer, Regensburg

Uwe Spiekermann: Künstliche Kost. Ernährung in Deutschland, 1840 bis heute. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018. 948 S. m. 108 Abb., 7 Tab. (Umwelt und Gesellschaft, Bd. 17).

Beim Lesen des Titels „Künstliche Kost“ musste ich unwillkürlich an ein kulinarisches Schlüsselerlebnis denken, vor ein paar Jahren auf dem Salone del Gusto, der Slow-Food-Messe in Turin. In der „Schinkengasse“ hingen wahrhaft „hinterwäldlerische“ Delikatessen: luftgetrocknete Ziegenschinken von karpathischen Bergbauern, korsische Wildschweinjambons, an denen bewusst ein Stück Fell drangelassen worden war, und italienische Prosciutti in der typischen Chitarra-Form einer im Ganzen gereiften Keule. Und dann, aus ihrer gesitteten Supermarktwelt plötzlich in die Gesellschaft dieser „Metzgerwildlinge“ geworfen, zwei Frauen im braven weißen Kittel, die westfälische Schinken hüteten. Natürlich war der Knochen rausgelöst, so gut wie jedes Fettstückchen abgesäbelt, die Delikatesse säuberlich eingeschweißt – zur Kugelform verstümmelte „ech-

te Knochenschinken“, an die Ideale künstlicher Kost angepasst.

Warum musste es so kommen, wie es ist? Warum ist Deutschland keine Gourmetnation der Bauernmärkte, sondern eher eine Hygienation abgepackter Nahrung? Warum hat das Gros der deutschen Bevölkerung keine persönliche kulinarische Mündigkeit entwickelt, sondern lässt sich stattdessen lieber auf den „kommunikativen Überschuss“ der Expertenempfehlungen und die schöne Warenwelt der Supermärkte ein? All diese Fragen belegt mit einer Ausführlichkeit, die dem Leser einiges Sitzfleisch abverlangt, *Uwe Spiekermanns* 948 Seiten dickes Mammutwerk „Künstliche Kost“.

Hier findet man Antworten darauf, weshalb Frau Musterfrau und Otto Normalesser am liebsten eingeschweißten vorgeschnittenen Käse essen, Tiefkühlpizzen anbeten und sich vor Anzeichen authentischer Produkte wie Knochen, Gräten oder Innereien ekeln. „It's the history, stupid“ – die Wurzeln für diese Ernährungsmentalität wurden bereits im 19. Jahrhundert gelegt, als Folge der „Entwicklung der Naturwissenschaft zur Weltmacht“. Als Folge der Forschungen von Justus Liebig, der Präparate der Münchner Schule Max Pettenkofers, der „Entkontextualisierung der Ernährung durch Laboratoriumsforschung“ und der daraus resultierenden „Neuen Ernährungslehre“, die seit den 1920ern triumphierte und „lebensweltliche und ökologische Bezüge tendenziell ausgrenzte“.

Spiekermanns fundierte Analyse widerspricht damit der populären These, die auch Wolfram Siebeck, Deutschlands jüngst verstorbener Doyen der Restaurantkritik, vertrat, Luther und die Reformation mit ihrem demonstrativem Bescheidenheitsethos, das alle Nahrung als gottgegeben annimmt (auch wenn es sich um mieseste Billigdosenravioli handelt), sowie die Verheerungen des 30-jährigen Krieges hätten die deutsche Küche und den kritikfähigen Konsumenten bereits ab dem 16. und 17. Jahrhundert „auf dem Gewissen“.

Doch gastronomische Mentalitätsgeschichte steht nicht im Fokus des Göttinger Wirtschafts- und Sozialhistorikers Uwe Spiekermann. Dem Gelehrten geht es vielmehr um eine in ihrer Dichte und fachsprachlichen Brillanz faszinierende lückenlose Dokumentation künstlicher, verpackter, beschrifteter, analysierter, gelabelter, kategorisierter Kost, die unseren Ernährungsalltag prägt. Hier werden Fragen beantwortet wie: Wann kamen Kunstdärme und Verpackungen aus Cellophan auf, wann die erste Dosenverschlussmaschine, seit wann werden Milch oder Früchte bestrahlt, wie hat der Vitaminrummel unsere Ernährungsgewohnheiten beeinflusst? Die Rollen von Medizin, Lebensmittelindustrie, Kleinhandel werden genauso beleuchtet wie politische Ernährungsrichtlinien, die nach den Erfahrungen der oft durch schlechte Versorgungslage ausgelösten Revolutionen staatstragend wirken sollten. „Hinzu kam der Gestaltungsoptimismus der Ernährungswissenschaften, die ihr Ziel nicht aus den Augen verlor, eine vermeintlich blinde, nicht auf den Menschen zugeschnittene Natur zu verbessern.“ (579)

Spannend wird auch analysiert, inwieweit Kriege und Kriegsvorbereitungen mit ihren Versorgungsengpässen

der Verwissenschaftlichung und chemischen Transformation von Nahrungsmitteln Vorschub leisteten.

So wird der letztlich gescheiterte Versuch der Funktionäre des nationalsozialistischen Reichsnährstands beschrieben, Lebensmittellautarkie zu erreichen und für „gute deutsche Ware“ auch höhere Preise zu rechtfertigen. Initiativen wie die Reichsspeisekarte zielten darauf, Ressourcen zu sparen, dem Konsumenten normierte Kost zu verordnen und ihn letztlich zu entmündigen: „Konsum wurde so moralisch, hatte jeder Akteur doch seine spezifische Aufgabe zu erfüllen, nicht aber individuelle Präferenzen auszuleben.“ (342) Marketinggeschichtlich bleibt interessant, wie die Bevölkerung zur Änderung ihrer Ernährungsgewohnheiten manipuliert und in die Pflicht genommen wird. Beim Seefischkonsum, der heftigst propagiert wurde, gelang das allerdings nur partiell, auch wenn die Apparatschiks des Reichsnährstands mit pervertierten Rezepten wie „Falscher Hase aus Walfleisch“ Geschmackskontinuitäten vorspiegeln wollten. Es bleibt erstaunlich, wieviel wissenschaftliche und politische Energie darauf verwendet wurde, devisensparend die Nahrungsressourcen zu erweitern, sei es durch Knochensammlungen (um das Fett herauszukochen) bis zu dem weitgehend vergessenen Kapitel des im Hitlerregime forcierten deutschen Walfangs auf den Weltmeeren („der einzigen deutschen Kolonie“). Auch die versuchte Eroberung und brutale Ausbeutung des europäischen Ostens wurde unter dem Gesichtspunkt des „Nahrungskampfes“ gesehen.

Erfrischend ist die Illusionslosigkeit, mit der der Autor seine Phänomene beschreibt: „Das Deutsche Reich konnte sich spätestens seit den 1870er Jahren nicht mehr selbst ernähren.“ Da erscheint die Suche nach neuen Lebensmitteln, nach effektiver Resteverwertung, nach Konservierungsmethoden, um Verderblichkeit zu unterbinden, als zwingende Folge: als konzertierte Aktion von Politik und Wirtschaft, von Produzenten, die ihren Exportradius erweitern wollen, bis zu Unternehmern, die Rohstoffe in Markenprodukte zwecks effektiverer Wertschöpfung verwandeln. Spiekermann gibt sich dabei als gewissenhafter Chronist, der das Fachgebiet in seiner Fülle ausleuchtet und zugänglich machen will und zum Beispiel bedauernd feststellt: „Eine Geschichte der deutschen Gefrierindustrie fehlt.“

Auch aktuelle Gesundheits- und Selbstoptimierungstrends wie Mood Food oder Functional Food zeigen: Der Prozess der Verwissenschaftlichung und Normierung scheint weiter unaufhaltbar, doch damit gewann auch das Kriterium der Stofflichkeit die Überhand über die eher sinnlich und individuell erfassbare aromatische und olfaktorische Qualität.

Spiekermann kennt, nennt und kritisiert auch Gegenbewegungen – so werde der Begriff Natur zunehmend automatisch und fast ungeprüft mit besserem Geschmack assoziiert. Über seine unintuitive, ja unempirisch wirkende Aussage: „ohne Label und wissenschaftliche Expertise ist Biokost kaum mehr von konventioneller Ware zu unterscheiden“ (755) könnte man freilich streiten – eigentlich genügt ein Blick auf kleinere, vielleicht etwas schrumpfligere Äpfel, um zu erkennen, dass sie höchstwahrscheinlich aromatischer sind

als irgendwelches aufpoliertes Hochleistungsobst. Natürlich ist es naiv, automatisch zu glauben, Bio schmecke auch besser, beziehungsweise ausschließlich auf dieses inflationäre Kriterium zu setzen. Aber gerade die Spitzenküche mit ihrer Produktsensibilität, aber auch Bewegungen wie Slow Food beweisen immer wieder, dass Kriterien ökologischer Verantwortung nicht bloße moralische Augenwischerei sind, sondern dass Fleisch und Bergkäse von freiweidenden Almrindern, dass mit langsamer Teigführung erzeugtes Brot, dass weniger ertragreiche Obst- und Gemüsesorten sensorisch überlegen sind. Das genau zu erkennen, bleibt freilich in unserer Massenkongressgesellschaft immer seltener der schrumpfenden Gruppe selbstverständlich mit bäuerlichen und landwirtschaftlichen Direktprodukten vertrauten Bürger vorbehalten, sondern eher einem Kreis von Interessierten, der Zeit und Passion in die Nahrungsauswahl investiert. Spiekermann sieht sich als neutraler, dem latent sinnlichen Thema bewusst unemotional begehender Chronist, der lieber den Status quo erforscht, als sich auf weltanschauliche Diskussionen darüber einzulassen, ob durchdachte Gegenmodelle zur Allmacht künstlicher Kost wie die erwähnte weltumspannende Slow Food-Bewegung, die auf den direkten Kontakt zum Produzenten und unverarbeitete oder handwerklich erzeugte Lebensmittel setzt, ein überzeugendes Zukunftsmodell bieten. Der Autor konstatiert ernüchternd, ja desillusionierend: „Künstliche Kost ist heute letztlich alternativlos“ (782), ein umstrittenes Resümee, das nur grosso modo auf unser volkswirtschaftliches Ernährungsverhalten zutrifft, aber nicht thematisiert, dass gerade durch die radikale Esstrendwende von Teilen der jüngeren Generation, durch das Revival von Ab-Hof-Verkauf und „Gemüsebox“, von urban gardening, Radikal Regional, from nose to tail und selbstgebackenem Brot es mit ein wenig Anstrengung und kulinarischer Eigenverantwortung sehr wohl möglich ist, sich Direktprodukten zuzuwenden und sich eigenverantwortlich aus künstlicher Kost auszuklinken. Spiekermann zielt eher auf den angesichts der Flut von Ernährungsberatungen etwas aus der Mode gekommenen „unbewusst essenden“ Konsumenten, möchte dazu beitragen, dass jedermann auf der Suche nach Orientierungshilfen auch die Manipulationsmöglichkeiten künstlicher Kost mit ihren „kommerziellen und ideologischen Narrativen“ (12) erfasst. Hinweise wie „Ernährungswissenschaft ist ein System der Neuigkeitsproduktion und Wissensverdrängung“ (781) oder „die Öffnung des Bio-Angebotes bedeutete den Übergang hin zu stärker verarbeiteten Produkten mit wachsendem Conveniencegrad“ (755) entbehren nicht eines kritischen Potentials und können tatsächlich die Augen öffnen für das, was so auf unserem Tisch steht. So steht hinter all der akribischen Materialfülle durchaus ein aufklärerisches Anliegen, keine Vision, aber ein verhaltenes Plädoyer für kulinarische Eigenständigkeit. Auch wenn die schiere Länge und der Anekdotenreichtum des Textes den aufmerksamen Leser vor eine Geduldssprobe stellen, so lädt das Buch nicht nur zum gewissenhaften Nachdenken, sondern auch zum Schmökern ein. Denn was Spiekermann hier in extenso

abhandelt, ist unser aller kulinarische Sozialisation, so dass sich bereits beim Durchblättern eine Fülle unterschiedlichster persönlicher Erinnerungen einstellt.

Peter Peter, München

Sarah May, Katia Laura Sidali, Achim Spiller u. Bernhard Tschofen (Hgg.): *Taste | Power | Tradition. Geographical Indications as Cultural Property*. Göttingen: Universitätsverlag, 2017. 132 S. m. Abb., z. T. farbig, Tab. (Göttingen Studies in Cultural Property, Bd. 10).

Der Supermarkt der Gegenwart ist voll von Siegeln, Labels und Signets, die mehr oder weniger aussagekräftig und mehr oder weniger rechtlich bindend sind. Auf den Verpackungen von Lebensmitteln wird auf die Bemühungen rund um das Tierwohl, die Herstellung im Rahmen der biologischen Landwirtschaft oder das Nichtvorhandensein von Gluten und Laktose hingewiesen. Nie war die allgemeine Aufmerksamkeit für die Zusammensetzung und die Produktionsbedingungen unserer Nahrung höher. Und nie zuvor gab es derart große Anstrengungen, eine Authentizität von bestimmten Produkten festzulegen. Kennzeichnungen wie etwa das blau-gelbe Logo der Europäischen Union für eine geschützte geografische Angabe und vergleichbare Kategorisierungen im außereuropäischen Bereich stehen im Fokus des zehnten Bands der Göttingen Studies in Cultural Property. Das Buch versteht sich als Einführung in den Diskurs um das Thema „geographical indications“, wobei der englische Begriff weiter gefasst wird als die hierzulande bekannte Kategorisierung von etwa Hopfen aus der Hallertau oder Nürnberger Lebkuchen. Es setzt sich zum Ziel, Perspektiven im Umgang mit Lebensmitteln und dem Agrarmarkt als beispielhafte Felder der Auseinandersetzung um kulturellen Besitz aufzuzeigen und Empfehlungen für eine verbesserte Praxis in der Anwendung zu geben. Entstanden ist es als Dokumentation des interdisziplinären Projekts „Geographical Indications. Culinary Heritage as Cultural Property“ und des gleichnamigen Symposiums, das im Frühjahr 2013 an der Universität Tübingen stattfand.

Die Sammlung von insgesamt zehn Aufsätzen eröffnet im Untertitel das Spannungsfeld von Geschmack, Macht und Tradition, in dem sich das Phänomen „geographical indications“ bewegt. Das Buch untersucht den Kontext von Argumentationen und Legitimierung im Rahmen der Antragstellungen und die Auswirkungen auf lokale Akteur*innen, Konsument*innen und schlussendlich auf die Produkte selber. Nach einer grundlegenden Einleitung nähert sich der Band dem Thema zunächst auf einer abstrakten Ebene, um sich schließlich in insgesamt acht Fallbeispielen mit unterschiedlichen Perspektiven auseinanderzusetzen.

Die Einleitung „Placing Geographical Indications on an Interdisciplinary Agenda“ (*Spiller, Tschofen*) versucht, Markierungen auf der interdisziplinären Agenda zu setzen, interdisziplinäre Ansätze vorzustellen und das Thema Produktion und Vermarktung von Lebensmit-

teln im Zusammenhang der für die Reihe titelgebenden „Studies in Cultural Property“ zu verorten. Ein erster Themenblock mit dem Titel „The Study of Geographical Indications at the Interface of Culture and Economy“ fokussiert auf die Strukturen von Governance und Alltagspraxis im Regime von kulturellem Besitz und verknüpft dabei Konsument*innen, Produzent*innen und Interessenvertreter*innen. Es folgt die Auseinandersetzung mit „Politics and Practices of Tasty Products: Geographical Indications as Power Relations“, während es im letzten Abschnitt mit dem Titel „Case Studies, Comparative Overviews and Theoretical Insights“ um den internationalen Kontext von Handelsabkommen und Rechtssystemen sowie die gesellschaftlichen Kontexte und Verknüpfungen geht.

Die Autor*innen repräsentieren unterschiedliche akademische Hintergründe, die sich zwischen Wirtschaftswissenschaften, Agrarwissenschaften und den verschiedenen Feldern der sozialen und kulturellen Anthropologie bewegen. *Fabio Parasecoli* etwa beschreibt in „Geographical Indications, Intellectual Property and the Global Market“ das wachsende Interesse an und den wirtschaftlichen Einfluss auf die Verknüpfung von Lebensmitteln mit dem Ort ihrer Herstellung, die sich im akademischen Diskurs über Terroir, die Dynamik von Identität und kulturellen Werten niederschlagen. Er resümiert, dass die Forschung und die international geführte Debatte in unterschiedlichen Disziplinen besser verknüpft werden muss. *Gisela Welz* untersucht in „Pure Products, Messy Genealogies. The Contested Origins of Halloumi Cheese“ die komplexe Historie des Zusammenlebens im östlichen Mittelmeergebiet anhand des Phänomens Halloumi und bemerkt, dass immer dann, wenn lokale Produkte in überregionalen Märkten verhandelt werden, die Herkunft in der Aushandlung von Authentizität eine entscheidende Rolle spielt. *Greta Leonhardt* und *Katia Laura Sidali* beschäftigen sich in „This Cheese Tastes as it Looks: Confering Authenticity through Symbols and Narratives“ mit der Darstellung von lokalen Spezialitäten in unterschiedlichen Medien wie etwa gedruckten Broschüren oder Anzeigen und stellen fest, dass die Sensibilisierung der Kund*innen gegenüber den besprochenen Signets (in diesem Fall die EU-weite geographisch geschützte Angabe) vergleichsweise gering ist und diese auch in der Alltagspraxis der Produzent*innen keine große Rolle spielen. *Sarah May* analysiert in „Shaping Borders in Culinary Landscapes. European Politics and Everyday Practices in Geographical Indications“ die Praxis der Grenzziehung – sowohl während als auch aufgrund der Umsetzung der Europäischen Vorgaben im Alltag. Den brasilianischen Markt und konkret die geographische Indizierung von Obst aus dem São Francisco Flusstal schildern *Andréa Cristina Dörr et al.* in „Role of the Geographical Indication Certification in Grapes and Mangoes: the Submedium São Francisco River Valley Case“. Auch hier lautet das Fazit, dass die Käufer*innen und Konsument*innen die zugrunde liegende Konzeption oftmals nicht kennen. *Laurent-Sébastien Fournier* und *Karine Michel* beleuchten in „Mediterranean Food as Cultural Property? Towards an Anthropology

of Geographical Indications“ die anthropologische Perspektive, die sie als hilfreich bei der Verknüpfung von historischem Kontext, technischen und wirtschaftlichen Aspekten und den damit verbundenen Wirkungsweisen von gesellschaftlicher Guttheißung beschreiben. Auch für sie geht die symbolische Aufladung von Produkten weit über den materiellen Wert hinaus. *Maurizio Canavari et al.* werten in „Consumer Preferences, Marketing Problems and Opportunities for Non-EU-based GIs: Experiences for Brazil, Serbia and Thailand“ unterschiedliche Studien aus. Sie wählen einen Ansatz, der die Vermarktung von Kaffee, Obst und Gemüse in den drei genannten Staaten untersucht. Ihr Fazit lautet, dass das Verständnis und die Rezeption von geographischer Indizierung im EU-Binnenmarkt sich unter Umständen schwieriger gestaltet als im Export. *Raúl Matta* vergleicht in „Unveiling the Neoliberal Taste. Peru's Media Representation as a Food Nation“ mehrere Medienproduktionen rund um die gastro-politischen und gastro-diplomatischen Bemühungen der peruanischen Regierung, die kulturelle Vielfalt, Unternehmertum und Wettbewerb als zentrale kulturelle Werte in eine neoliberale Gesellschaft einschreiben sollen. Sein Beitrag beleuchtet anschaulich die konstitutive Macht von symbolischen Repertoires und Performances. *Bernhard Tschofen* schließlich untersucht in „Sura Kees'. An Alpine Nutritional Relic as a Ferment of Regionality“ die historischen Bedingungen für die Wiederentdeckung des Vorarlberger Sauerkäses und die Transformation von Assoziationen wie „rückständig“ hin zu „authentisch“, die durch die erhöhte globale Aufmerksamkeit gegenüber regionalen Spezialitäten ermöglicht wurde. Alle Beiträge beschreiben das Phänomen „Geographical Indications“ nicht nur als Regulierungsinstrument, sondern als eine Werkzeugsammlung, die Vorschriften und Impulse auf unterschiedlichen Ebenen ermöglicht, im Idealfall aber auch zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Selbstermächtigung beitragen kann. Die Texte zeigen, dass die unterschiedlichen Systeme einer geographischen Indizierung von Lebensmitteln sehr vielschichtig zu verstehen sind. Hin und wieder verlieren sie dabei ein wenig den spezifisch kulturwissenschaftlichen Fokus, was der breiten Interdisziplinarität des Projekts bei relativ beschränkter Seitenzahl zu schulden ist. Ein niedrigschwelliger Zugang für Leser*innen, die nicht aus dem eigenen akademischen Feld stammen, ist nicht immer gegeben. Ebenso lässt sich eine gewisse Redundanz feststellen – das Phänomen „Geographical Indication“ wird in fast jedem Artikel einleitend beschrieben und ausgiebig erläutert –, wobei die interkulturellen Unterschiede zwischen etwa Brasilien, dem Montafon und Serbien in einer Publikation von diesem Umfang zwangsläufig zu kurz kommen. Aber der Band versteht sich, wie eingangs beschrieben, eben als erste Einleitung und cursorische Betrachtung unterschiedlicher Perspektiven.

Johannes J. Arens, Köln

Sarah May: Ausgezeichnet! Zur Konstituierung kulturellen Eigentums durch geografische Herkunftsangaben. Göttingen: Universitätsverlag, 2016. 326 S. m. 44 Abb. (Göttinger Studien zu Cultural Property, Bd. 11).

Alles Käse? Mitnichten. Emmentaler ist nicht gleich Emmentaler, und wenn Allgäu draufsteht, so muss auch Allgäu drinnen sein, die lokal spezifische Umgangsform mit Milch und Produktionsweise. Das kann eben nicht jedes Unternehmen für sich in Anspruch nehmen.

Sarah May befasst sich am Beispiel von vier Käsesorten – zwei italienischen, zwei deutschen – mit dem Herkunftsschutz, als Anthropologin ist sie aber an vielen anderen Aspekten, vereinfacht gesagt an der kulturellen Dimension, interessiert. Denn in den Inwertsetzungen kulturellen Erbes lassen sich ihrer Meinung nach auch Transformationsprozesse beobachten, gelten geografische Herkunftsangaben doch als Indiz, als Instrument und Interaktionszusammenhang, werden europäische Regularien mit lokalen Realisierungen kontrastiert, lassen sich Effekte symbolischer, juridischer und ökonomischer Inwertsetzung von – in ihrem Fall – kulinarischer Kultur studieren.

Noch nie war im Essen beziehungsweise im Kühlschrank so viel Raum gelagert, gingen Region und Kulinarik eine so enge Verbindung ein, waren historisch überlieferte Herstellungs- oder Kochpraktiken so relevant. Akzentuiert wird alles durch entsprechende auflagenstarke Hochglanzmagazine und Fernsehsendungen oder durch Geheimtipps von Influencern, die über neue Hostessenmedien Trends befeuern oder in ihrem Kielwasser segeln. Geografische Herkunftsverweise springen den Käufern als Verkaufsargument im Kaufhausregal ins Auge und sind von entscheidender Bedeutung im wachsenden Segment des Wohlfühl- und Genusstourismus. Dort vermählen sich Raum und Kulinarik in einer emotionalen Geografie, die sich über Gerichte aneignen lässt. Auch Messen und Märkte inszenieren diese Emotionalität, Führungen durch Produktionsbetriebe heben diese auf den Status von kulinarischen Museen. Es geht also wesentlich auch um Storytelling, um den Kontext und die Geschichten, die die Produkte und ihre Herkunftsregion erzählen können. Diese sind wiederum relevant für die Identität der Bewohner und Produzenten dieser Güter, denn sie schaffen, wie Richard Sennett für das Handwerk ausführte, jene Bezüge und Resonanz, die territoriale Zugehörigkeit entstehen lassen.

Es gehört zweifellos zu den Eigenarten unserer postkapitalistischen wie postmodernen Gesellschaft, dass der Tauschwert auch alltagsnaher Güter, wie der Käse eines ist, ihren ökonomischen Wert bestimmt. Käse wird somit zu einem exquisiten Kulturgut, weil er mit einer Herkunftsgeschichte ausgestattet wurde und die Göttinger Arbeitsgruppe, die sich seit gut zehn Jahren mit Cultural Property auseinandersetzt und der auch Sarah May angehört, legt damit auch den Finger auf einen gesellschaftspolitisch eminent wichtigen Zusammenhang. Gleichwohl bildet die in der regionalen Besonderheit enthaltene Tradition einen Gegenpol zur Übermacht gesichtsloser, massenproduzierter Lebensmittel. Die Autorin kann nachweisen, dass die Auszeichnung regi-

onaler Spezialitäten zum Nutzen der Produzenten wie der Konsumenten erfolgt, der symbolische Wert sich also materialisiert, womit nicht nur nationale Schutzmechanismen gerechtfertigt sind, sondern auch der Anspruch auf raumgebundene Kollektivrechte.

Kurt Luger, Salzburg

Birgit Angerer (Hg.): Kultur Erben. Historische Kulturlandschaft & ihre Nutzungsformen. Regensburg: Morsbach, 2018. 143 S. m. zahlr. Abb. (Schriftenreihe des Oberpfälzer Freilandmuseums Neusath-Perschen und des Oberpfälzer Kulturbundes, Bd. 7).

Was versteht man unter „historischer Kulturlandschaft“, woran lässt sie sich festmachen, inwieweit lässt sie sich als Kulturerbe begreifen, welche Bedeutungen hat sie, wie kann sie bewahrt werden und welche Rolle spielt hierbei zeitgenössisches Bauen? Diesen und weiteren Fragen widmete sich das fünfte Symposium der Reihe „Heimat, deine Bauten“ im Oberpfälzer Freilandmuseum Neusath-Perschen unter dem Titel „Kultur Erben. Historische Kulturlandschaft & ihre Nutzungsformen“. Die Frage nach der Bewahrung der Kulturlandschaft, sei es aus ästhetischen Gründen oder als Zeugnis historischer Lebenswelten, ist alles andere als neu, gilt sie doch als eines der zentralen Anliegen der „Heimatschutzbewegung“ um die vorletzte Jahrhundertwende. Gleichzeitig findet sie in den internationalen Übereinkommen zum Schutz von Kulturerbe auf Ebene der UNESCO oder des Europarates zwar Beachtung, aber nicht jene Aufmerksamkeit, die das Weltkulturerbe oder das immaterielle Kulturerbe genießen. Und gerade auf regionaler Ebene fehlen häufig die entsprechenden Nominierungen beziehungsweise die nötige Aufmerksamkeit. Dieser Bewusstseinsbildung widmet sich der Tagungsband in zwölf Beiträgen mit einem interdisziplinären Blickwinkel.

Den Rahmen beschreibt die Herausgeberin und Museumsleiterin *Birgit Angerer* in der Einleitung, wenn sie nach den Wechselwirkungen von Mensch, Landschaft und Bauten sowie dem Umgang mit der Kulturlandschaft fragt. Wie lassen sich diese weiter und neu nutzen, was bedeutet der Verlust der Kulturlandschaft für Mensch und Natur? Das Freilandmuseum bot für das Symposium die ideale Umgebung, da dort exemplarisch historische Kulturlandschaften rekonstruiert wurden und in der Pflege selbiger Wissen und Können im Umgang mit der Natur bewahrt werden.

Was genau sich in Bezug auf die Kulturlandschaft unter dem meist diffus verwendeten Begriff des Kulturerbes verstehen lässt, fragt *Helmut-Eberhard Paulus*: „Kann man Kultur vererben? Eine Tabu-Frage zum Kulturerbejahr 2018“. Wenn Kulturlandschaft das Ergebnis einer Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur ist, was ist dabei das Kulturerbe? Der materiellen Seite der Landschaft voraus gehen Interaktionen, Prozesse und Wandlungen, weswegen eine Kulturlandschaftspflege, die nur den Schutz der jetzigen Form im Blick hat, scheitern muss. Die Bedrohungen

sind schnell genannt: (agrar-)industrialisierte Landwirtschaft, Verstädterung und „Veränderung der Dörfer zu Stadtrandsiedlungen mit toten Ortskernen“ (9) sowie eine „Überspitzung des ökonomischen Denkens bis tief hinein in den öffentlichen Raum, dort zu Lasten des früheren Gemeinwohl-Denkens“ (10). Als Lösung, zumindest als Desiderat, schlägt Paulus vor: „Es geht um Vererben und Ererben, also um Weitergabe und Annahme, um Wiederaufnahme und Fortführung, um Rezeption und Erneuerung, letztlich um ein lebendiges Tradieren im Wege von Erinnerung und Gestaltung zugleich.“ (11) Landschaft ist nicht einfach nur da, sondern stets prozessual und bedarf dabei einer ständigen Weitergabe von Wissen und Werten. Dies bedarf neben landschaftspflegerischen Maßnahmen vor allem des Transfers von Kultur (hier im Sinne einer Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur) in Form von Erinnerung, Bildung und der Aushandlung und Vermittlung von Werten. Denn die Weitergabe bleibe nutzlos, wenn es keine entsprechende Aneignung gebe: „Kann man Kultur vererben? Die Antwort lautet: Im Sinne der gegenwärtigen Vorstellungen von Erbschaft und Erben sicher nicht! Doch ein Erben im Sinne des Erwerbens und Erarbeitens von Kultur ist sicher möglich. Es erfordert die besondere Fähigkeit zur Rezeption, zur inhaltlichen Aneignung, und diese will erlernt sein. Ein Vererben von Kultur – und das ist unser Part – funktioniert also nur, wenn es gelingt, die nächsten Generationen zum Erben zu befähigen.“ (18)

Den Vermittlungsauftrag führt *Thomas Gunzelmann* nach einer Vertiefung der Begriffsbasis weiter: „Kann man Kulturlandschaft vermitteln? Und wenn ja, welche?“ Anhand verschiedener Beispiele (u. a. dem *Sharing-Heritage-2018-Projekt* „Vielfalt in der Einheit – Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa“) zeigt er die Kulturlandschaft als ein Handlungsfeld, als physisch-materielles Objekt, das greifbar und veränderbar, ebenso mit Bedeutungen und Repräsentationen aufgeladen ist und zugleich ein Produkt individueller Wahrnehmung und sozialer Interaktion (20). In diesem Sinne „ist zweifelsfrei zunächst jede Landschaft Kulturlandschaft, städtische ebenso wie ländliche Räume, eine Auffassung von Landschaft also, die das im allerweitesten Sinne kulturelle Wirken des Menschen im Raum und die dabei entstandenen materiellen Hinterlassenschaften in den Vordergrund stellt“ (21). Als historische Kulturlandschaft sieht er „jenen Teil der Kulturlandschaft [...], der ‚sehr stark durch historische, archäologische, kunsthistorische oder kulturhistorische Elemente und Strukturen geprägt wird.‘ Diese seien ‚dann historisch, wenn sie in der heutigen Zeit aus wirtschaftlichen, sozialen, politischen oder ästhetischen Gründen nicht mehr in der vorgefundenen Weise entstehen, geschaffen würden oder fortgesetzt werden, sie also aus einer abgeschlossenen Geschichtsepoche stammen.‘“ (21) Damit beschreibt er eine der Grundspannungen in der Vermittlung von Kulturlandschaften: Dass sie einerseits historisch begründet sind, andererseits in der Gegenwart neu kontextualisiert und kreativ weiterentwickelt werden müssen. Gleichzeitig wird die Kulturlandschaft hierbei zum kulturellen

Gedächtnis und Wissensspeicher, den es zu erschließen gilt.

Die besondere Rolle der Landschaft für das häufig genannte Empfinden von Beheimatung greift *Christian Stiersdorfer* auf: „Landschaft und Heimat – Brauchen wir dazu den Naturschutz?“ Haben Heimat-, Landschafts- und Naturschutz auch gemeinsame Wurzeln, so kommt dem Naturschutz eine ambivalente Rolle zu. Anhand des wiederkehrenden Motivs des Blicks von der Burgruine Donautauf zeigt Stiersdorfer auf, dass „[d]er Naturschutz [...] ein Vermittlungsproblem [hat]: Auch das gegenwärtige Landschaftsbild kann durchaus als attraktiv empfunden werden und Teil eines positiven Heimatempfindens sein. Wer die alte Vielfalt der Natur selbst nicht aktiv und bewusst erlebt hat, wird diese auch nicht vermissen.“ (34) Auch hier wird wieder die Frage nach Bewusstseinsbildung und Wertevermittlung sowie der damit verbundene Bildungsauftrag sichtbar, aus denen heraus Wahrnehmung und Bewahrung von historischer Kulturlandschaft gefördert werden können.

Drei Beiträge widmen sich der Frage, wie sich zeitgenössisches Bauen mit einer entsprechenden modernen Formensprache und Funktionalität kreativ und konstruktiv in eine historische Kulturlandschaft einfügen kann. *Peter Brückner* („Gestern – Heute – Morgen. Architektonische Antworten aus der Region“) verdeutlicht anhand von Beispielen anschaulich, wie Material, Struktur und Formgebung eine Vermittlerrolle zwischen historischen Beständen und modernen Ansprüchen ermöglichen. *Susanne Waiz* zeigt anhand „Der nicht mehr gebrauchte Stall – Eine Recherche in Südtirol“ wie sich ein obsolet gewordener Bestandteil eines Gebäudekomplexes geschickt umfunktionieren lässt, ohne die historische Formensprache zu beschädigen. Auch das verdeutlicht den Ansatz der Aneignung von Kulturerbe, die sowohl den vergangenen Wissensbestand in sein Recht stellt und gleichzeitig eine moderne Funktionalität ermöglicht. Dass dies auch im größeren Maßstab möglich ist, zeigt *Vinzenz Dufter* mit „De[m] Vetterhof bei Lustenau – Neues Bauen im landschaftlichen Kontext“. Wie kann eine moderne Hofanlage, die ganz andere Funktionen als ihr historisches Pendant benötigt, so gestaltet werden, dass sie sich gut in die historische Kultur- und damit Baulandschaft einfügt? Hier wird zum einen der Tatsache Rechnung getragen, dass funktionalistische Aspekte auch bei historischen Bauformen meist eine große Rolle spielten. Was ist hierbei das Kulturerbe – die historische Form oder ein konstruktives Aushandeln zwischen Funktionen und naturräumlichen Gegebenheiten? Ein angemessener Baukörper und naturnahe Materialien erlauben eine vermittelnde Lösung und zeigen konkret, wie sich Kulturerbe kreativ aneignen lässt.

Vier Beiträge ermöglichen praxisbezogene Einblicke in das Agieren mit und in Kulturlandschaften. *Bettina Kraus* verdeutlicht Konzeption, Aufbau und Pflege rund um „Die rekonstruierte Kulturlandschaft des Oberpfälzer Freilandmuseums Neusath-Perschen“. Damit markiert sie auch die Erweiterung der Aufgaben von Freilichtmuseen, die in den vergangenen Jahrzehnten

ten zunehmend immaterielles Kulturerbe in das kulturelle Gedächtnis der Museumslandschaft integriert haben. Gerade vor dem Hintergrund des Bildungsauftrages ermöglicht ein solches Inventar von Kulturlandschaftselementen, das Wissen um die naturräumlichen Gegebenheiten und die zugehörigen Handwerkstechniken einen vielschichtigen Zugang, der so nur im Museum möglich ist. Eingebunden in die Pflegemaßnahmen sind lokale Landwirte, womit im partizipativen Austausch das Kulturerbe auch über das Museum hinaus gesichert wird. Welchen Herausforderungen sich eine moderne Landwirtschaft stellen muss, verdeutlicht *Fritz Heiß*: „Wie hat sich die Kulturlandschaft verändert? Aus der Sicht eines Landwirts“. Den akademischen, landschafts- und kulturpolitischen Konzepten setzt er anschaulich die Notwendigkeiten eines agrarökonomischen Betriebes zur Seite, der auf seine Weise um den richtigen Weg ringt. Im Sinne eines Gute-Praxis-Beispiels verdeutlicht *Thomas Schwarz* mit „Land aus Bauernhand – Erhalt der Kulturlandschaft im Oberpfälzer Jura durch das Juradistl-Projekt“, wie die Pflege einer historischen Kulturlandschaft inklusive Fauna und Flora sowie die damit verbundenen Kulturtechniken auch ökonomisch erfolgreich sein können. Entscheidend dabei sind mehrfache Innovationen in Wirtschaftsweise und Marketing, über die historische und „traditionelle“ kulturelle Ausdrucksformen kreativ für die Zukunft weiterentwickelt werden können. Das Beispiel steht ebenso für die Möglichkeiten eines nachhaltigen Landschaftsmanagements, in dem historisches Wissen aufgegriffen wird, als auch für die Frage, welche neue Kulturlandschaft dadurch entsteht. Ebenfalls im Sinne eines Landschaftsmanagements und konkret auf eine politische Agenda hin ausgerichtet fragt *Marianne Badura*: „Wohin verschwindet die Kulturlandschaft? Ökologische und gesundheitliche Aspekte beim Umgang mit Kulturlandschaft.“ Sie verdeutlicht, dass es bei der historischen Kulturlandschaftspflege über ästhetische und historische Zugänge hinaus vor dem Hintergrund eines Gemeinwohlverständnisses sehr konkrete Anforderungen an die Politik gibt.

Abschließend werden zwei Inventarisierungsprojekte vorgestellt, die schon über viele Jahre wertvolle Arbeit geleistet haben. *Alfred Wolfsteiner* behandelt „Kulturlandschaft und Altstraßen – Das Projekt Andiamo“ und *Peter Morsbach* „Flur- und Kleindenkmäler. Wegmarken der Kulturlandschaft“. Sie widmen sich den nötigen erfassenden Arbeiten und der damit verbundenen, oft kleinteiligen Wissensproduktion mit historischen Quellen. Eben diese Landmarken bieten eine wertvolle Möglichkeit, das Gedächtnis einer Landschaft sichtbar zu machen, Geschichte zu verorten und historische Lebenswelten (auch und gerade in ihrer Auseinandersetzung mit der Natur) anschaulich zu vermitteln.

Die versammelten Beiträge machen deutlich, dass die Kulturlandschaftspflege ein konstruktives Zusammenspiel verschiedener Akteure und Konzepte benötigt, um gelingen zu können. Konsequenterweise ist von daher der interdisziplinäre Zugang des Bandes, der auch die Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten zwischen den Nutzungsansprüchen und Wertzuschreibungen sicht-

bar macht. Kulturlandschaft ist kein Bestand, vielmehr ein Handlungs- und Aushandlungsraum, in dem sich verschiedene Interessen überschneiden. Historische Kulturlandschaften stellen auch das Ergebnis kulturellen Handelns in Auseinandersetzung mit Natur und Gesellschaft dar, bilden darin einen Wissensspeicher, der für Fragen der Gegenwart nutzbar gemacht werden kann: Was lässt sich jenseits der Erhaltung aus der alten Kulturlandschaft für die neue lernen? Die Beiträge des Bandes machen die enorme Bedeutung von Wissen, Bildung und Wertevermittlung für das Verstehen und das Erhalten einer Kulturlandschaft sichtbar, der Fokus als Kulturerbe lässt sich damit unmittelbar als Bildungsauftrag verstehen; das erlaubt eine kreative und wertschätzende Weiterentwicklung einer historischen Kulturlandschaft. Für eine Begriffsschärfung und für anschauliche Beispiele sei der vorliegende Band wärmstens empfohlen.

Helmut Groschwitz, München

Simona Boscani Leoni u. Martin Stuber (Hgg.): Wer das Gras wachsen hört. Wissensgeschichte(n) der pflanzlichen Ressourcen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien-Verlag, 2017. 256 S. m. Abb., Tab. (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2017).

„Wer das Gras wachsen hört“ – so eine mögliche Lesart des Haupttitels – macht Wissensgeschichte und setzt sich mit dem so spannenden wie komplexen Verhältnis von Mensch und Nutzpflanze auseinander. Dem zugrundeliegenden Workshop geht eine mehr als zehnjährige Auseinandersetzung der Autor*innen mit dem Themenfeld in unterschiedlichen Konstellationen und Formaten voraus, weshalb der Untertitel mit seinem weiten Zeithorizont weniger überambitioniert gemeint ist, als er beim ersten Lesen wirkt. Dass diese Zusammenarbeit ausgesprochen fruchtbar war, macht die Qualität und Zusammenstellung der Beiträge mehr als deutlich. Die inhaltliche und konzeptionelle Rahmung, die damit verbunden sein dürfte, wird in einer leider viel zu kurz geratenen Einleitung mehr angedeutet als erklärt. Von vier Analyseebenen, namentlich „Perioden des Wissens, Objekte des Wissens, Orte und Akteure des Wissens und Formen des Wissens“ ist die Rede. Die darin jeweils benannten Kategorien jedoch werden als Vorschläge formuliert, ein explizierter Rahmen für die Beiträge – die zudem nicht alle im vorgeschlagenen Schema verortet werden – erscheint daher nur als Rudiment. Gerade weil ‚nützliche‘ und mehr noch ökonomisierbare Pflanzen ein so ubiquitäres Moment von Kulturentwicklung und -geschichte sind, reicht es nicht hin, einige bedeutungsvolle Stichworte in den diskursiven Raum zu stellen. Die Tatsache, dass es keine Wissensgeschichte pflanzlicher Ressourcen gibt, sondern diese mit und in den Beiträgen gewissermaßen erst entsteht, hätte Anlass zu starken Thesen sein sollen, statt als Rückzugsgelegenheit genutzt zu werden. So stellt die Einleitung vor allem eine implizite Aufforderung dar, die

reichhaltigen, abwechslungsreichen und belesenen Beiträge wie auch die darin formulierten Schlüsse und Ideen weiterzudenken.

Doch was genau behandeln diese? *Dorothee Rippmann Tauber* widmet sich der frühneuzeitlichen Auseinandersetzung mit neuweltlichen Pflanzen und damit der Frage nach dem Verhältnis zwischen Eigenem und Fremdem, das sich in der Natur, im Botanischen Garten oder eben auf dem Feld zeigt. Anhand der Hausväterliteratur analysiert *Ulrike Kruse* die Nützlichkeitskonzepte zentraler Autoren in deren Darstellungen anbauwürdiger Pflanzen vom ausgehenden 16. bis ins späte 18. Jahrhundert. Eben dieses stellt auch den zeitlichen Schwerpunkt fast aller folgender Studien dar, was die im Untertitel proklamierten Aussagemöglichkeiten über eine *longue durée* des Nutzpflanzenwissens doch etwas einschränkt. *Sophie Ruppel* liest phytho-theologische Schriften des 18. Jahrhunderts als protoökologische Konzepte von Naturverhältnissen, deren Tradition in „modernen“ Ökologiekonzepten des 20. Jahrhunderts durchscheint. Wissenschaftliches Wissen als Basis ökonomischer Vorteilsnahme und damit die Umwandlung von intellektuellem in monetäres Kapital hat *Simona Boscani Leoni* mit der Etablierung des Schweizer Torfabbaus insbesondere durch die Brüder Scheuchzer im Blick. *Meike Knittel* untersucht Wissen über Heilpflanzen als Spezialfall nützlicher Gewächse in Johannes Gessners (1709–1790) *Phytographia sacra* und die das Werk speisenden Wissensarten und Quellen. Gleich fünf Beiträge beschäftigen sich exemplarisch mit dem Aufeinanderprallen und Verschränken von unterschiedlichen Expertiseformen im Umfeld ökonomisch bedeutsamer Anbaukulturen und sind damit stark auf praktisches Wissen ausgerichtet: *Regina Dauser* widmet sich dem Tabakanbau in der Kurpfalz, *Sarah Baumgartner* diskutiert die Strategien der Züricher Ökonomischen Kommission zur Verfeinerung und Verbreitung praktischen Wissens über den Klee als Futterpflanze und *Gerrendina Gerber-Visser* sondiert entsprechende Strategien für Bern und die Textilpflanzen Hanf, Flachs und Brennnessel. Erst mit dem folgenden Beitrag treten wir aus dem 18. Jahrhundert wieder heraus. *Martin Stubers* Erzählung, die vom 17. bis ins 19. Jahrhundert reicht, spielt ebenfalls in Bern und zeigt anhand des Obstbaus die immer komplexere Institutionalisierung entsprechender Wissensbestände. Abschließend wird von *Juri Auderset* und *Peter Moser* ein Blick in das frühe 20. Jahrhundert geworfen und ausgehend von der damals gerade wiederentdeckten Mendel-Genetik die Verschränkung von wissenschaftlichem und bäuerlichem Wissen zum Getreideanbau und damit von Labor und Freiland aufgezeigt. Im Anschluss an die Workshopbeiträge findet sich ein übergreifender Kommentar von *Marcus Popplow*, der in seiner Anlage – den Forschungsstand aufzeigend, die einzelnen Beiträge einordnend und daraus Perspektiven für die weitere Arbeit entwickelnd – wunderbar als Erweiterung der Einleitung geeignet gewesen wäre und auch gleich zu Beginn gelesen werden kann.

Die Zusammenstellung der Artikel erscheint vielleicht auf den ersten Blick etwas willkürlich, exempla-

risch und bestenfalls der Chronologie der dargestellten Fallstudien geschuldet. Liest man aber hinein, so werden schnell Aspekte sichtbar, die über die Einzelbeiträge deutlich hinausreichen. So wird die über den Band hinweg beschriebene Professionalisierungstendenz von der frühen Neuzeit bis zur Moderne und die damit verbundene Differenzierung in institutioneller und textueller Hinsicht regelmäßig von der zweckgebundenen Verschränkung der neu entstandenen Wissensarten und -formen eingeholt. Deutlich wird damit auch – und dies ist gerade ohne einen entsprechenden und ausgeführten konzeptionellen Rahmen besonders bemerkenswert – nicht nur eine Gleichzeitigkeit der vielfältigen Expertiseformen aus bäuerlichem, administrativem oder auch wissenschaftlichem Alltag, sondern mehr noch deren Gleichwertigkeit als Weltzugänge. Präsentiert werden sie dabei nicht nur als vernetzt, sondern auch einander bedingend, beeinflussend und erweiternd.

Gerade wegen dieses breiten, ausgesprochen überzeugenden Ausweises einer dichten Wissenskultur und -geschichte pflanzlicher Ressourcen überrascht die mediale Beschränkung auf gedruckte Werke und seltene Archivquellen. Dinghafte Quellen und damit auch dingbezogene, etwa gestische Wissensformen, werden ausgeblendet, wo doch in der Einleitung des Bandes gleich zu Beginn der „material turn“ als ein zentrales Moment des neuen und hier ja auch umgesetzten wissen(schaft)shistorischen Blicks angesprochen wird. Bezeichnenderweise findet sich ein entsprechender Beitrag in der vorliegenden Publikation, jedoch hinter den Workshopbeiträgen als Rezension verfasst von eben jener Dorothee Rippmann Tauber, die in ihrem Aufsatz textuelle Umgangsweisen mit neuweltlichen Pflanzen beschreibt. In der Rezension bespricht sie ein Werk zu einem der ältesten Herbarien der Welt, dem des Basler Arztes Felix Platter (1536–1614). Die Belege darin reichen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zurück und damit in eben jene Zeit, die Rippmann Tauber in ihrem Artikel behandelt. Herbarien als Medium der Wissensgenerierung, -speicherung und -kommunikation sowie Botanisieren als Wissensform spielen dort allerdings nur eine sehr untergeordnete Rolle gegenüber gedruckten Büchern, obwohl sie aus einer Kulturgeschichte der Pflanzen nicht wegzudenken sind. Eine Verdinglichung könnte auch dabei helfen, das Thema für ein breites methodisches Arsenal aufzuschließen und vielleicht sogar jene domänenübergreifende Verbindung von fachbotanischem, (agrar-)ökonomischem, administrativem und gärtnerischem mit wissens- und wissenschaftshistorischem Wissen etablieren, wie sie in vergleichbarer Intensität auch den Untersuchungszeitraum prägte und damals ausgesprochen fruchtbar war.

In der Breite der behandelten Themen und Fragestellungen kann der Band deshalb sicher nicht nur von Vertreter*innen der Kulturwissenschaften mit Gewinn gelesen werden. Gerade die Anerkennung sehr unterschiedlicher gleichzeitiger Wissensbestände prädestiniert diese Wissensgeschichte als Ausgangspunkt weitreichender transdisziplinärer Überlegungen.

Michael Markert, Göttingen

Forschungsschwerpunkt „Tier – Mensch – Gesellschaft“ (Hg.): Vielfältig verflochten. Interdisziplinäre Beiträge zur Tier-Mensch-Relationalität. Bielefeld: transcript, 2017. 356 S. m. Abb., z. T. farbig, Tab. (Human-Animal Studies).

Mit dem vorliegenden Buch veröffentlicht der durch das Land Hessen von 2014 bis 2017 geförderte LOEWE-Forschungsschwerpunkt „Tier – Mensch – Gesellschaft“ seinen zweiten interdisziplinären Sammelband (nicht mitgezählt sind vier weitere, von Mitgliedern dieses äußerst produktiven Forschungsverbunds edierte Sammelbände, drei Zeitschriften-Themenhefte sowie eine thematisch einschlägige Monographie).¹ Nach Fragen der Methodik einer interdisziplinären Tierforschung² geht es in diesem, auf eine Tagung zurückgehenden Band um die Vielheit und Verschiedenheit der Wahrnehmung und Gestaltung der Mensch-Tier-Beziehungen. In den Blick geraten wechselseitiges Aufeinander-Bezogenheit, Grenzziehungen ebenso wie Interaktionen und (A)Symmetrien – um die drei Sektionen des Bandes zu benennen, denen jeweils sechs Beiträge zugeordnet sind. Mit insgesamt 27 ForscherInnen ist hier eine beachtliche Bandbreite wissenschaftlicher Expertise vertreten; WissenschaftlerInnen unterschiedlicher Qualifikationsstufen aus elf Disziplinen stellen ihre je eigenen Perspektiven auf Mensch-Tier-Verflechtungen vor. Die Zusammenarbeit von im Einzelnen recht verschiedenen Fächern aus den Natur-, Kultur- und Sozialwissenschaften gehört zu den Besonderheiten dieses Schwerpunkts, der auch Hoffnung auf eine Überwindung der in der deutschsprachigen Forschung noch stark gelebten Dichotomie zwischen sogenannten Natur- und sogenannten Kulturwissenschaften macht. Statt starre Gegensätze aufrecht zu erhalten, verbindet die hier versammelten Beiträge eine differenzierte Sicht auf Nuancen, Übergänge, Komplexitäten, ohne dass dabei Unterschiede zwischen den Arten oder den diese erforschenden Disziplinen grundsätzlich aufgegeben würden. Durch die gemeinsame Fragestellung zusammeng gehalten, situieren sich die einzelnen Beiträge in Zeit und Raum sehr divergent von der Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung bis zu zeitgenössischen Praktiken reicht die historische Perspektive, räumlich gilt der Blick vornehmlich dem globalen Norden.

Nach einer kurzen Vorstellung des Themas und der Beiträge des Bandes durch den damaligen Sprecher des Forschungsschwerpunkts, den Historiker *Winfried Speitkamp* (9–32), eröffnet die Philosophin *Francesca Micheli* die Sektion „Grenzziehung“ mit ihrer Frage nach der im Zuge des animal turn in die Kritik geratenen klassischen philosophischen Unterscheidung von Umwelt gebundenen Tieren sowie Welt habenden Menschen (35–48). Ihr Beitrag plädiert für eine nuancierte Wahrnehmung von Verschiedenheit (beispielhaft ausgeführt anhand von Helmuth Plessners philosophischer Anthropologie). Die Kunstwissenschaftlerin *Stephanie Milling* thematisiert anhand des „Rat Piece“ des amerikanischen Performance-Künstlers Kim Jones (bei dem dieser drei lebende Ratten auf der Bühne verbrannte) eine, menschliche BetrachterInnen ob ihrer Brutalität eher abschreckende Inszenierung der Verschränkung

von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Menschen und Tieren (49–63). Mit dem Ansatz der Ecological Hermeneutics des Bibelwissenschaftlers Norman C. Habel stellt die Alttestamentlerin *Yvonne Sophie Thöne* eine alternative Lesart der Schöpfungsgeschichte vor, die die Erschaffung der Welt als gemeinsames Projekt einer differenzierten Sozialsphäre begreift, in der Gott, Menschen, Tiere und Erde in jeweils spezifischer Weise interagieren (65–83). Um aktuelle Wahrnehmung der Unterschiede von Tieren und Menschen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft geht es dem Soziologen *Ulf Liebe*, dem Agrarwissenschaftler *Benedikt Jahnke* und der Literaturwissenschaftlerin *Ulrike Heitholt* (85–101). Deutlich wird, dass viele BundesbürgerInnen Gemeinsamkeiten von Tieren und Menschen betonen, ohne aber eine grundsätzliche Gleichheit und Gleichberechtigung der Spezies zu vertreten. Wie Insekten im 18. Jahrhundert als Modellorganismen der Fassung von Grenzen zwischen Natur und Kultur, aber auch der Entwicklung eines Verständnisses der Gemeinsamkeiten allen Lebens dienen, zeigt der Historiker *Thomas Rubland* (103–121). Zeitlich schließt der Beitrag des Kunsthistorikers *Christian Presche* hier unmittelbar an, wenn er die Kunstschätze der hessischen Landgrafen nach Tierdarstellungen und deren Funktionen sichtet (123–138).

Auch die folgende Sektion „Interaktion“ fasst sehr verschiedene Beiträge: Die Europäische Ethnologin *Wiebke Reinert* stellt zoologische Gärten des 19. Jahrhunderts als interaktive, multifunktionale soziale Räume vor, die ebenso der Unterhaltung dienten wie der von der Autorin so bezeichneten Inszenierung von „Hochnatur“, einer zum Kulturgut stilisierten Natur (141–156). In allen Räumen der Begegnung von Menschen und Tieren wird dabei mit dem Fortschreiten der Moderne der Beachtung des sogenannten Tierwohls zunehmend Bedeutung eingeräumt. Wie sich ein Verständnis dieser Kategorie vom alltagsweltlichen zum wissenschaftlichen Konzept entwickelte, thematisiert der Philosoph *Christopher Hilbert* (157–172). In dem folgenden Beitrag aus der Ethologie von *Birgit Benzing* und *Ute Knierim* werden heute geltende Indikatoren, Methoden und Verfahren der Tierwohldefinition vorgestellt, von denen sich zugleich Beziehungskonzepte von Menschen zu ihren Tieren ableiten lassen (173–187). Die sich anschließende ethologische Untersuchung von *Asja Ebinghaus*, *Silvia Ivemeyer*, *Julia Rupp* und *Ute Knierim* fokussiert auf Untersuchungsindikatoren für das Mensch-Tier-Verhältnis am Beispiel der Milchkühe (189–205). Wie dagegen Bilder Wirklichkeitserfahrungen strukturieren und welche Relevanz in diesem Zusammenhang den Bildern für die Mensch-Tier-Interaktion zukommt, ist Thema des Beitrags des Soziologen *Daniel Wolf* (207–222). Die Sektion wird beschlossen durch die Literaturwissenschaftlerin *Susanne Schul*, die anhand verschiedener Fassungen des Wolfdieterich-Epos zeigt, wie unterschiedlich im Feld menschlichen Erzählens eine Interaktion von Menschen und Wölfen entworfen werden kann (223–239).

Die Literaturwissenschaftlerin *Anna-Theresa Kölzner* eröffnet die dritte Sektion „(A)Symmetrien“ mit einem

Beitrag über die Figur des Wiedehopfs in Konrad von Megenbergs „Buch der Natur“ als Beispiel dafür, wie Natur- und Kulturgeschichte erzählerisch wechselseitig verschränkt werden können (243–258). Mit vergleichbarer Stoßrichtung zeigt die Kunsthistorikerin *Silke Förschler* die Brüchigkeit der in der Moderne entwickelten Kategorien Natur und Kultur anhand von Materialitäten und Darstellungsweisen eines Rhinoceros in Ausstellungsräumen der Frühen Neuzeit (259–274). Die Interdependenz von Räumen mit Mensch-Tier-Beziehungen zeichnet der Historiker *Felix Schürmann* anhand des von Bernhard Grzimek geleiteten Artenschutzprojekts auf der Insel Rubondo in Tansania nach (275–292). Die Pferdewissenschaftlerin *Diana Krischke* knüpft in ihrem Aufsatz an Beiträge der vorherigen Sektion an, wenn sie die Bedeutung der Zuchtschauen für die Rinderzucht untersucht (293–308). Wie Mensch-Tier-Beziehungen unmittelbar in die Rinderzucht eingehen, ist Thema des sich anschließenden Beitrags aus den Agrarwissenschaften von *Laura Santos*, *Kerstin Brügemann* und *Sven König* (309–326). Der Band schließt mit einem Artikel des Soziologen Ulf Liebe und des Agrarwissenschaftlers Benedikt Jahnke über heterogene Motive und damit verbundene unterschiedliche Protestformen von TierrechtsaktivistInnen (327–349).

Bereits dieser Schnelldurchgang durch die Inhalte und Herangehensweisen deutet die Multiperspektivität des vorliegenden Bandes an. Hier wird eine Fülle unterschiedlicher Forschungen zusammengeführt, jeweils auf dem neuesten Stand des betreffenden Forschungsfeldes. Wer sich über neue Ansätze der Literary Animal Studies informieren will oder wer sich für die historische Entwicklung der Erforschung von Mensch-Tier-Verhältnissen im Rahmen der Human Animal Studies interessiert, wird hier ebenso fündig wie an ethologischen und Tierrechtsfragen Interessierte. Damit angesprochen ist freilich auch das Risiko, dass die Spannweite der in Zeit und Raum aufgeworfenen Themen eklektisch wirken kann, denn die Verschränkung verschiedenster Disziplinen gelingt nur teilweise. Die gemeinsame AutorInnenchaft einzelner Beiträge und die potenziell fruchtbare Mischung von Beiträgen unterschiedlicher fachlicher Provenienz innerhalb einer Sektion wirken nicht immer überzeugend, so dass manches eher nebeneinandergestellt als verbunden oder gar verschränkt wirkt. Dies äußert sich bereits in der äußeren Form einzelner Artikel, die teils unterschiedlichen Schreibgewohnheiten ihrer Disziplinen folgen (etwa der Beitrag von Ebinghaus, Ivemeyer, Rupp und Knierim). Vor diesem Hintergrund ist bedauerlich, dass die Brückenfunktion der Anthropologien nicht genutzt wird, denn kaum ein Fach hat seine interdisziplinäre Anlage so gut für die Verschränkung auch natur- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen genutzt wie die Sozialanthropologie und zunehmend auch die deutschsprachige Europäische Ethnologie. Stichwortgeber dieser Forschungen wie den britischen Sozialanthropologen Tim Ingold sucht man hier vergebens. So dokumentiert der vorliegende Sammelband eine Zwischenstufe auf dem Feld des Aufbruchs der verschiedenen Disziplinen im gemein-

samen Projekt einer Verbindung von klassischen natur- und kultur- sowie sozialwissenschaftlichen Disziplinen auf dem Feld der Mensch-Tier-Forschung. Dass gelingende Interdisziplinarität, die Entwicklung gemeinsamer Perspektiven und einer gemeinsamen Sprache, ein komplexer sozialer Prozess ist, der erhebliche Zeit, Aufmerksamkeit und Mühen verlangt, hat jüngst etwa die interdisziplinäre Göttinger Forschergruppe um die Europäische Ethnologin Regina Bendix reflektiert.³ Angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, die in vielen Feldern eine Zusammenführung unterschiedlichster fachlicher Perspektiven erforderlich machen, sowie angesichts der Bedeutsamkeit der auch andere Spezies reflektierenden Kulturwissenschaften ist der LOEWE-Gruppe zu wünschen, dass sie ihre Arbeit in der geplanten Form eines Sonderforschungsberichts fortsetzen und dabei die vielversprechend angelegten disziplinären und inhaltlichen Verschränkungen der unterschiedlichen Fächer vertiefen kann.

Anmerkungen

¹ Vgl. <https://www.uni-kassel.de/projekte/tier-mensch-gesellschaft-ansatze-einer-interdisziplinaeren-tierforschung/publikationen.html> [25. 11. 2018].

² *Forschungsschwerpunkt „Tier-Mensch-Gesellschaft“* (Hg.): Den Fährten folgen. Methoden interdisziplinärer Tierforschung. Bielefeld 2016.

³ *Regina Bendix, Kilian Bizer u. Dorothy Noyes: Sustaining Interdisciplinary Collaboration. A Guide for the Academy.* Urbana 2017.

Michaela Fenske, Würzburg

Matías Martínez (Hg.): *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart: J. E. Metzler, 2017. 363 S. m. Abb., Tab.

Dieses Handbuch enthält 51 Kapitel von 54 Autor(inn)en, etwa zur Hälfte von deutschen Sprach- und Literaturwissenschaftlern, und erweckt durch seine Schlagwortauswahl und einen gewissen systematischen Ansatz das Interesse auch der volkskundlich-ethnologisch-kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. Es betont – außer zwei Kapiteln zu den Grundlagen (Was ist Erzählen?; Bausteine des Erzählens) – die „Medien des Erzählens“ (17 Kapitel: von Comic und Computerspiel über Hörfunk und Hypertext bis zu Transmediales Erzählen und Webserie), „Soziale Felder des Erzählens“ (12 Kapitel: von Alltag und Journalismus über Politik und Psychotherapie bis zu Wirtschaft und Wissenschaft), die „Funktionen des Erzählens“ (15 Kapitel: von Ausrede und Beglaubigen über Erklären und Gruppenbildung bis zu Veranschaulichen und Vorhersagen), schließlich „Psychologie und Anthropologie des Erzählens“ (5 Kapitel: darunter Erzählen interkulturell und Erzählkompetenz).

Das ist ein bemerkenswertes Programm. Freilich: Enttäuschung lässt nicht lange auf sich warten und steigert sich zu ungläubigem Staunen. Kann es das wirklich ge-

ben: ein vorgeblich interdisziplinäres Handbuch, das die ethnologische und empirisch-kulturwissenschaftliche Erzählforschung praktisch nicht zur Kenntnis nimmt; das von der mündlichen Erzählkultur und ihrer Jahrtausende alten Geschichte anscheinend nichts wissen will, ja sogar die aktuell weltweit blühende Renaissance des performativen Erzählens offensichtlich nicht einmal bemerkt; das das große internationale, gerade abgeschlossene 15-bändige Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung (mit achthundert Autoren aus aller Welt), die „Enzyklopädie des Märchens“ (1977–2015), schlicht übersieht? Man fragt sich, mit welcher Ignoranz oder Arroganz ein Sprach- oder Literaturwissenschaftler begabt sein muss, um Interdisziplinarität zu versprechen und dann so ein Werk unter dem umfassenden Titel „Erzählen“ (nicht etwa „Aspekte literarischen und alltäglichen Erzählens“) zu publizieren. In meinen Augen bedeutet „interdisziplinär“ nicht nur, ein paar Autoren aus verschiedenen Disziplinen zu versammeln, sondern besonders solche Autoren, die auch über den Tellerrand ihrer Fachdisziplin zu blicken vermögen. Das ist bei vielen Beiträger(inne)n hier nur begrenzt der Fall (bei anderen schon). Gipfel meines Erstaunens aber ist, dass in einem renommierten geisteswissenschaftlichen Verlag offenbar kein Lektor die Schiefelage bemerkt hat.

Über die Qualität der einzelnen Beiträge hinsichtlich sprach- und literaturwissenschaftlicher Analyse mag die eigene Fachzunft urteilen. Sie dürfte über das Phänomen des literarischen Erzählens und dessen Bausteine (also die hier vorgelegten Grundlagen) sich an fruchtbarere Lektüren erinnern. Im vorliegenden Fall heißt das Ergebnis des Herausgebers: „Erzählen ist Geschehensdarstellung + x“ (6). Wer an der diffizilen Ausfaltung von Begrifflichkeiten interessiert ist, wird sich in vielen Beiträgen luxuriös bedient sehen (Artikel „Film“), muss bei den Erzählinhalten dagegen mit karger Kost zufrieden sein. Meine Kritik zielt hier jedoch weniger auf die Details der Artikel (es gibt zahlreiche gute und sehr anregende Beiträge, die das Weiterdenken lohnen: Musik, Skulptur, Tanz, Theologie, Werbung, Wissenschaft, Anthropologie des Erzählens und viele andere), sondern auf eine Lücke im Grundkonzept. Man gewinnt den Eindruck, dass die Verantwortlichen performatives Geschichtenerzählen nie erlebt haben; sie wissen offenkundig nicht, dass es eine immense Feldforschung dazu gibt; und sie glauben offenbar, dass die Analyse des Erzählens sich mehr oder weniger in einer Erzähltextanalyse erschöpft. Von den 26 Textspalten der „Bausteine des Erzählens“ (einer inhaltsreichen Skizze, die freilich weder auf Eberhard Lämmerts „Bauformen“ noch André Jolles’ „Einfache Formen“ eingeht, schon gar nicht auf das Erzählen als dialogisches Prinzip mit seinen nonverbalen und parasprachlichen Verständigungsweisen zwischen den Erzählenden und Zuhörenden im Erzählprozess) entfallen zum Beispiel gerade mal zweieinhalb Spalten auf die „Pragmatik des Erzählens“, wo vor allem „Paratext und Autorschaftsinszenierung“ abgehandelt werden.

Von der Faszination und der berührenden Suggestion performativen Erzählens, von den enormen kommu-

nikativen Möglichkeiten solchen Erzählens über das Sprachliche hinaus, zumal von seiner Aktualität in einer von Migrationsströmen durchzogenen globalisierten Welt, vermittelt dieses Handbuch wenig, eröffnet dafür aber in Artikeln wie „Politik“ oder „Religiöse Identitätsbildung“ andere interessante Aspekte. Neben begrifflichen Analysen, vielfältigen Themen und einem weiten Blick auf neue Medien des Erzählens (Internet, Soziale Netzwerke) ist das Buch – aus meiner Sicht – leider auch durch seine Defizite charakterisiert. Eklatante Beispiele dafür sind der Artikel „Mündliches Erzählen“, der ausschließlich konversationsanalytisch angelegt ist (Grundlagenwerke zur Analyse des mündlichen Erzählens, etwa von Walter J. Ong und Eric A. Havelock, werden nicht genannt), oder der Umstand, dass unter den vielen Funktionen des Erzählens ausgerechnet ein Beitrag über „Unterhalten“ (privates und professionelles, „zeitvertreibendes“ Geschichtenerzählen) fehlt, oder etwa der Artikel „Theater“, der „Erzählerische Elemente und das Konzept des ‚epischen Theaters‘“ sowie das „Theater als plurimediales und plurisemiotisches Erzählmedium“ erörtert, aber nichts über genuines Erzähltheater (Dario Fo, Friedrich Karl Waechter) als eine eigenständige Ausdrucksform sagt. Solche Lücken erscheinen, zumindest mir, schwer begreiflich. Man könnte vermuten, dass manche von Erzählinhalten fast leeren, abstrakten Begriffsdarlegungen sich im Grunde gar nicht an ein breiteres Publikum, darunter Erzähler(innen) und Erzählforscher(innen), wenden wollen, sondern nur an einen elitären Zirkel sogenannter Narratologen. Ausnahmen, wie die Artikel „Emotionalisieren“ von *Katja Mellmann* oder „Alltag“ des Ethnologen *Ingo Schneider* sowie andere, bestätigen die Regel.

Um den interessierten Leserinnen und Lesern deutlich zu machen, wie lebensentfremdet und emotional ärmlich sich dieses Handbuch ohne das mündliche Geschichtenerzählen präsentiert, möchte ich hier zum Schluss zwei neuere anschauliche Publikationen zum lustvollen Thema „Erzählen“ nennen, aus denen man schon beim raschen Durchblättern ganz andere Eindrücke gewinnen wird: *Kristin Wardetzky* u. *Christiane Weigel*: *Sprachlos? Erzählen im interkulturellen Kontext. Erfahrungen aus einer Grundschule*. Baltmannsweiler 2008; *Nikola Hübsch* u. *Kristin Wardetzky* (Hgg.): *Zeit für Geschichten. Erzählen in der kulturellen Bildung*. Baltmannsweiler 2017 (mit 28 sehr unterschiedlichen und differenzierten Beiträgen sowie zwei pointierenden Memoranden zu den Chancen und der Notwendigkeit des Erzählens in unserer Zeit).

Helge Gerndt, München

Elke Schumann, Elisabeth Gülich, Gabriele Lucius-Hoene u. Stefan Pfänder (Hgg.): *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis*. Bielefeld: transcript, 2015. 380 S. m. Abb., Tab. (Edition Kulturwissenschaft, Bd. 50).

Nahezu alles, was Menschen sich erzählen, erzählen sie mehrmals, also wieder und wieder. Obwohl Wiedererzählen so gesehen schlicht den Normalfall des Erzählens darstellt, fand das Phänomen aus der Perspektive der Erzählforschung überraschenderweise bisher wenig Beachtung. So gibt es etwa in der Enzyklopädie des Märchens kein einschlägiges Stichwort. Aber auch in einem erst kürzlich erschienenen, breit angelegten Handbuch des Erzählens sucht man vergeblich nach einem entsprechenden Artikel.¹

Der zur Besprechung vorliegende Sammelband stellt – zumindest in der deutschsprachigen Forschungslandschaft – einen ersten, wichtigen Schritt zur Schließung einer seit langem bestehenden Lücke dar. Er geht zurück auf ein Projekt mit dem Titel „Formen des Wiedererzählens. Konstanz und Variation aus sprachwissenschaftlicher und psychologischer Perspektive“. Die versammelten Beiträge erörtern eine ganze Reihe unterschiedlicher Facetten beziehungsweise Perspektiven der Thematik. Bei der zweifellos fundamentalen Bedeutung der kulturellen und sozialen Praxis des Wiedererzählens ist es allerdings schade, dass die AutorInnen fast ausschließlich – wie bereits der Projekttitle verrät – aus den beiden Disziplinen Sprachwissenschaft und Psychologie stammen. Beide Fächer haben ihr spezifisches Interesse am Thema (Wieder-)Erzählen und tragen wertvolle Erkenntnisse zu diesem bei. Während das erstgenannte das Phänomen vordringlich aus der Perspektive der Gesprächsanalyse betrachtet, interessiert sich das zweite vor allem für (Wieder-)Erzählungen als Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien traumatischer Erfahrungen. Eine breitere, interdisziplinäre Zusammenarbeit wäre aus der Sicht des Rezensenten wünschenswert gewesen, zumal sich auf dem hochkonjunkturellen Feld der Erzählforschung VertreterInnen zahlreicher Disziplinen tummeln, die zur Thematik mit Sicherheit Unterschiedliches beitragen könnten. Die internationale Erzählforschung in der Tradition der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft, nur für diese kann der Rezensent sprechen, muss sich allerdings selbst bei der Nase nehmen beziehungsweise die Frage gefallen lassen, weshalb sie das Format des Wiedererzählens bislang nicht theoretisch erfasst hat. Der mögliche Einwand, dass ja beinahe alles Erzählen ein Wiedererzählen sei und Prozesse der Veränderung von Erzählstoffen in Studien zum lebendigen Erzählen immer wieder berücksichtigt worden wären, greift auf alle Fälle zu kurz, wie der vorliegende Band eindrucksvoll unter Beweis stellt.

Wiedererzählen kann, das ist nicht verwunderlich, in den diversesten Formen und Funktionen begegnen. In verschiedenen Kontexten kann es sehr unterschiedliche Konsequenzen nach sich ziehen. Während es den ErzählerInnen in zwanglosen Alltagssituationen in gewissem Maße freisteht, was sie wann und wie wiedererzählen, gibt es auch Kontexte, in denen der Modus und die Detailtreue wiederholten Erzählens schicksal-

hafte Bedeutung erlangen kann, etwa in Asylverfahren oder vor Gericht. Sogenannte „shared stories“, innerhalb einer Gruppe bekannte Erzählungen, können zum einen bei wiederholtem Erzählen die Gruppenidentität stärken. Andererseits kann eine immer wieder erzählte individuelle Geschichte der persönlichen Identitätskonstruktion oder der narrativen Bewältigung individueller Erfahrungen dienen.

In der Einleitung formulieren die HerausgeberInnen ihre mit dem Projekt beziehungsweise dem daraus entstandenen Band verbundenen Absichten. Da es bislang wenig Daten und Studien zum Thema gibt, möchten sie vor allem einmal die Datenbasis erweitern und methodische Anregungen geben. Ein weiteres Anliegen ist das Aufzeigen von Querverbindungen zu Konzepten wie denen der Vorgeformtheit oder des Leitmotivs. Zudem soll die Rolle von Kontexteinflüssen untersucht werden: Inwieweit sind Änderungen in der Erzählweise direkt Folge von Kontexteinflüssen, übertragen sich dann aber gleichsam automatisch auf spätere Wiedererzählungen? Aber auch: Welche praktische Relevanz, welche realen Konsequenzen haben Wiedererzählungen? Die Beiträge des Bandes sind unter drei Gesichtspunkten angeordnet. Ich möchte aus jedem davon einen Text etwas näher vorstellen. Das erste Kapitel „Formen, Strategien und Konzepte wiederholten Erzählens“ beginnt mit einem Text von *Heike Knerich* über „Konzepte der Vorgeformtheit und Wiedererzählen“. Am Beispiel von Gesprächen zwischen einem Arzt und einer an Panikattacken leidenden Patientin geht die Autorin der Frage nach, wie sehr sich ErzählerInnen beim Wiedererzählen an vorgeformten Mustern, Formen und Strukturen orientieren. Knerichs Interesse richtet sich vor allem auf das wechselseitige Verhältnis der Konzepte der Vorgeformtheit und des Wiedererzählens aus einer theoretisch-methodischen Perspektive. Die Autorin gelangt zu dem Ergebnis, dass beide zur begrifflichen Schärfung des jeweils anderen beitragen können. Die Patientin erscheint in erster Linie als Datenquelle. Als Mensch mit spezifischen Problemen wird sie dagegen kaum spürbar. Auch hätte man die konkrete Erzählsituation, das hierarchische Gefälle zwischen Arzt und Patientin und deren mögliche Auswirkungen auf die Erzählungen thematisieren können.

Das zweite Hauptkapitel steht unter der Überschrift „Bearbeitung biographischer Erfahrungen als Funktion des Wiedererzählens“. In einem gemeinsam verfassten Beitrag loten *Elisabeth Gülich* und *Gabriele Lucius-Hoene* unter dem allgemeinen Titel „Veränderungen von Geschichten beim Erzählen“ das Potential interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen linguistischer Gesprächsanalyse und Psychologie beziehungsweise Psychotherapiewissenschaft am Beispiel narrativer Rekonstruktionen traumatischer Erfahrungen aus. Auch dieser Beitrag ist in erster Linie methodisch angelegt und arbeitet mit Erzählungen einer Patientin. In diesem Fall handelt es sich um eine unter einer ungeklärten Schmerzsymptomatik leidende siebzigjährige Frau, die sich zum Zeitpunkt der wiederholten Befragung in einer psychosomatischen Klinik aufhielt. Die Autorinnen gehen davon aus, dass sich weder zufällig noch be-

liebig erbe, „was beim Wiedererzählen gleich bleibt und was sich verändert“ (136). Im Mittelpunkt der dreimal, jeweils unterschiedlichen Interviewerinnen erzählten Geschichte steht ein frühkindliches Schlüsselerlebnis der Frau: Wie sie als Kleinkind die Reaktion der Mutter auf den Beginn des Zweiten Weltkrieges erlebte beziehungsweise sich heute daran erinnert. Wenig überraschend zeigen sich gewisse Abweichungen respektive Unterschiede im erzählenden Erinnern des Geschehens und vor allem in dessen nachträglicher Bewertung. Worauf diese zurückzuführen sind, vermag der Beitrag nicht eindeutig zu beantworten. So wird zwar erst in der zweiten und dritten Version die nachträgliche Deutung des traumatischen Erlebnisses als erstes Herausreißen aus der Welt des Kleinkinddaseins formuliert. Weshalb das so ist, bleibt unklar. Die Frau könnte bei der ersten Erzählung einfach nicht an eine Bewertung gedacht haben und erst durch die wiederholte Erzählauforderung zu einer Einordnung ihrer Erinnerung animiert worden sein. Auch hier würde ich sagen: Kontext und das Subjekt der Erzählerin hätten mehr Aufmerksamkeit verdient.

Der dritte Abschnitt widmet sich dem „Wiedererzählen als alltagsweltliche[r] und institutionalisierte[r] Praxis“. Letztere finden wir vor allem in rechtlichen Kontexten, etwa in Gerichts- oder Asylverfahren. Dort hat sie mitunter einschneidende Konsequenzen für den Erzähler. Ein nicht nur in dieser Hinsicht lesenswerter Beitrag gilt unter dem Übertitel „... auf Basis welcher Ungereimtheiten und Widersprüche dem Vorbringen die Glaubwürdigkeit zu versagen war“ dem „Erzählen und Wiedererzählen im Asylverfahren“, so der Untertitel. *Brigitta Busch* behandelt darin die Geschichte eines tschetschenischen Asylbewerbers in Österreich, der aufgrund seiner voneinander abweichenden Aussagen im Rahmen seines Verfahrens nach Russland abgeschoben wurde, wo er sofort verhaftet und eingesperrt wurde. Obwohl wir nahezu täglich medial mit Meldungen zur Migrations- und Asylfrage konfrontiert sind, ist uns im Allgemeinen nicht bewusst, dass die Art und Weise, aber auch die Form des Wiedererzählens der jeweiligen individuellen Fluchtgeschichte ein, wenn nicht das entscheidende Kriterium in Asylverfahren darstellt. Die Autorin unterscheidet vier Gründe für die Ablehnung im Prozess der Befragungen beziehungsweise des Erzählens: den Vorwurf des gesteigerten, des abgeschwächten, des widersprüchlichen Vorbringens und schließlich auch einer zu weitgehenden Gleichheit der Erzählung. Somit kann es die/der AsylbewerberIn beinahe nur falsch machen. Die besten Aussichten haben Brigitta Busch zufolge Erzählungen, die inhaltlich gleich, aber formal variiert erzählt werden (320). Im Falle der Ablehnung des Antrags des tschetschenischen Asylbewerbers wurde der Vorwurf des gesteigerten Vorbringens zum Kriterium der Ablehnung. Der Betroffene hatte nicht bei der ersten, sondern erst bei späteren Befragungen angegeben, selbst Kämpfer gewesen zu sein. Auf die Frage, weshalb er dies nicht bereits bei der ersten Einvernahme angegeben habe, antwortete der Mann, er sei nicht so genau befragt worden. Es liegt auf der Hand, dass eine ganze Reihe von Fak-

toren die wiederholten Befragungen beziehungsweise das Wiedererzählen der Fluchtgeschichten sehr problematisch, also sehr schwer einschätzbar machen. Zum einen handelt es sich grundsätzlich um eine Machtsituation, in der die Befragten einem mehrfachen Stress ausgesetzt sind. Zum anderen liegen die Befragungen oft lange, mitunter Jahre auseinander. Dann werden die Erzählungen weitgehend dekontextualisiert und ohne die Fragen der Asylbehörde aufgezeichnet. Dabei hängt es natürlich entscheidend von den Fragen der Beamtin/des Beamten ab, was geantwortet wird. Dazu kommt, dass es sich immer um eine Situation der Mehrsprachigkeit handelt, also Dolmetscher mit unterschiedlichem Vorwissen beteiligt sind. Hier gab es auch schon Fälle, in denen russische Dolmetscher ganz bewusst die Erzählungen der AsylbewerberInnen falsch und zum Nachteil der/des Betroffenen übersetzten. Die Bewertungen der Behörde erfolgen dann grundsätzlich auf der Basis von Niederschriften, teilweise gar nur von Zusammenfassungen von RichterInnen. Dazu kommt noch, dass Beamte und AsylbewerberInnen aufgrund unterschiedlicher Kommunikationstraditionen oder -konventionen und Formen des Sprechens mitunter aneinander vorbeireden (328 f.). Kurz gesagt: Aus der Sicht der Erzählforschung stehen gravierende Bedenken hinter der Beurteilung der Migrationsgeschichten als Entscheidungskriterium im Rahmen von Asylverfahren. Damit verbunden ist eine Reihe von unhaltbaren Annahmen, etwa dass sich eine wahre von einer erfundenen Geschichte eindeutig unterscheiden ließe und dass eine wahre Geschichte in etwa immer gleich erzählt würde. Die Erzählforschung hätte hier zweifellos die Expertise, an einer Verbesserung der Verfahren mitzuwirken. Gerade der letzte Beitrag zeigt, wie wichtig eine theoretische, methodische und praktische Beschäftigung mit der Kulturtechnik des Wiedererzählens ist. Den HerausgeberInnen und AutorInnen sei daher für ihre Initiative gedankt. Wünschenswert wäre auf der einen Seite – das wurde bereits gesagt – eine Forschung, die die ErzählerInnen nicht in erster Linie als Datenquellen, sondern als Menschen mit oft schweren traumatischen Erfahrungen betrachtet, also mit viel Respekt und Empathie. Wünschenswert und wichtig wäre aber auch, dass die Thematik disziplinär noch weiter ausgreift, das heißt auch von anderen mit der Erzählforschung befassten Disziplinen beforscht wird.

Anmerkung

¹ *Matías Martínez* (Hg.): *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart 2017.

Ingo Schneider, Innsbruck

Silke Meyer: Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt am Main/New York: Campus, 2017. 447 S. (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd. 12).

„Das verschuldete Selbst“ erschließt ein hochaktuelles, gesellschaftlich brisantes Thema, bettet dieses auf spannende Art in kulturgeschichtliche Zusammenhänge ein und demonstriert dabei eindrucksvoll, wie methodische und epistemologische Schwerpunkte der Europäischen Ethnologie ihre Kraft entfalten können. Dass es sich um die überarbeitete Fassung einer von der Universität Innsbruck angenommenen Habilitationsschrift handelt, sollte nicht vor der Lektüre zurückschrecken lassen: Die der Gattung eigentümliche wissenschaftliche Gravität ist hier nicht durch sperrigen Stil oder erschlagende Materialfülle erkauft, wiewohl der Erkenntnisgewinn beträchtlich ist.

Einleitung und erstes Kapitel bieten eine sozialanthropologisch fokussierte Kulturgeschichte des Kreditwesens und der sozialen Dimension von Schuldverhältnissen, wobei auch ethnologische und philosophische Theorien zu Gabe und Tausch einbezogen werden. Historisch greift *Silke Meyer* hier sehr weit aus und bezieht überdies Beispiele aus den verschiedensten Erdteilen mit ein. Doch über diskursanalytische Ansätze bezüglich der Konstituierung des Selbst im Zusammenhang mit ökonomischen Aspekten bereitet sie zielgerichtet auf den empirischen Teil der Untersuchung vor. Besonders spannend und fruchtbar ist hier die Entwicklung der Konsumentenkredite in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Es überrascht kaum, dass die wesentlich antisemitisch motivierte Ablehnung des Kreditwesens aus der Zeit des Nationalsozialismus zunächst kulturell verbreitet bleibt, bevor sich aber noch in den 1950er Jahren eine neue Haltung durchsetzt. Die konzise Zusammenfassung der Entwicklung einer fordistischen Konsumgesellschaft, die schließlich in einen neoliberalen Spätkapitalismus mündet, liest sich mit Blick auf die Rolle des Konsumentenkredits aus einer alltagskulturellen Perspektive: Die Sicherheit der ökonomisch und kulturell gefestigten fordistischen Lebensmodelle mit Feierabend, Urlaub und Kernfamilie war als „Normalbonität“ „beleihbar“ (36). Die heutigen, vielfach prekären und befristeten Arbeitsverhältnisse werden zwar auch beliehen – nur um die Deckung steht es schlechter. Dass gerade mangelnde Deckung von Krediten in der deregulierten Finanzbranche ein Grund für die letzte internationale Finanzkrise gewesen ist, macht deutlich, wie wenig selbst kleine Konsumentenkredite (bis hin zu Mikrokrediten, die auch am Rande einbezogen werden) von makroökonomischen Fragen zu trennen sind. Es gelingt *Silke Meyer* hervorragend, solche Zusammenhänge souverän darzustellen, ohne ihre LeserInnen allzu weit vom Kernthema des Buches fortzuführen: dem Umgang von überschuldeten Personen mit ihrer prekären Situation – die durch die seit 1999 in Deutschland bestehende Möglichkeit der Privatinsolvenz in neue, institutionell geordnete Strukturen überführt werden kann. Da nach Statistiken der letzten Jahre in Deutschland 5,4 Prozent der Erwachsenen „von Überschuldung betroffen“ (39)

sind, handelt es sich keinesfalls um ein Randthema, auch wenn es immer noch wenig Beachtung findet.

Die thematisch fokussierten narrativen Interviews, die Meyer mit 45 von Überschuldung betroffenen Personen geführt hat, werden flankiert nicht nur von theoretischen und statistischen Forschungsergebnissen, sondern auch von weiteren zwölf leitfadengestützten Gesprächen mit Schuldnerberatern. Sehr gründlich wird die methodische Vorgehensweise vorgestellt und reflektiert, so dass die Kapitel über Datenerhebung- und auswertung (3. und 4.) auch gelesen werden können als Position beziehender Überblick über aktuelle sozial- und kulturwissenschaftliche methodologische Diskurse. Neben konkreten Einzelfragen wie etwa der Unterscheidung von themenzentrierten und biographischen Interviews finden sich kenntnisreiche Problematisierungen von grundsätzlichen Voraussetzungen im Bereich von Narrationsanalyse, Biographieforschung und hier relevanten Bereichen der Erzählforschung. Geht man, wie es auch Meyer tut, von einer Konstituierung des Selbst durch Erzählungen aus, wirft dies die Frage auf, inwieweit das „erzählende Ich“ und das „erzählte Ich“ (22) als identisch angesehen werden können. Mit anderen Worten: Die in der Europäischen Ethnologie besonders hoch geschätzte Aufmerksamkeit für akteurszentrierte Prozesse von Sinnggebung und Selbstermächtigung darf nicht von strukturellen, gesellschaftlichen Faktoren ablenken, da sie sonst im ungünstigsten Fall ins Fahrwasser einer zynischen Ideologie neoliberaler Logik von Selbstverantwortung geraten könnte. Dieser „Dualismus von Struktur und Praxis“ (18) soll hier mit der Fokussierung auf die alltägliche Lebenswelt in ein dialektisches Verhältnis überführt werden.

Die „Schuldengeschichten“, die im zentralen und umfangreichsten 5. Kapitel des Buches präsentiert und ausgedeutet werden, zeigen, wie wichtig eine theoretisch und methodologisch durchdachte Anbahnung gerade bei diesem für die Betroffenen existentiellen Thema ist. Diese haben ihre Situation als Schuldner so konsequent internalisiert, dass sie, so legen Meyers feinsinnige und auch selbstreflexive Beobachtungen nahe, das Forschungsvorhaben nicht immer von den institutionellen Strukturen trennen können, in die sie eingebunden sind: Die Betroffenen traten der Interviewsituation vielfach mit offenbar bereits „eingeebten Subjektpositionen“ (378) entgegen. Sie hatten ihre Schuldengeschichten wohl schon wiederholt gegenüber anderen „erprobt und verfeinert“ (378) und nahmen überdies die Feldforscherin, die den Kontakt zu ihren InterviewpartnerInnen in vielen Fällen über Schuldnerberatungen hergestellt hatte, zumindest tendenziell ebenfalls als eine Art Beraterin wahr: „Auch wenn ich keine Lösungsvorschläge machen konnte, geriet ich sozusagen in den Windschatten des Beratungsteams“ (72), so Meyer. Trotz dieser Schwierigkeit lassen sich Erzählstrategien offenlegen, die besonders auf eine „moralische Entschuldung“ (8) zielen, wenn die ökonomische Schuld durch ein Insolvenzverfahren geregelt wird. „Zu uns kam der Gerichtsvollzieher ja gerne“, beteuert etwa eine Frau, die als Witwe mit einem kleinen Familienbetrieb wirtschaftlich und privat in Konkurs gegangen

war: „Bei Ihnen ist es wenigstens sauber, das sind doch ordentliche Verhältnisse“, hat er gesagt. [...] er kam dann richtig gerne zu uns“ (190 f.).

Solche Versuche der Abgrenzung von anderen, moralisch weniger einwandfreien SchuldnerInnen, der „narrative Drang zur gesellschaftlichen Mitte“ (379), stellt eines der von Silke Meyer abschließend festgehaltenen Ergebnisse dar: Die geordneten Verhältnisse von traditionellen bürgerlichen Wertvorstellungen und gradlinigen Lebensläufen werden offenbar entschieden ins Selbstbild integriert, wenn die Gefahr besteht, dass sie von außen in Zweifel gezogen werden könnten. Die Studie zeigt weiterhin, dass diese Orientierung an solchen in der „postmodernen Bastelarbeit“ (379) fragmentiert geglaubten Idealbildern kombiniert wird mit der Affirmation neoliberaler Ideale von Eigenverantwortung und Aktivität. Neben der großen Bedeutung des Narrativen, der Selbsterzählung, für solche Identitätsbildungen stellt Meyer ein weiteres zentrales Ergebnis heraus, das wiederum anknüpft an die theoretisch-methodologische Frage nach dem Verhältnis von Agency und gesellschaftlichen Verhältnissen: Viele SchuldnerInnen messen äußeren Faktoren, die zu ihrer prekären Lage beigetragen haben, erstaunlich wenig Bedeutung zu, selbst wenn diese wie etwa in Fällen von Krankheit oder Arbeitslosigkeit klar außerhalb des Einflussbereiches der Betroffenen liegen. Sie haben, so die Schlussfolgerung der Studie, die moralische Schuld verinnerlicht und ihre Rolle als „Schuldensubjekte“ (380) angenommen.

Malte Völk, Zürich

Michaela Fenske: Demokratie erschreiben. Bürgerbriefe und Petitionen als Medien politischer Kultur 1950–1974. Frankfurt am Main/New York: Campus, 2013. 437 S. m. 9 Abb., 1 Tab.

Die Demokratie ist gegenwärtig in Gefahr – will man den politischen Warnrufen glauben, dann fordern populistische Strömungen, soziale Spannungen, Verschwörungstheorien, autoritäre Regimes und eine neue offene Machtpolitik die westeuropäischen Demokratien heraus. Gerade darum lohnt die Lektüre dieser gleichermaßen klug wie konzis geschriebenen Studie auch einige Jahre nach Erscheinen: Das Buch befragt das Verhältnis zwischen der offiziellen Politik und dem Lebensalltag breiter Bevölkerungskreise und zeigt anhand von „Bürgerbriefen“ aus Niedersachsen, wie eine wechselseitige politische Kommunikation im Alltag von Menschen in der frühen Bundesrepublik stattfand. Im Zentrum steht die mikroanalytische Perspektive auf politische Teilhabe in einer jungen Demokratie. Ob und wie sich ein solches Nahverhältnis auch in heutigen unruhigen Zeiten manifestiert, ist nicht Thema der Arbeit, zeigt aber, wie anregend die Studie auch für aktuelle Kontexte ist – auch wenn sie einer solchen aktualitätsbezogenen Relevanzzuweisung eigentlich in keinster Weise bedarf.

Die Arbeit von *Michaela Fenske* – es handelt sich um die in Göttingen entstandene Habilitationsschrift der mitt-

lerweile an die Universität Würzburg berufenen Autorin – nimmt sich einen Quellenkorpus von Schriftstücken vor, der sich in verschiedenen staatlichen Archiven findet, der für demokratische Staaten bisher aber nur selten analysiert wurde. In diesen Briefen wenden sich Einzelpersonen direkt an die Regierenden und belegen damit ein staatsbürgerliches Verständnis und einen expliziten Wunsch nach einem direkten Dialog. Aus den von ihr untersuchten 1000 Bürgerbriefen an die verschiedenen niedersächsischen Ministerpräsidenten und aus den 800 Petitionen an den Landtag rekonstruiert Fenske eine politische Kulturgeschichte der „kleinen Leute“, ihrer Alltage, Sorgen, Nöte, Wünsche, Werturteile und Positionen. Damit geht die Autorin ein Desiderat an: Sie schreibt eine historisch-anthropologische Kulturgeschichte des Politischen für die deutsche Nachkriegszeit, und sie tut dies, indem sie nach dem mit der Praxis des Schreibens aus- und eingeübten Selbstverständnis der BürgerInnen fragt. Die titelgebende These zielt auf den Befund, dass die Demokratie „in der jungen Bundesrepublik auch erschrieben“ (10) worden sei, dass die Bürgerbriefe also als „Medien der Demokratisierung“ einen Prozess des Erlernens von Demokratie ermöglicht hätten, gerade weil „für die Mehrheit der Schreiber [...] Demokratie [...] eine nicht und kaum vertraute Staatsform“ war (64).

Es ist in verschiedenen Rezensionen bereits angemerkt worden, dass diese These von Fenske ein „starker Gedanke“ sei (Harm-Peer Zimmermann im Schweizerischen Archiv für Volkskunde 111 [2015], S. 125 f.) und es damit hervorragend gelinge, die lebensweltlichen Verhältnisse von Politik und Alltag zu perspektivieren (Jonathan Roth in der Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde 59 [2014], S. 224–226). Andere – disziplinär meist geschichtswissenschaftlich situierte – Stimmen haben dagegen moniert, dieses Fazit sei „ein wenig überzogen“, weil sich insgesamt nur sehr wenige Personen schriftlich an Politiker gewandt hätten und die junge Demokratie nicht mittels dieser Briefe entstanden sei (Nina Verheyen auf H-Soz-u-Kult, 15.4.2014). So wenig das platte Zahlenargument für eine kulturwissenschaftliche Analyse trifft, umso schwerer wiegt das aus zeithistorischer Perspektive vorgebrachte Argument, bei den Briefen handle es sich um eine „politische (nicht: demokratische) Kommunikationspraxis zwischen Herrschern und Beherrschten“, die so auch in der DDR oder in den Briefen an Hitler oder Stalin zu finden sei (Claudia Christiane Gatzka im Archiv für Sozialgeschichte [online] 56, 2016, ähnlich auch Hedwig Richter in sehepunkte 14 [2014], Nr. 11). Damit sei die von Fenske vorgenommene „partizipatorische Deutung“ der niedersächsischen Briefe als zu „optimistisch“ zu taxieren (Werner Bühner in Francia-Recensio 2014/4). Nun kann Fenske überzeugend darlegen, dass sich in der frühen BRD erstens kommunikativ-politische Praktiken perpetuierten und dass sich zweitens mittels einer „Ethnographie des Schreibens“ sowohl Veränderungen wie auch Kontinuitäten bei den die Menschen beschäftigenden Themen nachweisen lassen. Gleichwohl scheint diese Zuspitzung einer klugen und mehrdeutigen empirisch-kulturwissenschaftlichen Analyse auf die

Demokratisierung ihren Preis zu haben. Denn die These verdrängt offenbar, gerade in der geschichtswissenschaftlichen Rezeption, weiterführende Erkenntnisse und methodische Potenziale der Studie: Deutlich wird nämlich der Gewinn eines alltagsnah-ethnographischen Blicks auf jene Menschen, die nicht prädestiniert sind, sich in einer „politischen Kultur“ selbstbestimmt zu äußern – dies aber eben trotzdem tun. Es ist darum auch die von Fenske gewählte Position einer „historischen Ethnographie“, die den erheblichen Mehrwert dieser Studie darstellt: Ein Erkenntnisinteresse, das nach den Perspektiven für marginalisierte Bevölkerungsgruppen der „Unterschicht“ fragt, erweitert nicht nur bisherige Arbeiten zur politischen Kultur der Bundesrepublik, sondern es überwindet auch die wissenschaftlich perpetuierte Nichtbeachtung, ja oft kaum verhohlene Verachtung, für jene Menschen, die sich außerhalb der gesellschaftlichen Eliten befinden und „eher als politikfern gelten“ (399). Es gehört zum Proprium einer kulturanthropologisch-europäisch ethnologischen Perspektive, diese Stimmen sicht- und hörbar zu machen, auch dann, wenn sie (wie in vielen der von Fenske präsentierten Beispielen) unsympathisch, widerständig und unbequem sind. Die Aktualität eines solchen kulturwissenschaftlichen Vorgehens ist angesichts der gegenwärtigen Krisen vieler Demokratien nicht nur drängend, sie ist kürzlich auch aus europäisch-ethnologischer Perspektive wieder überzeugend eingefordert worden (vgl. Bernd Jürgen Warneken: *Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten*. In: Timo Heimerding u. Marion Näser-Lather [Hgg.]: *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien 2019, S. 117–130).

In ihrer Einleitung weist Fenske auf die Ubiquität und die lange Tradition von entsprechenden Briefen hin und führte zugleich aus, dass die BriefschreiberInnen mit ihrer Praxis in vielen Fällen erstaunlicherweise etwas bewirken: Sie erhielten Antwort oder materielle Unterstützung, ihr Anliegen wurde ernst genommen, behandelt und thematisiert. Die Autorin kann zeigen, wie die Schreiben spezifische Erwartungen formulierten, wechselseitige Rollenverständnisse konstruierten und damit die Politik in Zugzwang versetzten. In diesem Sinne können sie als „Elemente der politischen Kommunikation zwischen Bevölkerung und Regierung“ (22) und als Teil von „politischer Kultur“ verstanden werden. Anregend ist hier unter anderem der Hinweis auf die Existenz nicht-rationaler Elemente auch in modernen Demokratien, zu denen die dissonante und vielstimmige Bürgerpost gezählt werden kann.

Das zweite Kapitel widmet sich dem Medium Brief, den BriefschreiberInnen und dem offiziellen Umgang mit den Briefen. Deutlich werden hier der komplexe Aneignungsprozess des Schreibens in der Nachkriegszeit sowie die generell heterogene soziale Herkunft der Schreibenden, auch wenn ältere Männer dominierten, die zudem eher über einen tiefen sozialen und ökonomischen Status verfügten. Indem die Autorin sich den Briefen, ihrer Materialität und den benutzten Anrede- und Grußformeln präzise zuwendet, gelingt auch

eine hilfreiche Typologie nach vier Kategorien: Bittbriefe, Stellungnahmen/Berichte, Huldigungen und Schmähungen.

Im dritten und ausführlichsten Kapitel untersucht Fenske den Inhalt der Briefe und den sich dort manifestierenden Wandel in chronologischer Perspektive nach Jahrzehnten, um so Aussagen über die Nachkriegsgesellschaft, über die politischen und alltäglichen Probleme und über das sich wandelnde Demokratieverständnis der BürgerInnen zu gewinnen – traten diese anfangs „untertänig“ auf, veränderte sich dieses Verhältnis hin zu einer Demokratie auf Augenhöhe, in der Regierte mit „ihren“ Regierenden Anliegen inhaltlich aushandeln wollten. Überhaupt überzeugt hier der mikroanalytische Blick auf feine Veränderungen in der Thematisierung von Anliegen: Fenske achtet auf die Mittelbarkeit der Schilderungen, auf die spürbare Distanz, auf formulierte Emotionen und auf die gewählte Argumentation. Es wird deutlich, dass die SchreiberInnen dem Staat und seinen Vertretern durchaus intervenierend aufmüpfig gegenübertraten und Bedürfnisse fordernd artikulierten (Wohnraum für die Familie, Schwierigkeiten bei der Ausbildung, der Kampf um eine Erwerbsarbeit, Entschädigungsansprüche), dabei aber immer auch „Normalisierung“ als biografische Leitvorstellung nach den Brüchen durch Krieg und Nationalsozialismus anstrebten (145). Es ist ein Verdienst der Studie, dass hier das „Kaleidoskop des langen Nachkriegserlebens“ (4) durch die präzise Textanalyse sehr quellennah fassbar wird, zugleich aber auch die „großen Fragen“ der damaligen Zeit angesprochen werden: die Schuldfrage nach Holocaust und Krieg, der Umgang mit den Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die generell knappen Ressourcen (Arbeit und Wohnraum) oder Verhandlungen über eine „Normalbiografie“ jenseits von Krieg und Gefangenschaft als „Idealentwurf des Lebens, wie es hätte sein sollen“ (199).

Zu den stärksten Passagen des Buches gehören jene gleichsam en passant eingefügten Überlegungen der Autorin zur deutschen Nachkriegsgesellschaft, etwa zum Zusammenhang von in den Briefen häufig verhandelten Moral- und Sauberkeitsfragen und der individuellen Verstrickungen in Nationalsozialismus und Krieg (149), zu den Effekten des Kampfs um Ressourcen in der „hierarchischen Klassengesellschaft der Opfer“ (151) oder zum zermürbenden Ringen von Opfern um Wiedergutmachung (187). Hatten diese Themen in den 1950er-Jahren im Zentrum gestanden, kamen nun neue Problemlagen dazu, etwa in den Auseinandersetzungen der meist älteren Schreibenden mit der jungen Nachkriegsgeneration und der von ihnen dynamisierten Werte. Manifest wird hier ein „repressives Klima“ einer „kleinbürgerlichen Moral“ (223) von Ruhe, Ordnung und Sauberkeit, die zugleich der sozialen Frage und damit der Verteilungsgerechtigkeit ein hohes Gewicht beimaß. Dies allerdings keineswegs zwingend in einem progressiven Sinne, sondern oft als ein gegen andere – etwa gegen „Ausländer“ – ausgrenzend geführter Konkurrenzkampf um Wohnraum, Sozialleistungen und Unterstützungszahlungen. Dieser Kampf von unten spiegelt sich in den in den Antwortschreibern for-

mulierten behördlichen Normen und der disziplinierenden sozialen Kontrolle, der sich gerade arme und randständige Personen ausgesetzt sahen. Es ist nachgerade erschütternd, in den Briefen Einblick zu erhalten in die verinnerlichten Zwänge, die aus dem „Normalisierungsprinzip“ als Richtschnur für persönliches wie gesellschaftliches Verhalten (248) erwachsen und unter denen alte und behinderte Menschen litten und sich von den Politikern Hilfe erhofften.

Ebenso erschütternd ist die Enge und Rigidität, mit der die Mehrheitsgesellschaft auf den sich abzeichnenden Wertewandel im Bereich der Sexualität reagierte: Die mittels der Briefe (teilweise zwar nur in Ansätzen) rekonstruierbaren Lebensgeschichten, etwa einer falschen Verdächtigungen ausgesetzten Lehrerin, deutet Michaela Fenske präzise und nüchtern als gesellschaftliche Auseinandersetzung um in Bewegung geratene Normen der frühen 1960er-Jahre. In den frühen 1970er-Jahren kam neu die Diskussion von politischen Fragen hinzu, die zusätzlich zu den nach wie vor präsenten privaten Anliegen und Schicksalen darauf verweisen, wie „politisch“ der Alltag geworden war, nicht nur bei sozialen Bewegungen, sondern auch in der breiten Bevölkerung. Zahlreich sind hier nun explizite Ansprüche auf Mitgestaltung der politischen Themen, auf ein Gehörtwerden seitens der Politiker und auf ein sich in den Briefen artikulierendes Selbstverständnis als „Volkes Stimme“ (295). Neu ist auch ein reziprokes Verständnis von Wahlversprechen und Wählerstimme, das sich auch in drohenden Passagen bezüglich zukünftigem Wahlverhalten äußern konnte: Vielen Briefen dieser durch sozialdemokratische Politik geprägten Phase ist gemein, dass sie Privates und Individuelles zu einem politischen Thema machen, was sich in vielen Fällen als eine erfolgreiche Strategie erweist, wie die behördlichen Reaktionen und Antwortschreiben zeigen.

Bei dieser Reziprozität als „klassisches Kernelement politischer Herrschaft“ (342) knüpft das vierte Kapitel an und beleuchtet die gleichermaßen selbstinszenierten wie von den Schreibenden konstruierten Bilder der Ministerpräsidenten als „Landesväter“, die parallel gingen mit der Imagination als „kleiner Mann“. Diese öffentliche Inszenierung und die damit zusammenhängenden Rollenentwürfe in den Briefen waren im Untersuchungszeitraum einem erheblichen Wandel unterworfen, auch wenn sich dadurch der „Gegensatz zwischen gewünschter Individualisierung des Verhältnisses auf der einen und praktizierter Verallgemeinerung auf der anderen Seite“ (356) nicht auflöste. Überhaupt beweisen die BürgerInnen viel Eigensinn, indem sie sich an der Aushandlung des Abstraktums „Demokratie“ beteiligen und deren Nutzen (etwa der Justiz, der bürokratischen Verwaltung oder der Staatsstruktur mit ihren Zuständigkeiten) kritisch in ihren Lebensalltag evaluieren, also mithin das Verhältnis des Individuums zum neuen Staat diskutieren. Fenske kommt daher zum Schluss: „Der schreibende Bürger erweiterte mit dem Medium Brief das Spektrum seiner politischen Gestaltungsmöglichkeiten. Er bestritt damit andere als die ihm von der Verfassung innerhalb der parlamentarischen Demokratie ermöglichten Wege. [...] Hier liegt

der emanzipatorische Anspruch der Briefe, die in der parlamentarischen Demokratie nicht mehr allein auf das Bitten, sondern auf die Forderung selbstbewussten Mitregierens hinausliefen.“ (387 f.)

Im kurzen fünften bilanzierenden Kapitel thematisiert die Autorin die „Effekte der Bürgerpost“, die zwar komplex sind, aber doch Tendenzen aufweisen: So war eine erstaunlich hohe Zahl „erfolgreich“ im Sinne der Schreibenden – Fenske spricht von knapp 15 Prozent – weitere 64 Prozent bewirkten amtliche Abklärungen und interne Prozesse. Dem Schreiben kam aber jenseits von statistischen Kennzahlen eine weitaus eminentere Bedeutung zu als erleichternde, selbstermächtigende und integrierende Praxis, von der eine stabilisierende Funktion für die junge Demokratie ausging. Diesem Befund ist uneingeschränkt zuzustimmen, während allerdings die angeführte von der Bürgerpost ausgehende Kontrollfunktion für die Verwaltung überbewertet scheint. Umso mehr gilt: „Die Briefe zeigen, dass und wie sich Politik gerade durch ihr Verständnis für lebensweltliche Zusammenhänge in eben diesen Lebenswelten zu legitimieren hatte. Politik musste sich im Alltag der Schreiber bewähren.“ (401)

Auch wenn das Buch vom Verlag grundsätzlich sorgfältig gestaltet ist, verwundert doch die schlechte Qualität der Abbildungen (so etwa Abb. 10 auf S. 107) – glücklicherweise finden sich oft ausführliche Transkriptionen der abgebildeten Briefe, andernfalls wäre ein Entziffern kaum möglich. Die Lektüre führt zudem auch zu methodischen Fragen: Was machen diese spezifischen Quellen mit der Autorin? Wie reagiert sie auf die Lektüre? Was lösen die Briefe bei ihr aus? Auch wenn an anderen Orten einleuchtend argumentiert wurde, dass die autoethnographische Thematisierung in narzisstische Selbstbespiegelung ableiten kann, so würde der Leser doch gerne wissen, wie sich dieser Forschungsprozess und die damit verbundene Emotionsarbeit gestaltete. So schreibt Fenske zwar knapp, dass sich die „ursprünglich beabsichtigten Wirkungen“ auch nach Jahrzehnten noch entfalten würden und sie thematisiert zugleich die durch das Flehen, Fordern und Bitten hervorgerufene „Abwehr bei der Leserin“ (37), spricht diese Ebene der Selbstreflexion aber nicht weiter an. Damit zusammenhängend bleibt auch die Selektion der für die Studie untersuchten Briefe seltsam unbestimmt: Offenbar wurden jene ausgewählt, „deren Thematik besonders häufig vertreten war“ (40). Dies führt in der Konsequenz allerdings zu einer Aggregation dominierender Themen und zu einer Vernachlässigung von querliegenden Stimmen, die aus einer qualitativ-kulturanthropologischen Perspektive ebenfalls interessiert hätten. So differenziert also die ordnende Analyse und chronologische Gruppierung ist, so bleibt doch ein gewisses Unbehagen angesichts der Unsicherheit darüber, welche Fragestellungen nun die Analyse geleitet haben. Auch ergeben sich aus der Ausführlichkeit der Originalzitate zwar mikroanalytische Einblicke in die Lebenswelt der Briefschreibenden, allerdings bewirken sie in ihrer Dissonanz (ja beinahe Kakophonie) auch gewisse Ermüdungserscheinungen beim Lesenden. Gleichwohl evoziert die Lektüre zahlreiche weiterführende Fragen, etwa nach heu-

tigen Formen dieser Kommunikation zwischen Politik und BürgerInnen oder nach den Parallelen von heutigen Online-Kommentarschreibern zu den hier präsentierten Formen der politischen Stellungnahmen, wie natürlich auch zu den historisch persistenten Schmähungen. Die Studie kann damit zugleich zeigen, dass die gegenwärtig wortreich beklagten Filterblasen politischer Kommunikation weder neu noch der demokratische Austausch über Argumente je einfach gewesen ist. Vielmehr finden sich in den untersuchten Briefen sowohl Ansätze von hegemonialen Echokammern als auch von sich allerdings seltener artikulierenden Stimmen, aus denen Verständnis für Andersdenkende spürbar wird. Und es ist nicht zu vergessen, dass trotz digitaler Medien und Videoplattformen auch heute nach wie vor Briefe an PolitikerInnen geschrieben werden, die aus kulturanthropologischer Sicht interessantes Forschungsmaterial für künftige Arbeiten darstellen. Michaela Fenske ist eine beeindruckende historisch-ethnographische Studie gelungen, die sich durch klare Sprache und hervorragende Lesbarkeit auszeichnet. Wer sich für die politische Kultur der Bundesrepublik, für die in den Briefen verhandelten gesellschaftlichen Möglichkeiten und generell für Fragen der umkämpften Teilhabe an politischen Prozessen interessiert, wird zukünftig nicht daran vorbeikommen. Wer sich zudem mit Formen der politischen Partizipation und der Akzeptanz von Demokratie auseinandersetzt, findet hier einen ebenso lebensnahen wie menschlich-empathischen Blick auf die Präsenz des Alltags in der Politik wie auf den Ort der Politik im Alltag der deutschen Nachkriegszeit.

Konrad J. Kubn, Innsbruck

Thomas Thiemeyer, Jackie Feldman u. Tanja Seider (Hgg.): *Erinnerungspraxis zwischen gestern und morgen. Wie wir uns heute an NS-Zeit und Shoah erinnern. Ein deutsch-israelisches Studienprojekt.* Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2018. 226 S. m. Abb., z. T. farbig.

Der vorliegende Sammelband ist das Resultat eines drei- und eines zweisemestrigen Studienprojektes, in dessen Rahmen Studierende des Ludwig-Uhland-Instituts in Tübingen und aus dem Rabb Centre for Holocaust Studies der Ben Gurion University of the Negev in Israel gemeinsam der Frage nachgingen, welche Veränderungen sich aktuell in der deutschen und israelischen Erinnerungskultur bezüglich der NS-Zeit und der Shoah abzeichnen. Besondere Berücksichtigung fand dabei die Frage, „wie NutzerInnen und AkteurInnen sich heute die Geschichte der NS-Zeit und ihrer Massenverbrechen aneignen beziehungsweise wie sie diese vermitteln“ (7). Projektleiter *Thomas Thiemeyer* betont in seiner Einleitung, dass sich in Wissenschaft, Kunst und politischen Bildungsinstitutionen ein Perspektivwechsel zeige, der den Blick nicht mehr ausschließlich auf die NS-Vergangenheit, sondern verstärkt auf den heutigen Umgang mit dieser Zeit richtet. So gäbe es ein neu-

es Interesse an der gelebten Geschichtskultur der vermittelnden Institutionen, ihren BesucherInnen und an den sozialen Praktiken, die in der Erinnerungskultur wirken (9).

Der Band vereint elf Beiträge von Studierenden und Dozierenden, die sich anhand exemplarischer Felder aktuellen sozialen Praxen des Erinnerns widmen und die Frage verhandeln, auf welche Weise eine zukünftige Erinnerungskultur gestaltet werden kann. Immerhin vermerkte der Kulturwissenschaftler Wolfgang Kaschuba bereits im Jahr 2005, dass die Beschaffenheit des Geschichtswissens maßgeblich von den kleinen Konzepten der alltäglichen Gedenkpraxis beeinflusst wird. Aktuelle Herausforderungen wie der Tod der letzten Zeitzeugen und eine Symbolsprache des Gedenkens, die von einer jüngeren Generation nicht mehr verstanden wird, erfordern deshalb neue ästhetische und emotionale Zugänge.¹ Deren Erprobung wird im Rahmen der Aufsätze auf eine sehr anschauliche Weise vermittelt, wobei sich die Beispiele eng am aktuellen Zeitgeschehen orientieren. Dabei erfolgt sowohl eine deutsche als auch eine israelische Perspektivierung. Beschrieben wird eine Erinnerungskultur beider Länder, die auf Konzepten einer „analogen“ Zeit beruht, aber Impulse aus einer neuen Generation benötigt, was sich bereits durch den Titel „Erinnerungspraxis zwischen gestern und morgen“ ankündigt. Gleichzeitig signalisieren die Aufsätze, „dass der Umbau unserer Erinnerung an die NS-Zeit und an die Shoah in eine ‚performative Erinnerungskultur‘ führen könnte“ (18), in welcher die aktive Teilhabe in Gedenkinitiativen und eine individuelle Aneignung durch zeit- und ortsunabhängige Vermittlungsformen eine maßgebliche Rolle spielen. Daraus resultieren auch neue Wege, die einen stärkeren dialogischen Fokus setzen sowie diskursiv und interaktiv angelegt sind (19). Zunächst jedoch gewährt *Jackie Feldman*, Associate Professor in Sociology and Anthropology an der Ben Gurion University of the Negev, in seinem Aufsatz „Re-Presenting the Shoah and the Nazi Past“ einen reflektierten Einblick in den Projektverlauf. Anhand einschlägiger Interviewaussagen israelischer und deutscher Studierender während der internationalen Zusammenarbeit wird deutlich, wie unterschiedlich mitunter ihre ästhetischen und ethischen Ansätze sind, wenn es um eine angemessene Repräsentation des Holocaust geht. So resümiert Feldman, dass das Projekt ohne Zweifel zu einer Relativierung der nationalkulturellen Perspektiven beitrug, indem man sich mit den jeweils anderen Strategien der Vergangenheitsbewältigung auseinandersetzte (44). Der erste Abschnitt des Sammelbandes thematisiert die ortsbezogene Erinnerungsarbeit, insbesondere an den Museen und Gedenkstätten, aber auch im privaten Raum. *Maria Blenich* und *Sarah Ullich* eröffnen das Kapitel mit einem Aufsatz über den Generationswandel an den KZ-Gedenkstätten Hailfingen-Tailfingen und Bisingen, wo Fragen nach einer zukünftigen Nachfolgerschaft im Raum stehen. Hier fordert eine nachwachsende Generation im Rahmen der Besucherführungen verstärkt die Hinwendung zu einer „auratisierenden“ Vermittlungspraxis. Der Ort an sich sei es, der zukünftig über sensorische und emotionale Eindrücke Nähe

zum einstigen Geschehen schaffen soll (73). *Valery Cordeval* und *Ella Banyan* thematisieren in ihrem Aufsatz „Personalizing the Narrative in the 21st Century“ die informellen Gedenkveranstaltungen im privaten Raum, wie sie seit einigen Jahren am offiziellen israelischen Gedenktag an die Shoah im heimischen Wohnzimmer abgehalten werden. Das Erinnern ist hier nicht an eine konkrete Örtlichkeit gebunden. Vielmehr stehen beim „Zikaron BaSalon“ die Erzählungen von ZeitzeugInnen im Mittelpunkt, wobei jeder Gast ein persönliches Erinnerungsstück mit Bezug zur Shoah mitbringt. Diese Form der Erinnerungspraxis wird von den Autorinnen als Alternative zu staatlichen Gedenkveranstaltungen beschrieben, bei der die Erinnerung wieder verstärkt mit Emotionen verknüpft wird (84). *Marlene Kirschbaum* und *Rosalie Möller* beschäftigen sich schließlich in ihrem Beitrag „Erinnerung im öffentlichen Raum“ mit den Herausforderungen dezentraler Gedenkort am Beispiel der App „Orte der NS-Zeit in Reutlingen 1933–1945“ und der „Stolperstein-Initiative-Tübingen“. Dabei stellen sie fest, dass die Gedenkinitiativen digitale Ansätze für das Erreichen jüngerer Zielgruppen verwenden, jedoch noch nicht ausreichend mit den Sprachregeln und Darstellungsformen vertraut sind, die diese Generation bereits verinnerlicht hat. Auch städtische Interessen und Beschränkungen sowie die Schwierigkeit, Schülerinnen und Schüler in die Projekte einzubinden, werden im Artikel angesprochen (105 f.).

Mit dem Abschnitt „Medien“ vollzieht der Band einen Wechsel von den Orten des Erinnerns hin zu ihrer medialen Verhandlung. Besonders im Fokus stehen die virtuellen Räume der digitalen und sozialen Medien. Während *Tanja Seider* unter dem Titel „Inszenierungen in den Filmen Austerlitz und #uploading_holocaust“ die Praktiken des Shoah-Gedenkens anhand zweier Dokumentarfilme analysiert und dabei die Erzeugung starker Emotionen als ein zentrales Charakteristikum der israelischen Gedenkkultur herausarbeitet (126), nimmt *Berit Zimmerling* die „Gästebücher in Gedenkstätten“ als Emotionsträger und Kommunikationshilfen in den Blick. Dabei entwickelt Zimmerling die These, dass Gästebücher in den 1990er Jahren, als die Trauerarbeit in den Hintergrund und die Informationsarbeit in den Vordergrund rückte, ihr Potential als Kommunikationsmedien entfalteten. So böten sie BesucherInnen die Möglichkeit, sich kritisch zu den Konzepten zu äußern, dabei wiederkehrende Wortmuster aufzugreifen und ihre Emotionen zum Ausdruck zu bringen (142). Einer anderen Form der emotionalen Verarbeitung eines Gedenkstättenbesuchs widmet sich *Oksana Hinka* in ihrem Aufsatz „Im Fokus“ über die Gedenkstättenfotos in sozialen Netzwerken. Anhand einschlägiger Fotografien, die NutzerInnen von ihrem Besuch einer Gedenkstätte auf der Online-Plattform „Instagram“ hochgeladen haben, greift sie wiederkehrende Motive auf und stellt Bezüge zwischen Bild und Text her. *Mike Nienhaus* schließt das Kapitel mit dem praxeologischen Aufsatz „Ein Erinnerungsobjekt zwischen Kunst und Souvenir“ über die Terrakottafiguren des Künstlers Jochen Meyder, welche 10654 Opfer der ehemaligen NS-Tötungsanstalt Grafeneck repräsentieren. Da die Besucher

die Figuren als Andenken mit nach Hause nehmen können, dokumentierte Nienhaus, welche Aneignung der Objekte erfolgt und mit welchen Bedeutungen die Figuren aufgeladen werden.

Der letzte Abschnitt des Buches widmet sich unter dem Schlagwort „Menschen“ den AkteurInnen selbst, welche die Erinnerungen und das Gedenken an den Holocaust gestalten. Genannt sei zunächst der israelisch perspektivierte Aufsatz „Mediating the Discourse“ von *Eliza Frenkel*, die Gästeführer im Jerusalemer Yad Vashem Museum begleitet hat. Verglichen werden die unterschiedlichen Führungsstile zweier Guides aus unterschiedlichen Generationen, die im Rahmen der Dauerausstellung jeweils ganz eigene Rollen verkörpern und damit verschiedene Emotionen und Zielgruppen ansprechen. *Hannah Gröner* legt ihren Fokus hingegen auf das Konzept der „Jugendguides“ in ihrem gleichnamigen Aufsatz über die neuen Ansätze im Gedenkstättenverbund Gäu-Neckar-Alb. Dieser informiert über die Durchführung der Ausbildungsprogramme in Baden-Württemberg und die Hoffnungen, die mit diesem Ansatz verknüpft sind, der sich am Ideal der freien, selbstgesteuerten Aneignung von Geschichte orientiert (203). Im Beitrag „Shoah Education in a Diverse Society“ beschäftigen sich *Anna Lichinitzer* und *Daniel Yeshua* mit der Frage, wie das Gedenken an die Shoah durch „Beduin Arab History Teachers“ vermittelt wird. So heißt es: „The concept of Shoah remembrance as a national achievement makes it a model worthy of learning and copying for other peoples who have experienced trauma.“ (187) Da die SchülerInnen mehrheitlich einen palästinensischen Hintergrund besitzen, wird die Shoah hier nicht speziell in Bezug auf das jüdische Leid, sondern vor dem Hintergrund von Vertreibung und Flucht der PalästinenserInnen als exemplarischer Fall menschlichen Leids vermittelt.

Durch die unterschiedlichen Forschungsperspektiven in den Kategorien „Orte“, „Medien“ und „Menschen“ findet der/die interessierte LeserIn im vorgestellten Sammelband sowohl eine akteurszentrierte, ortsbezogene als auch mediale Perspektivierung vor. Dabei zeigt sich deutlich, dass es neben der Herausforderung, dass jede Generation ihren eigenen Blick auf die Vergangenheit besitzt und andere Zugänge fordert, vor allem die Emotionen in der Gedenkpraxis sind, die in den Beiträgen wiederholt ihren thematischen Niederschlag finden. Der Transfer von den konkreten, „analogen“ Örtlichkeiten und Gegenständen des Erinnerns zu den Aushandlungen in „virtuellen“ Räumen greift die Forderungen nach neuen Zugängen und Vermittlungsformen auf, um den veränderten Bedürfnissen einer nachwachsenden Generation gerecht zu werden. Als besonders gewinnbringend erweist sich die israelisch-deutsche Zusammenarbeit, da sie einer engen nationalen Perspektivierung entgegenwirkt und ein selbstreflexives Forsuchen befördert. So gelingt ein transnationaler Blick, der sich praxisorientiert mit den Herausforderungen einer zukünftigen Gedenk- und Erinnerungspraxis auseinandersetzt. Insgesamt bietet der Sammelband viele mögliche Anknüpfungspunkte für kulturwissenschaftliche Vertiefungen und leistet einen gelungenen Beitrag

für die Kultur- und Geschichtsvermittlung in Museen, Schulen und Gedenkstätten und die aktuellen universitären Diskurse rund um eine lebendige zukünftige Erinnerungslandschaft.

Anmerkung

¹ Vgl. *Wolfgang Kaschuba*: Gedächtnislandschaften und Generationen. In: Petra Fank u. Stefan Hördler (Hgg.): *Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens*. Festschrift für Sigrid Jacobeit. Berlin 2005, S. 183–196, hier S. 193–196.

Lena Möller, Regensburg

bolischer und ökonomischer Praxis“ am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Karl-Franzens-Universität Graz. Im Rahmen dieses Projekts setzten sich zehn Masterstudierende gemeinsam mit Dozierenden mit einer kulturellen Praxis auseinander, die laut Pöttler und Erlenbusch „von zwei Tabus maßgeblich geprägt wird, die in unserer Gesellschaft besonders wirksam sind – das Sterben und das Sprechen über Geld“ (11). So eröffnet sich ein sowohl kontrovers diskutiertes als auch durch Schweigen gekennzeichnetes Forschungsfeld, welches die Projektleitenden bereits in der Einleitung des Bandes als überaus komplex beschreiben: „Nicht nur ist es eine Kulturtechnik zur Weitergabe von materiellen wie symbolischen Werten, es ist stets intergenerational, vereint ökonomische Aspekte sowie interpersonale Beziehungsgeflechte, kann Traditionen konstituieren, aber auch brechen, es ist omnipräsent und gleichzeitig ‚tot‘-geschwiegen, ist Staatsangelegenheit und nicht zuletzt zutiefst persönlich.“ (11) Angestrebt wurde also eine vielfältige Perspektivierung, welche internationale und interdisziplinäre Ansätze einschließt und nicht zuletzt auch in einer Ausstellung mündete, die vom 9. April bis 6. Mai 2018 im Grazer Jakomini Viertel zu sehen war. Drei thematische Schwerpunkte bilden dabei die Rahmung für die einzelnen Beiträge: Beziehungsgeflechte und Geschlechterverhältnisse, Ambivalenzen und Kontroversen sowie institutionelle und berufliche Interessen. Wie der Titel „Erbe_n“ bereits wortspielerisch andeutet, finden sowohl das materielle wie immaterielle Erbe an sich als auch die soziale Praxis des Erbens sowie die eingebundenen Akteure als (Ver-)Erbende ihren thematischen Niederschlag. Aufgrund der Fülle der Aufsätze werden im Rahmen der folgenden Abschnitte einzelne Beiträge exemplarisch herausgegriffen.

Den ersten Themenabschnitt über die Beziehungsgeflechte und Geschlechterverhältnisse eröffnet eine Darlegung des Forschungsstandes und ein Ausblick auf die Potentiale einer kulturanthropologischen Erbschaftsforschung der Kulturwissenschaftlerin *Ulrike Langbein*, welche sich bereits im Rahmen ihrer Dissertation „Geerbte Dinge“ mit dem Thema auseinandergesetzt hat. Mit einem klaren Blick auf zukünftige Diskurse fokussiert sie weniger das Erbe im Sinne eines materiellen Gutes, als vielmehr dessen Bedeutungen, Prozesse und kulturelle Praktiken, bei denen sie eine Verschränkung individueller, familiärer und gesellschaftlicher Perspektivierungen feststellt (18). Der Blick auf das (Ver-)Erben müsse dabei auch immer die Veränderungen miteinschließen, beispielsweise wenn die Erwartungen des Erblassers nicht mit der Lebensrealität der Erbenden übereinstimmen (22). Es ist gerade dieser Fokus auf soziokulturelle Prozesse der Gegenwart, mit dem Langbein sinnvoll an die bisherigen Forschungsansätze anknüpft und den Gewinn einer kulturwissenschaftlichen Betrachtung des Themenfeldes verdeutlicht. Eine familiäre Perspektivierung kommt auch bei *Ines Kerschitz* zum Tragen, die sich in ihrem Aufsatz „Wie (ver-)erben Witwen“ mit den Ängsten, Konflikten und Narrativen als Beweggründen in Erbprozessen beschäftigt. Dabei stellt sie fest, dass der Prozess des Vererbens bei drei be-

Burkhard Pöttler u. Lisa Erlenbusch (Hgg.): *Erbe_n. Macht – Emotion – Gedächtnis*. Graz: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Karl-Franzens-Universität/Weitra: Bibliothek der Provinz, 2018. 297 S. m. Abb., z. T. farbig. (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Sonderband). Mit „Erbe_n. Macht – Emotion – Gedächtnis“ präsentieren die Kulturwissenschaftler *Burkhard Pöttler* und *Lisa Erlenbusch* einen Sammelband, der sich in 15 Aufsätzen der Kulturtechnik des (Ver-)Erbens widmet. Den Entstehungshintergrund bildet das im Jahr 2017 gestartete Studienprojekt „Geerbte Dinge: zwischen sym-

fragten Witwen vor allem durch Schenkungen verhandelt wurde, da der Wunsch einer sicheren Zukunft für die eigenen Kinder im Vordergrund stand, ebenso wie die Angst, mit dem Erbe einen familiären Konflikt auszulösen (66). Die weiteren Beiträge des Abschnitts widmen sich dem „Ver-erben in romantischen Beziehungen zwischen Frauen“ (*Karina Stefan*), der Darstellung von Erbprozessen im deutschen Spielfilm (*Elena Ebner*) und der Bedeutung von Erbstücken (*Lisa Eidenhammer*).

Die Wiener Historikerin *Margareth Lanzinger* steht am Beginn des folgenden Abschnitts zu Ambivalenzen und Kontroversen rund um das Themenfeld. In ihrem Aufsatz „(Ver-)Erben aus historisch-anthropologischer und Geschlechterperspektive“ thematisiert sie die Bedeutung von Erbe und Besitz als milieukonstituierende Faktoren seit der Frühen Neuzeit und stellt dabei heraus, wie das (Ver-)Erben immer auch soziale Relationen und deren Bedeutungen sichtbar werden lässt (115). Als historisch-archivalisch fundiertes Exempel schließen die Überlegungen zu einem Erbschaftsstreit der Familie Lisutin über einen Garten in Graz des Autors *Robert Morretti* an. Anhand ausgewählter zeitgenössischer Dokumente wird hier ein Erbvorgang aus der Perspektive der Konkurrenz- und Konflikthaftigkeit von Vermögenswerten nachvollzogen, in der emotionale Verbindungen eine nicht unwesentliche Rolle spielen (133). Mit Bezug auf die jüngere Vergangenheit beschäftigt sich *Ina Plattner* mit dem (Ver-)Erben von landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben im ländlichen Raum und verweist dabei auf eine zunehmende Übernahme des elterlichen Erbes durch weibliche Nachkommen, obgleich traditionelle Muster nach wie vor eine große Rolle spielen (152). Das Kapitel wird anschließend durch *Julia Astecker* mit ihrem Aufsatz „Erbe: Fluch oder Segen? Aspekte der Ambivalenz von Erbschaften im sozialen Gefüge sowie im ökonomischen Spannungsfeld“ und *Ulrike Bechmann* mit einem religionswissenschaftlichen Beitrag zum kulturellen Erbe Heiliger Stätten in Palästina und den damit verbundenen Gedächtniskonstruktionen abgerundet.

Der letzte Themenabschnitt widmet sich schließlich den institutionellen und beruflichen Interessen, die mit dem (Ver-)Erben verknüpft sind. Dabei werden sowohl lokal als auch international tätige Organisationen und ihre Akteure in den Blick genommen. So legt *Raphael Stefaner* das Augenmerk auf die Stiftungskultur und untersucht deren historische Entwicklungslinien und kulturanthropologische Dimensionen als Sonderform des Erbens und Vererbens. Stefaner greift das Bild einer Theaterbühne auf, indem er die Widmung eines Stiftervermögens für einen gemeinnützigen Zweck als einen Akt beschreibt, der vordergründig präsentiert wird, während er ständige Umgestaltungen und Aushandlungsprozesse im Hintergrund miteinschließt, die für Außenstehende nicht in der Komplexität sichtbar sind (218). Deutlich kommt hier auch der Aspekt der Diskretion und des Schweigens über das Erbe(n) zum Tragen. Die Basler Kulturanthropologin *Theres Inauen* vertieft das Stiftungswesen anhand ihres Aufsatzes „Hinterlassen schafft Kultur. Visionen, Debatten und Herausforderungen rund ums Vererben im Aufbaupro-

zess der Schweizer Stiftung ‚Erbprozent Kultur‘“ und arbeitet unter anderem heraus, wie das (Ver-)Erben sowohl zu einer höchst privaten wie auch politischen Angelegenheit wird (242). Einen interessanten Einblick in die Rolle genealogischer Büros, die sich Erbfällen widmen, bei denen es den oder die Erbenden zunächst einmal ausfindig zu machen gilt, bietet der Aufsatz „Erbenermittlung. Auf der Suche nach (un-)bekannten Erben oder Wie man der Kaduzität ein Schnippchen schlägt“ von *Sandra Fischerauer*. *Sabrina Reissner* widmet sich anschließend der Bedeutung der Mediation bei Erbstreitigkeiten, bevor der Berliner Literatur- und Kulturwissenschaftler *Stefan Willer* den Band mit seinem Beitrag „Die Welt als Erbe. Zur Problematik von ‚World Heritage‘“ abschließt. Willer reflektiert hier die Rolle der UNESCO, die sich der Bewahrung und der Sicherung kultureller Güter verschreibt und dabei in ihrem Auswahlverfahren und den dabei angewendeten Kriterien einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf den politischen, gesellschaftlichen und individuellen Umgang mit kulturellen Überlieferungen besitzt (282). Insgesamt bietet der vorliegende Band durch seine Themenvielfalt einen facettenreichen Einblick in das Themenfeld rund um das Erbe(n) und löst damit das Versprechen des Titels ein, dessen offene und vieldeutige Formulierung treffend gewählt ist. Die einzelnen Forschungsbeiträge präsentieren zahlreiche neue Forschungsergebnisse, die sich für unterschiedliche Disziplinen als fruchtbar erweisen und dennoch eine deutlich kulturanthropologische Verankerung besitzen. Historische Entwicklungen werden dabei in Bezug zu gegenwärtigen Herausforderungen und Fragestellungen gesetzt und lassen die Kulturtechnik des (Ver-)Erbens als vielgestaltiges Phänomen sichtbar werden.

Lena Möller, Regensburg

Sabine Eggmann u. Konrad J. Kuhn (Hgg.): *Das Museum als Ort kulturwissenschaftlicher Forschung und Praxis/Le musée comme lieu de recherche et de pratique ethnologiques*. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 2017. 152 S. m. Abb. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 113. Jg., H. 2).

Kulturwissenschaftliche Forschung und Praxis sind im Museum eigentlich eine Selbstverständlichkeit, sollte man meinen. Dennoch hat das Herausgebersteam des Schweizerischen Archivs für Volkskunde gerade dieses noch einmal programmatisch zum Titel eines Themenheftes gemacht, um in der Einleitung dann auch zu erläutern, warum es erneut an der Zeit ist, sich dieser Selbstverständlichkeit zu vergewissern und deren Fokus ein Stück weit neu auszurichten. *Sabine Eggmann* und *Konrad J. Kuhn* wollen mit den Beiträgen des Heftes die wissenschaftliche Erforschung kultureller Phänomene, wie sie in den einschlägigen Museen schon immer betrieben wird, erweitern und die in den Forschungen enthaltene gesellschaftspolitische Positionierung, die durch die museale Praxis auch nach außen dargestellt wird, mit einbeziehen oder besser: deren Stoßrichtung

und Wirkung kritisch mitreflektieren. Dazu ist es nötig, die Museen selbst in ihren Abhängigkeiten, Strukturen und Zielsetzungen genau im Blick zu behalten, bilden sie doch die eigentliche Vermittlungsinstanz zwischen den kulturwissenschaftlichen Inhalten und dem gesellschaftlichen Resonanzraum der museumswissenschaftlichen Arbeit. Konkrete im Heft vorgestellte Projekte sollen aus dieser Perspektive befragt werden.

Den Anfang macht dabei *Beatrice Tobler*, die über das zentrale schweizerische Freilichtmuseum am Ballenberg berichtet und dabei die dortigen Inszenierungs- und Vermittlungsformen in den Mittelpunkt rückt. Dreh- und Angelpunkt ist der 2014 auf Grundlage einer Evaluation der Ausstellungsmodule des Museums entwickelte „Masterplan Dauerausstellung“, der nunmehr erstmals ein zentrales Leitmotiv für die museale Arbeit formuliert und dezidiert Vermittlungsziele benennt, auf die alle Präsentations- und Kommunikationsformen ausgerichtet werden. Damit rücken Besucherbedürfnisse und Besucherinteressen in den Fokus und nehmen auch Einfluss auf Forschungsprojekte, wenn etwa Hauseinrichtungen nunmehr mit eindeutigen zeitlichen und sozialen Bezugspunkten rekonstruiert werden oder die Herkunftsorte der translozierten Gebäude in den Mittelpunkt siedlungsgeschichtlicher Dokumentationsmaßnahmen rücken.

Isabelle Raboud-Schüle und *Christophe Mauron* betonen die Notwendigkeit klassischer, am Sammlungsbestand orientierter Forschungsarbeit im Museum. Das Musée gruérien in Bulle unterzog seine Sammlungen ab 2004 einer umfassenden wissenschaftlichen Neubetrachtung, die letztlich in die Neukonzeption der 2012 eröffneten Dauerausstellung einfluss. Auf Grundlage neuer Sammlungsfelder, einer umfassenden Objektdokumentation, wissenschaftlicher Kooperationen und neuer Fragestellungen wurden zahlreiche Aspekte des vorherrschenden regionalen Selbstverständnisses kritisch durchleuchtet und neu dargestellt. Dabei rückte vor allem die Bedeutung überregionaler und internationaler Vernetzungen für regionale Entwicklungsprozesse in den Mittelpunkt. Die von den Autoren angeführten Beispiele weisen allerdings kaum über die mittlerweile übliche kulturhistorische Forschungspraxis an zeitgemäßen Museen hinaus.

Sofie Elpers vom Meertens-Instituut in Amsterdam beleuchtet die vorsichtige Annäherung der niederländischen Museen an das Immaterielle Kulturerbe gemäß der UNESCO-Konvention, die die Niederlande 2012 ratifizierte. Das in der Folge eingerichtete „Kenniscentrum Immaterieel Erfgoed Nederland“ wurde 2017 dem Freilichtmuseum in Arnhem angegliedert und obwohl das Zentrum weiterhin relativ selbstständig agiert, erhöhte sich doch der Erwartungsdruck hinsichtlich einer Zusammenarbeit mit dem Museum. Dort bestanden allerdings massive Verständnisprobleme bezüglich der Inhalte und Ziele der UNESCO-Konvention, die intensive Übersetzungs- und Vermittlungsdienste notwendig machten – bis hin zu einem „Almanak“, der problematische Begrifflichkeiten beider Sphären kritisch reflektiert. Erste konkrete Projekte zum Immateriellen Kulturerbe liefen erst vor Kurzem im Freilichtmuseum an

und zeigten in ersten Evaluationen mitunter beträchtliches Konfliktpotential zwischen den Werten des Museums und den Zielen der UNESCO.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Dagmar Hänel* und *Carsten Vorwig* steht die Translozierung eines Asylcontainers aus der Gemeinde Titz ins Freilichtmuseum Kommern zwischen 2012 und 2014. Die Erweiterung der Ausstellungskonzeption bis zum Ende des 20. Jahrhunderts ist eine bewusste Strategie des Museums, um inhaltlich näher an die Erfahrungswelt der Besucher anzuschließen und damit gesellschaftliche Relevanz zu generieren. Die Übernahme des Wohncontainers erfolgte dabei unter Anwendung klassischer Arbeitsmethoden kulturhistorischer Museen, insbesondere mit Hilfe von Zeitzeugeninterviews, die hier zudem vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte mit der Filmkamera dokumentarisch begleitet wurden. In besonderer Weise gesellschaftspolitisch aktuell wurde das Projekt erst nach seinem Abschluss mit den rasant steigenden Geflüchtetenzahlen vor allem im Jahr 2015.

Theresia Anwander stellt im Anschluss die Grundkonzeption des 2013 wiedereröffneten „vorarlberg museums“ in Bregenz vor, die sich durchgängig am Grundbegriff des „Sichtens“ orientiert. Dabei exemplifiziert sie die damit umschriebenen Arbeitsweisen des Museums an zwei Ausstellungsbeispielen, nämlich zum einen an einer adaptierten Wanderausstellung über Sinti und Roma und zum anderen an einer semipermanenten Präsentation zum Thema Berührung. Der Perspektivenwechsel vom Objekt zum Menschen – als Ausstellungsinhalt und Besucher – sowie die intensive Einbindung partizipativer Projektbausteine kennzeichnen die Haltung des neuen „vorarlberg museums“, das in dieser Hinsicht unstrittig Weg- und Zukunftsweisendes leistet. Allerdings wären mit Blick auf den Titel des Themenheftes anstelle griffiger Floskeln zur zeitgemäßen Arbeitsweise auch einige weiterreichende Reflexionen zum (kulturwissenschaftlichen) Ertrag der Ausstellungsprojekte wünschenswert gewesen.

Auch *Denise Tonella* gelingt es in ihrem Beitrag nicht, den kulturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn musealer Arbeit in seiner Spezifik herauszuarbeiten und selbstbewusst als Eigenleistung der Museen zu reklamieren. Stattdessen arbeitet sie Einsatzmöglichkeiten digitaler und audiovisueller Medien in der täglichen Ausstellungspraxis im Landesmuseum Zürich ab und beschreibt exemplarisch einzelne Medienstationen und -inszenierungen.

Sarah Kleinmann nähert sich von außen: Sie macht Präsentationspraktiken in den Dauerausstellungen von NS-Gedenkstätten und Dokumentationszentren zu ihrem Forschungsthema – zeitgeschichtliche Ausstellungen in explizit musealen Einrichtungen konnte sie leider nicht mit einbeziehen. Mit Hilfe dichter Beschreibungen analysiert sie die Darstellungen und konzentriert sich dabei vor allem auf die museale Repräsentation der Täter und Täterinnen. Dabei kann sie zeigen, wie Ausstellungen noch immer der ästhetischen Faszination der Selbstinszenierung des NS-Regimes unterliegen können, wie sie unterschwellig eine gewisse Distanz zu den Verbrechen herzustellen versu-

chen und wie sie die Ambivalenz der Gesellschaft der NS-Zeit in ihrer Komplexität zu Gunsten eines deterministischen Geschichtsbildes reduzieren. Gerade an dieser Stelle könnten die in Kleinmanns Untersuchung nicht berücksichtigten Museen abseits der nationalsozialistischen Tatorte weitere detaillierte Forschungs- und Aufklärungsarbeit leisten.

Abschließend formuliert *Friedrich von Bose* einige Überlegungen zum Humboldt-Forum im Berliner Stadtschloss und fordert dabei ausgehend von der vehementen Debatte über Kolonialismus und Provenienzforschung in ethnologischen Sammlungen, das Humboldt-Forum als „diskursiven Knotenpunkt“ zu verstehen und die Debatte an sich zum Kern der Institution zu machen. Damit könnten die Ausstellungen im Stadtschloss keine endgültigen Präsentationen bieten, sondern müssten die Unabgeschlossenheit zum Prinzip erklären.

Letztlich scheitert das Themenheft des Schweizerischen Archivs für Volkskunde an seiner selbstgestellten Aufgabe und ist doch ein Gewinn für alle Kulturwissenschaftler und Kulturwissenschaftlerinnen, die sich mit Museen befassen. Es gelingt dem Herausgeberteam nicht, die konzeptionellen Thesen der Einleitung in allen Beiträgen tatsächlich durchzusetzen – wie immer auf Tagungen und in Sammelbänden zum Thema Museum genügen sich manche in der Darstellung der eigenen Arbeit und transzendieren Best-Practice-Beispiele nicht in allgemeingültige museologische Erkenntnisse. Zugleich liefern andere jedoch immer auch außerordentlich erhellende Reflexionen des eigenen Tuns oder aufschlussreiche Analysen musealer Tätigkeit. Eben darin liegt der Gewinn des Bandes.

Jochen Ramming, Würzburg

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern

(Hg.): *Volkskunde im Museum. Ein Auslaufmodell?* 25. Internationale Fachtagung bayerischer, böhmischer, oberösterreichischer und sächsischer Museumsfachleute, 18. bis 20. September 2016, Augsburg und Gessertshausen/Etnografie v muzeu. Výběhový model? 25. konference bavorských, českých, hornorakouských a saských odborných pracovníků muzeí, 18. až 20. září 2016, Augsburg a Gessertshausen. München: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, 2017. 152 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Museum Bulletin Muzeum 25).

Ist Volkskunde – was auch immer damit gemeint sein kann – im Museum ein Auslaufmodell? Dieser provokanten Frage widmete sich 2016 die interregional ausgerichtete „Tagung bayerischer, böhmischer, oberösterreichischer und sächsischer Museumsfachleute“, kurz BBOS. Als bleibendes Resultat liegen 18 verschriftlichte Beiträge im nachfolgend besprochenen Tagungsband vor, die sich mit der kaum auch nur holzschnittartig auf 151 Seiten zu beschreibenden Bandbreite volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Museumsarbeit beschäftigen.

Astrid Pellengahr verweist in ihrem Geleitwort (5–8) auf die zentralen Diskursfelder von Tagung und Band. Sie argumentiert, dass immer weniger StudiumsabsolventInnen in der Lage sind, objektbezogene Forschung zu betreiben, weil sie hierauf nicht vorbereitet werden. Insbesondere die deutlich überwiegenden historischen Museumsbestände bleiben so unbearbeitet und werden dauerhaft in Depots verbracht; mit dem Bedeutungsverlust der aus den Präsentationen zunehmend verschwindenden Objekte wandern letztlich wiederum fachbezogene Personalstellen ab, die dann durch andere Fachrichtungen besetzt werden können. Pellengahr sieht Tagung und Band als geeignete Mittel an, um hierdurch eine „nachhaltige Diskussion“ anzustoßen.

Vier Beiträge firmieren unter der Überschrift „Einleitung“, wobei sich diese Anzahl aus den interregionalen Perspektiven quasi von selbst ergeben hat. Die Aufsätze von *Katja M. Mieth* (Sachsen), *Hana Dvořáková* (Tschechische Republik), *Klaus Landa* (Oberösterreich) und *Astrid Pellengahr* (Bayern) sind jeweils historisch aufgebaut, schildern recht ähnliche übergeordnete, kontextbedingte Tendenzen sowie konkrete Entwicklungen an Einzelbeispielen. Hierbei fällt *Astrid Pellengahr*s Unbehagen allein schon mit dem Begriff Volkskunde als kaum verständliche, methodisch wie inhaltlich argumentierbare Museumsbezeichnung, Abteilungsbenennung oder Sammlungskategorie besonders ins Auge (34 f.). Darüber hinaus ist *Pellengahr*s pointiertes Plädoyer für eine Fokussierung auf aus ihrer Sicht publikumswirksamere Gegenwarts-kulturen interessant, wobei die Autorin nicht flankierend erläutert, auf welcher (personellen, finanziellen oder räumlichen) Grundlage dies geschehen könnte. Auch bleibt unklar, was in diesem Zusammenhang mit dem existierenden Alt-Bestand passieren würde – etwa Ent-Sammeln?

Den Hauptteil des Bandes mit 14 „Beiträgen“ eröffnet *Thomas Thiemeyer* mit „Alltagskultur im Museum. Gestern, heute und morgen“ (39–46). Hierin geht er der Entwicklung volkskundlicher Sammlungen und Museen im 20. Jahrhundert nach und weist vor allem auf die Kontexte von Sammlungsgründungen hin. Demnach reflektieren Begrifflichkeiten wie Sammlungszusammensetzungen und Präsentationsanliegen stets politische, soziale, wirtschaftliche, also gesellschaftliche Zustände. Er meint, „volkskundliche Museen und Sammlungen“ hätten dann eine Zukunft, wenn diese sich als „Alltags- und kulturwissenschaftliche Museen verstehen, die [...] nicht nur ein nostalgisches Bild des (bäuerlichen) 19. Jahrhunderts nachzeichnen“ (45) – was er damit meint, bleibt zumindest mir unklar, denn diese Einschätzung spiegelt sicher seit Jahrzehnten nicht mehr die museale Ausstellungsrealität. Bemerkenswert ist *Thiemeyer*s (universitäre) Perspektive auch deshalb, weil sich die meisten der folgenden „Beiträge“ geradezu als Gegendarstellungen zu dessen in der Tat angestaubtem Museumsbild lesen lassen, so etwa *Jürgen Knauss*' Aufsatz „Das deutsche Landwirtschaftsmuseum Schloss Blankenhain“ (55–67) oder *Karsten Jahnkes* „Volkskunst im Museum – Ein Dauerbrenner?“ (99–108).

Martin Šimsas „Das UNESCO-Übereinkommen zur Erhaltung des nicht-materiellen Kulturerbes und seine Umsetzung in der Tschechischen Republik“ (76–89) widmet sich einem zunehmend an Bedeutung gewinnenden neueren Arbeitsfeld für volkskundliche Museen, der Begleitung von oder Beteiligung an internationalen Dokumentations-Initiativen seitens der UNESCO. Er zeigt auf, inwieweit sich Museen traditionell volkskundlichen Stoffen, Sachen, Narrativen widmen können, um am im Zuge der Globalisierung und damit verbundenen beschleunigten Kulturwandel seit einigen Jahren gestiegenen Interesse an lokalen und regionalen Alltags-, Festtags- und ganz allgemein Nahwelten zu partizipieren.

Diese wenigen Beispiele an Beiträgen mögen genügen, um das inhaltliche Spektrum des sehr gewinnbringend zu lesenden Bandes zu umreißen. Die Zusammenschau erbringt einen für mich überraschend guten Überblick über aktuelle Diskurse, denen es an Dringlichkeit im Einzelfall durchaus nicht fehlt. Einen Mangel stellt aus meiner Sicht allerdings dar, dass eine Diskussion über die – sieht man sich auch aktuelle Vorlesungsverzeichnisse an – universitäre Ausbildung von Sachkulturforschenden mit Museumsperspektive weitgehend blass bleibt beziehungsweise dieser Faden nicht aufgegriffen wurde.

Thomas Schindler, München

Urs Latus: Erzgebirgische Miniaturen fürs Kinderzimmer. Eine Erfindung aus Dresden. Dresden: Verlag der Kunst Dresden/Sächsische Landesstelle für Museumswesen an den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, 2018. 263 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Reihe Weiß-Grün Nr. 49).

Im Jahr 2017 wurde am Volkskundelehrstuhl in Bamberg *Urs Latus'* Arbeit „Sächsische Miniaturspielwaren zwischen Volkskunst und Kunstgewerbe – eine kultur- und wirtschaftshistorische Untersuchung“ als Dissertation angenommen. Schon 2018 liegt nun der daraus entstandene umfangreiche, schön gestaltete und reich bebilderte Band unter einem wohl der Verkaufsförderung wegen gewählten abweichenden, vermeintlich weniger wissenschaftlich klingenden Titel vor.

Für die acht Kapitel und den umfangreichen Anhang hat der Autor mit größter Sorgfalt viele bisher nicht bekannte Text- und Bildquellen herangezogen und ausgewertet und dadurch sowohl einen fundierten Überblick über die deutsche Spielwarenindustrie im frühen 20. Jahrhundert, als auch eine detailreiche Geschichte der höchst interessanten Entwicklung handgearbeiteter Spielsachen aus Sachsen zwischen künstlerischem Anspruch und Massenfertigung vorgelegt. Dabei spielten Bestrebungen der Gewerbeförderung und Verkaufsstrategien eine ebenso große Rolle wie die Heimat- und Volkskunstbewegungen mit ihren pädagogischen Ansätzen im Sinne einer bereits frühkindlichen ästhetischen Erziehung. Der Autor konfrontiert diese Ansätze mit dem allgemeinen Aufbruch ins Industriezeitalter

und im Speziellen mit den daraus resultierenden Folgen für das hausindustrielle Spielzeuggewerbe in Sachsen. Fragen der Gestaltung werden anhand der Entwicklung der sächsischen Fachgewerbeschulen und ihrer Ausstellungen diskutiert und die Weltausstellungen 1904 und 1910 in ihrer Bedeutung für sächsische Spielwaren geschildert. Mit den ersten Publikationen zu Spielzeug in Frankreich, England und Deutschland hatte sich die Spielzeugforschung als Teilaspekt der volkskundlichen Realienforschung etabliert, erst später, in den 1920er und 1930er Jahren, gab es die ersten Sammlungs- und Museumsgründungen.

Dresden nimmt in dieser allgemeinen Tendenz als Zentrum der Avantgarde eine Sonderstellung ein, ist es doch wichtiger Schauplatz der bürgerlichen Lebensreformbewegung. Künstlerisches Holzspielzeug wurde hier von Architekten, Pädagogen, Bildhauern und Malern entworfen und danach erstmals seriell hergestellt. Das großstädtische Bürgertum begann, Land und Natur zu romantisieren, die Sommerfrische wurde erfunden, Kinder sollten von Anfang an mit Spielsachen hantieren, die wir heute als gutes Design bezeichnen würden und die sie – in der Stadt lebend – mit dem Landleben vertraut machen sollten.

Im Rahmen der Heimatbewegung, getragen vom Sächsischen Verein für Heimatschutz, entstanden als erste Miniaturspielsachen umfangreiche Landschaften mit Dörfern und Burgen zum Aufstellen. Sie dürfen als das früheste Systemspielzeug bezeichnet werden, denn sie können beliebig zusammengestellt, erweitert und umgebaut werden. Hergestellt wurden sie in Grünhainichen und in kleinen Schachteln (Füll- und Schachtelware) oder aufgenäht auf Pappe angeboten, von winzigen Reifenfiguren (Menschen und Tiere) bevölkert sowie mit Fahrzeugen und Geräten historischer wie moderner Art ausgestattet, und gerne, um verstärkte Akzeptanz in einem wertkonservativen, elitären Kundenkreis zu erreichen, als „Heimatkunst“ bezeichnet. Das kleinteilige Zubehör stammte meist aus Seiffen und wurde von den Verlegern mit den Architekturteilen zusammengefügt. Urs Latus ist es durch die Auswertung umfangreicher Aktenbestände gelungen, anhand von Eingaben von Herstellern, aber auch von Gewerbelehrern, die oftmals prekäre Lebens- und Arbeitssituation, die Arbeitsverteilung in den Familien, die Problematik der Kinderarbeit sowie die Rolle der Verleger anschaulich darzustellen. Es ergibt sich für die Anfangsjahre des 20. Jahrhunderts eine durchaus ambivalente Situation: die der Architekten und anderen Entwerfer künstlerisch wertvoller Spielsachen und ihrer begüterten und gebildeten Kundschaft in Dresden und bald auch weltweit und andererseits die der Herstellerfamilien im Erzgebirge, die ums Überleben kämpfen mussten. Anhand unterschiedlicher geschäftlicher wie privater Quellen kann der Autor ein lebendiges wirtschafts- und sozialgeschichtliches Bild der Miniaturspielwarenherstellung zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnen, das den Leser mit zahlreichen Hersteller- und Lehrerpersönlichkeiten bekannt macht.

Als neue Werbestrategie kann Latus die Vermarktung der Miniaturen, einem allgemeinen Trend der Zeit zum

kleinformatischen Schaustück folgend, als Sammel- und Vitrinenstücke für Erwachsene ausmachen, die gerne als „hervorragendes Erzeugnis heimatlicher Volkskunst“ angepriesen wurden. Mit dem Anwachsen des Tourismus nicht nur im Sächsischen konnte eine neue Kundengruppe angesprochen werden: Es waren wiederum die gut situierten, bildungsbürgerlichen Kur- und Urlaubsgäste, die als Reiseandenken zu erzgebirgischen Miniaturen griffen, die nun auch Tiroler Dörfer, Spreewälder Ammen und Schwarzwaldhöfe darstellten. Ein ausführliches Kapitel widmet der Autor im Folgenden dem Dresdner Spielwarengeschäft Richard Zeumer und dessen konsequenter Vermarktung des „erzgebirgischen Dörfchens“ sowie Zeumers Mitbewerbern.

Verständlicherweise können hier nur die wichtigsten Erkenntnisse der umfangreichen Arbeit in ganz wenigen Sätzen angedeutet werden, die im Buch in detailreichen, auf sorgfältigen Archivstudien aufbauenden Darstellungen entwickelt und prägnant formuliert worden sind.

Im letzten Kapitel diskutiert Latus schließlich den „Reiz der kleinen Dinge oder die Lesbarkeit der Welt“. Miniaturen machen die Welt „begreifbar“, mit dem Globus kann man die ganze Welt in Händen halten. Mit den erzgebirgischen Miniaturen wurden aus Spielsachen mit künstlerischem Anspruch solche, die bewusst gelenkt bürgerliche Erziehungsideale transportierten. Dabei führte ihr Weg von idealisierten Motiven, die aus der Heimatbewegung kamen, zu durchaus zeitgemäßen Themen und zu modernen technischen Entwicklungen; um 1915 kamen Militärthemen hinzu.

Wenn die erzgebirgischen Miniaturen in DDR-Zeiten rückblickend gerne als „Volkskunst“ bezeichnet wurden, hatte man ihre Entstehung und Förderung durch das Bildungsbürgertum Dresdens und die sie tragende Heimatbewegung verkannt beziehungsweise in der von Urs Latus nun erarbeiteten Bedeutung tatsächlich noch gar nicht zur Kenntnis genommen. Dass sich anhand der kleinen, vielfältig kombinierbaren, von Kindern wie Erwachsenen mit Begeisterung gesammelten Spielsachen die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Dresdens und des Erzgebirges zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die kleinsten Verästelungen und Vernetzungen aufdröseln lässt, hat Urs Latus mit seiner akribisch recherchierten Arbeit gezeigt.

Für Sammler und Museumsleute wurde dem umfangreichen Band ein etwa 40-seitiger Katalog mit farbigen Abbildungen und genauen Beschreibungen ausgewählter Miniaturen – Architektur, Fahrzeuge, Menschen und Tiere – angefügt. Dazu kommen historische Fotos und Werbematerial, Musterblätter und Ausschnitte aus Fachorganen. Angefügt sind Listen von Anzeigenwerbung und Messeberichterstattung von 1905 bis 1914, eine Dokumentation der Holzspielwaren- und Holzwaren-Ausstellung Seiffen (1914) sowie Transkriptionen von 83 beispielhaften Dokumenten von 1904 bis 1911.

Urs Latus hat mit diesem umfangreichen Band eine wissenschaftlich fundierte Untersuchung von hoher Bedeutung für die kulturgeschichtliche Sachforschung, für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte und für die säch-

sische Landesgeschichte vorgelegt. Dass sie nun in einer so ansprechenden Form als reich bebildertes, sensibel gestaltetes Buch vorliegt, ist auch dem Verlag der Kunst zu verdanken.

Nina Gockerell, München

Thomas Thiemeyer: Das Depot als Versprechen. Warum unsere Museen die Lagerräume ihrer Dinge wiederentdecken. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2018. 299 S. m. 13 Abb.

Mit *Thomas Thiemeyer* widmet sich einer der profilierten Museumsforschenden einem in doppeltem Wortsinn oft nicht im Fokus öffentlicher und politischer Wahrnehmungen stehenden Museumsbereich, der allerdings in den vergangenen Jahren immer wieder und oft kontrovers diskutiert wurde und nach wie vor wird, dem Depot. Ausgangspunkt des Interesses des Autors sind nicht die Depots an sich, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in großem Stil als Lagerräume für nicht in publikumswirksamen Schauen gezeigte Museumsobjekte aufkamen. Thiemeyer interessieren vielmehr die lehrsammlungsartig minimalistischen, jedenfalls spezifisch arrangierten, in segmentierte Wissensstände darin angeordneten Dinge, die es der Schaulust und dem Wissensdurst, den Erwartungshaltungen des breiten Publikums in Depotausstellungen und Schaudepots wieder oder überhaupt zugänglich zu machen gilt.

Er gliedert seinen Band in die fünf Abschnitte „Anfänge“, „Depotausstellungen – Vier Portraits“, „Die Macht der Ideen: Episteme der Depotausstellungen“, „Die Transformation der Dinge: Werk, Exemplar, Zeuge“, „Die Logik der Räume: Ausstellung und Depot“ und „Das Depot als Versprechen“, um die „dunkle Seite des Museums“, „den lichtlosen Sperrbezirk der Kompaktanlagen“ (11) zu beleuchten und zu erklären. Und dies erscheint umso dringlicher, weil seiner Ansicht nach das Depot beziehungsweise die Grenzziehung zwischen Ausstellung und Depot „noch nicht gründlich untersucht“ (11) sei. Sein Ansatz ist es, diesen aus seiner Sicht bisher fast ungedeuteten Raum am Beispiel von Schaudepots hinsichtlich aktueller Depotanordnungen und Inszenierungsstrategien zu fokussieren. Die leitende These ist dabei, dass die seit den 1970er-Jahren aufkommenden Depotausstellungen als Resultate von „Inwertsetzungsstrategien und vor allem als Bruch mit heutigen Darstellungskonventionen“ (13) zu deuten sind. Thiemeyers Quellen sind insbesondere die Depotausstellungsmachenden, die „Kulturagenten“ (14), deren „Konzepte, Korrespondenzen, Berichte und Protokolle“ (14), aber auch die in Presseberichten und so weiter dokumentierten RezipientInnenperspektiven.

Der Band setzt mit vier Porträts von Museen mit Depotausstellungen ein, in denen Thomas Thiemeyer deren jeweilige konzeptionelle Ansätze für Standortwechsel einzelner Objekte zwischen Depot und Ausstellung beziehungsweise Unterbringung in Depotausstellungen nachzeichnet und bewertet. Diesem empirischen Teil folgt das zweite inhaltliche Kapitel, in dem der Autor

die Ideengeschichte(n) hinter den konzeptionellen Ansätzen der „Kulturagenten“ aufzeigt, um deren Sichtweisen auf die Gegenwart von Museum zu verstehen. Die spezifischen Deponierungs- und Präsentationsanliegen der von ihm ausgewählten vier Beispielmuseen, dem Literaturmuseum der Moderne (Marbach am Neckar), Museum der Dinge (Berlin), Übersee-Museum (Bremen) sowie Museum für Angewandte Kunst (Wien), schildert der Autor chronologisch. Hierdurch werden gleichermaßen die jeweilige Kontextgebundenheit und die individuell unterschiedlichen Haltungen der „Kulturagenten“ nachvollziehbar. Thiemeyer entwickelt so eine Vorstellung von den individuellen wie gemeinsamen Leitlinien, dem Generalisierbaren, und vermeidet dabei zugleich eine zu eingeschränkte Argumentation.

Zur Klassifizierung der aufgrund „kuratorischen Zugriffs [...] jene[n] Akte[n] symbolischer Gewalt“, durch „Räume und Zeiten“ migrierenden Museumsobjekte schlägt Thomas Thiemeyer eine Einteilung der Sammlungsbestände in die heuristischen Kategorien „Werk, Exemplar, Zeuge“ (211) vor, um die ihnen zugrunde liegenden Präsentationslogiken sichtbar zu machen. Wichtig ist ihm hierbei, den Objekten endgültig ihre „Originalität bzw. Authentizität“ als „ersten und wichtigsten Wert“ abzusprechen (211), denn diese Werturteile sind als wandelbare soziale Kategorisierungen von und für ExpertInnen und Laien ungeeignet. Er fragt damit insbesondere auch nach der Legitimität von Festsetzungen oder Aushandlungen der Museumswürdigkeit von Dingen. In vier Punkten unterscheiden sich „Werk, Exemplar, Zeuge“, in ihrer jeweiligen Referenz, ihrer Funktion, dem jeweils spezifischen Wertmaßstab und der „Art und Weise, wie Museen Werke, Exemplare und Zeugen (ideal)typischerweise ausstellen“ (230). Das Kapitel „Die Logik der Räume: Ausstellung und Depot“ setzt mit einer Art Wahrnehmungsbeschreibung beim Betreten des Marbacher Archivdepots ein. Thomas Thiemeyer schildert in diesem Zusammenhang den Duft von „kompostiertem Holz“ und so weiter und die – aus konservatorischen Gründen notwendige – „Kälte“ sowie die ungewohnten Lichtverhältnisse (233); dabei vermisst er allerdings die unmittelbare Anwesenheit der Objekte, die in Kompaktanlagen vorgehalten werden. Der Autor stellt fest, dass trotz unterschiedlicher olfaktorischer, akustischer, optischer und so weiter Wahrnehmungen die in den Depotanordnungen und -bestückungen gespiegelten Systematisierungen maßgeblich und pragmatisch von den darin gelagerten Objekten bestimmt werden. Er erkennt, dass in den Arrangements der von ihm untersuchten Museen Erwartungen an die konservatorisch „richtige“, also funktionale Lagerung mit denen an die Zugänglichkeit und Erfahrbarkeit kombiniert sind. Daraus ergeben sich ihm zufolge „Raumsemantiken“ (237), die wiederum für das Verständnis der Inszenierungen von Schaudepots mit „szenografischer Askese“ (249) von großer Bedeutung sind – Schaudepots müssen auf Besuchende den Eindruck „echter“ Depots machen. Dazu zählt auch, dass Besuchende den Eindruck vermittelt bekommen, als EntdeckerInnen durch bislang unerschlossene Bestände

zu schreiten und hierdurch selbst die Rolle von Museumsinsidern oder ExpertInnen einzunehmen.

Im abschließenden Kapitel „Das Depot als Versprechen“ verhandelt der Autor die Depotausstellung, chronologisch kontextualisiert, als „politische Utopie, epistemische Methode und geheimnisvollen Ort“ (249). Er meint damit die mit dem weitgehend kommentarlosen Zeigen verbundene Demokratisierung der Objektbetrachtung und -deutung, die transparente Selbstreflexivität und gleichzeitig die mit der Zugänglichkeit verbundene Zuweisung von forscherscher Exklusivität an Besuchende. Durch alle drei Aspekte gewinnt ein Sammlungskorpus in mehrfacher Hinsicht an Legitimität. Thiemeyer betont, dass durch die zurückhaltende kuratorische Hand und die Massierung der Exponate gleichfalls aber die Trennlinie zwischen ExpertInnen und Laien umso deutlicher wird, Überforderung also zwangsläufig Teil des Konzepts von Schaudepots ist. Insofern findet in solchen Ausstellungen eine subkutane Verlagerung von Zugänglichkeit und damit von Transparenz statt. Inwieweit das Depot dadurch als „geheimnisvoller Ort“ (258 f.) aufgelöst oder erst dazu gemacht wird, bleibt etwas vage. Zuletzt diskutiert Thomas Thiemeyer „die Zukunft des Depots“ (266) vor dem Hintergrund der „Digitalmoderne“ (268). Seiner Meinung nach sind Depots Objekt-Datenbanken, die „Kulturagenten“ und RezipientInnen dialogisch vernetzt gemeinsam erschließen könnten, etwa bei der unkontrollierten Verschlagwortung von Archivalien als Folksonomy im Kontext des World Wide Web, kurzum: Thiemeyer stellt die Möglichkeit der (fast) grenzenlosen Teilhabe im WWW für die Bildung und Gestaltung von bisher professionell gestalteten Wissenskorpora in den Raum. Er betont, Museen würden sich in diese Richtung auch dadurch entwickeln, dass diese in Depotausstellungen längst didaktische Hilfsmittel, etwa Smartphone-Apps oder Multimediageräte, einbringen beziehungsweise Hybridinszenierungen aus klassisch kuratierter Schau und Depot anbieten. Der Autor fasst also zusammen, Depotausstellungen machen Museumsarbeit transparenter, bieten spezifische Teilhabemöglichkeiten und können dadurch Publikum wie Museumsfinanzierende neu oder zusätzlich ansprechen.

Thomas Thiemeyers Buch legt potentielle Funktionen von Museumsdepots beziehungsweise Depotausstellungen offen, die aus guten Gründen bislang keinen allgemeinen Zuspruch in der Museumscommunity gefunden haben und vermutlich auch nicht finden werden. Dies hängt meiner Ansicht nach weniger mit mangelnder Bereitschaft der „Kulturagenten“ (ein scheußlicher Begriff, wie ich finde) zusammen als mit fehlenden personellen und finanziellen Ressourcen und/oder in der Konsequenz beispielsweise mit ungeeigneten Netz-Infrastrukturen, konservatorischen Bedenken und – bei Thiemeyer für mich völlig unerklärlich leider kein Thema – der Verantwortung dem Gesundheitsschutz der Besuchenden gegenüber (was wäre wichtiger?). Letzgenannter Aspekt ist eben auch ein im Übrigen erst seit einigen wenigen Jahren drastisch an Bedeutung gewinnendes Thema hinsichtlich Zugangsbeschränkun-

gen von Depotbereichen! Viele der dort massierten Objekte sind mittlerweile aus unterschiedlichen Gründen als Schadstoffemittenten identifiziert worden (ist der oben erwähnte Duft „kompostierten Holzes“ vielleicht ein ausgasendes Holzschutzmittel oder ein Lösungsmittel?). So fällt mein Fazit denn auch – nicht nur deswegen – etwas gespalten aus. Einerseits liegen mit dem sehr eingängigen Buch ein wichtiger Beitrag zur Theoriebildung und eine grandiose, anregende Diskussionsgrundlage vor. Andererseits spiegeln zentrale Überlegungen kaum die museale Wirklichkeit in der Breite wider.

Thomas Schindler, München

Michaela Haibl (Hg.): *Material/An/Sammlungen*. Sachen suchen Bedeutung. 2 Teile: Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund; Wegweiser zu Objekten in der Dauerausstellung. Dortmund: Seminar für Kulturanthropologie des Textilen, Institut für Kunst und Materielle Kultur, Technische Universität, 2018. Begleitband: 157 S. m. Abb., z.T. farbig; Wegweiser: unpag. Spiralblock m. Abb., z.T. farbig.

Was passiert, wenn sich das innerhalb eines dreisemestrigen Lehrforschungsprojektes erworbene Wissen von Studierenden mit der Expertise von Menschen im Museumsbereich verbindet? Was, wenn Objekte einer universitären Sammlung auf bereits öffentlich gezeigte Exponate eines Museums treffen? Dies konnte man vom Februar bis zum Mai 2018 im Dortmunder Museum für Kunst und Kulturgeschichte in der Projektausstellung „Material/An/Sammlungen. Sachen suchen Bedeutung“ erleben. Fünf Gegenstände aus der Textil-Sammlung des Seminars für Kulturanthropologie des Textilen der Technischen Universität Dortmund trafen auf 15 Exponate der Dauerausstellung des städtischen Museums, das vor einem großen Umbau steht. Nun ist ein von *Michaela Haibl* herausgegebener gleichnamiger Begleitband zur Ausstellung entstanden.

Um den Aufbau des Bandes nachvollziehen zu können, ist der einleitende Beitrag von *Gudrun M. König* hilfreich. Die Autorin weist auf die bewusst gewählte Mehrdeutigkeit des Titels hin, der als „Materialansammlung“ und „Material an Sammlung“ interpretiert werden kann. Der Band folgt dieser Aufteilung, wodurch schlüssig wird, warum sich die fünf engagierten Studentinnen des Masterstudiengangs Kulturanalyse und Kulturvermittlung zunächst ausschließlich der „Materialansammlung“ der universitären Sammlung widmen. Die essayistisch gehaltenen studentischen Beiträge finden durch kurze Exkurse von WissenschaftlerInnen aus dem Bereich der Materialen Kultur Ergänzung, die je nach eigenem Forschungsschwerpunkt vertiefende oder assoziative Aspekte beisteuern, die teils völlig neue Perspektiven eröffnen. Erst im zweiten, deutlich kürzeren Teil des Bandes werden die Materialobjekte der beiden Sammlungen miteinander gezeigt und in Kurzexposés die Bezüge zu den jeweils drei Exponaten der musealen Dauerausstellung dargelegt.

So unterschiedlich die Objekte auch sind, der kulturanthropologische Zugang, der mit einem multiperspektivischen Ansatz den nun exponierten Objekten Bedeutungen zuweist und Bedeutungszusammenhänge herstellt, eint die Beiträge. Angereichert durch Sekundärquellen aus der Literatur, durch Interviews, Vergleichsobjekte oder historische Schriftquellen, verweben sich die allgemeinverständlich gehaltenen textil-technologischen Details, Materialhistorien und Stilbeschreibungen mit ökonomischen, historischen sowie politischen Kontextualisierungen. Die Studentin *Katharina Armbrecht* rückt für das Material Seide eine ehemals im Alltag getragene Gewandkombination in den Folkus. Sie analysiert das sogenannte Ao Dai, das von einer Mitte der 1950er Jahre nach Deutschland geflüchteten Vietnamesin handgefertigt wurde. Die aufwändige Herstellung und Anpassungen lassen neben dem monetären Wert auch auf eine symbolische Wertschätzung der tierischen Naturfaser schließen. Beim Beitrag von *Jessica Russ* ist der Forschungsgegenstand ein nicht getragener Turnschuh eines afrofranzösischen Herstellers. Als bedeutungstragend werden sowohl ein Indigo gefärbter Wachsdruckstoff, ein Ziegenfellstreifen als auch allgemein die Form- und Farbsprache des Schuhs ausgewiesen. Besonders herausgearbeitet wurden hier geografische Bezüge und deren identitätsstiftende Wirkung, die teils durch die Herkunft der Ressourcen oder Techniken, aber auch durch Selbst- und Fremdzuschreibungen konstruiert werden. *Linda Katharina Oetjen* widmet sich dem Material Leinen. Sie beschreibt nicht nur die im 18. Jahrhundert einsetzende Verdrängung des Leinens zugunsten des günstigeren Baumwollstoffes, sondern anhand einer kleinen Geschichte der Weißwäsche ebenso Geschlechterrollen und Körperhygienediskurse. Konkretisierung findet dies am baumwollenen, mit Durchbrucharbeiten geschmückten Prestigeobjekt Zierkissen, das aufgrund schriftlicher Quellen, etwa einer illustrierten Wäschezeitung von 1894, auch als Symbol häuslicher Ordnung gelesen werden kann. Eine ähnliche Thematik weist der Beitrag von *Daniela Sunderhaus* auf. Anhand der Genese weiblicher Unterwäsche skizziert sie nochmals den Aufschwung der Baumwolle, um die textile Naturfaser letztlich einem Vergleich mit der synthetisch hergestellten Chemiefaser Polyamid, die mittlerweile bei der Herstellung von Unterbekleidung verstärkt verwendet wird, zu unterziehen. Um ein Material aus Polyamidfasern, dem Perlon, dreht es sich auch bei *Laura Wohlbold*, die sich mit dem Damenstrumpf auseinandergesetzt hat. Unter Bezugnahme der dazugehörigen Verpackung zeigt sie auf, wie das Seiden-Surrogat sich durch geschicktes Marketing als gängiges Material durchsetzen konnte und welche alltagskulturelle Praxis diese strukturelle Änderung nach sich zog. Der dritte Teil des Bandes ist schließlich der Ausstellung gewidmet. Fotografisch wurden Momente der Ausstellungssituation – vom Aufbau bis hin zu den Reden der Kuratorinnen vor dem interessierten Museumspublikum – festgehalten und nun farbig im Band abgebildet. Wünschenswert wäre an dieser Stelle eine schriftliche Ausführung gewesen, die die Lesenden etwa über die Auswahl der gezeigten und gegenübergestellten Objek-

te aufklärt, die Präsentationsweise in den Vitrinen reflektierend darlegt oder über die Aufnahme dieses Kooperationsprojekts durch das Museumspublikum informiert. Auch der Dialog zwischen den Sammlungen kommt in diesem Band nur wenig zur Geltung. Empfehlenswert ist hierfür ein Querlesen innerhalb des Bandes und besonders die Hinzunahme des gestalterisch sehr gelungenen und inhaltlich pointierten Spiralblockes, der als Wegweiser durch das Museumsgebäude diente und Objektbeschreibungen zu allen Ausstellungsstücken beinhaltet. Hier wird deutlich, dass sich die Referenzen nicht nur durch gemeinsame materielle Merkmale, sondern ebenso durch die Einbettung in Handlungskontexte und den Stellenwert in Bedeutungssystemen ergeben. Das grüne Klebeband, das die Besuchenden des Museums verlässlich durch die Ausstellung zu den Objekten geleitet hat und nun auch den Begleitband zierte, konnte dort eine Orientierungsfunktion erfüllen, die sich in der Verschriftlichung leider nicht wiederfinden lässt. Die universitäre Sammlung disziplinübergreifend zu nutzen und sie somit in den Fokus des öffentlichen Interesses zu rücken, ist jedoch sehr gelungen und man kann sich für die Zukunft nur wünschen, dass sich solche Projekte, als „forschendes Wagnis und museal-wissenschaftliches Experiment“ (12), wiederholen.

Anja Ebert, Regensburg

Nikola Langreiter u. Klara Löffler (Hgg.): *Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do it yourself“*. Bielefeld: transcript, 2017. 350 S. m. Abb. (Edition Kulturwissenschaft, Bd. 90).

Der Band „Selber Machen. Diskurse und Praktiken des ‚Do it yourself‘“ versammelt 15 Beiträge, die sich der Erforschung der Praktiken des Selbermachens widmen. Er ist im Anschluss an die im Frühjahr 2015 veranstaltete Tagung „Do it! Yourself? Fragen zu (Forschungs-) Praktiken des Selbermachens“ in Wien entstanden und setzt sich aus den Vorträgen der Tagung und ergänzenden Texten zusammen. Die Tagung hatte das Ziel, „Fragen und Perspektiven, Methoden und Theorien zu erweitern“ (7), der vorliegende Band möchte daran anknüpfen und neben einer Bestandsaufnahme der aktuellen Diskurse durch systematisches Nach- und Hinterfragen diese erweitern und auf bislang vernachlässigte Aspekte hinweisen.

Die Autor*innen kommen dabei aus unterschiedlichen Disziplinen und bieten so ein breites Spektrum an Zugangsarten und Perspektivierungen zu dem Thema. Während einige den Fokus auf die Methoden der Erforschung des Selbermachens, deren Evaluierung, Weiterentwicklung und auch Grenzen sowie Probleme legen, wie *Oliver Stickel*, *Konstantin Aal*, *Marén Schorch*, *Dominik Hornung*, *Alexander Boden*, *Volker Wulf* und *Volkmar Pipek* in ihrem gemeinsam verfassten Diskussionsbeitrag über „Computerclubs und Flüchtlingslager“, wenden sich andere von bisher gängigen Bewertungsschemata ihrer Disziplin ab und versuchen, neue Perspektiven zu schaffen, so beispielsweise *Peter F. N.*

Hörz. Ebenso divers ist die Art der Präsentation in den jeweiligen Aufsätzen, die einmal sogar die Form eines „Tutorials“ annimmt.

Die Herausgeberinnen haben nur eine grobe Ordnung vorgegeben und wollen damit auch ein Bewusstsein für Mehrdeutigkeiten, Trennungen sowie Zusammenhänge schaffen. Unter dem Motto „Zeitpunkte und -linien“ kommen mit *Reinhold Kreis* und *Jonathan Voges* zuerst zwei Historiker*innen mit Studien zu Wort, die sich den Entwicklungen des Selbermachens im 19. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre und den Neu- und Umdeutungen dieser Praktiken im politisch-gesellschaftlichen Kontext dieses Zeitraums widmen.

Im zweiten Abschnitt „Handarbeits-/Techniken“ versuchen sechs Beiträge anhand bestimmter beispielhaft ausgewählter Techniken die Wechselbeziehungen zwischen Handarbeit und Technologien vor ihrem gesellschaftspolitischen und pädagogischen Hintergrund auszuloten. Eingeleitet mit einer historischen Betrachtung der sogenannten „Wiener-Handarbeit“ als nationales Leitbild von *Lisbeth Freiß* wird der Bogen von dem Einsatz unterschiedlicher (Medien-)Formate zur Etablierung und Verfestigung bestimmter Narrative zu Praktiken der Selbstdarstellung (*Bernhard Fuchs*) gespannt. Selbstermächtigung und Partizipation (*Ines Peper*, *Benjamin Eugster* und *Richard Schwarz*) beziehungsweise deren Scheitern (*Christian Schönholz*) werden ebenso thematisiert wie die Möglichkeiten und Grenzen der Erforschung derselben (*Oliver Stickel* und andere).

Die fünf Beiträge des Abschnitts „Nischen-/Ökonomien“ beleuchten die Abhängigkeit der Intentionen, Handlungsmuster und Praktiken von ökonomischen, ökologischen, räumlichen und professionellen Zusammenhängen, um damit das gängige Bild vom Selbermachen als subversive Gegenkultur zu hinterfragen. Dabei spielen Milieus – politisch aktiv, urban, privilegiert oder eben das genaue Gegenteil –, in denen die Akteur*innen angesiedelt sind, eine ebenso wichtige Rolle in den Praktiken und (Selbst-)Narrativen (*Peter F. N. Hörz*, *Michaela Fenske*, *Sebastian Hackenschmidt*) wie eine ökonomische Nutzbarmachung oder deren Ablehnung des Selbermachens (*Konrad Kuhn* und *Werner Bellwald*, *Sonja Windmüller*).

Zwei unter der Überschrift „Perspektivierungen“ zusammengefasste Studien der beiden Herausgeberinnen schließen den Band ab. *Klara Löffler* befasst sich mit der Abhängigkeit des Selbermachens von sozialen Konstellationen und individuellen Möglichkeiten und den Grenzen des Narrativs der Selbstermächtigung in diesem Kontext, *Nikola Langreiter* mit der politischen Vereinnahmung weiblicher Handarbeit in aktuellen feministischen Debatten um dahinterstehende Genderkonzepte.

Jeder Beitrag des vorliegenden Sammelbandes gibt in seiner Kürze sehr gut Schwierigkeiten und Möglichkeiten seines jeweiligen Feldes wieder und lässt auf weitere Forschungen in diesen Bereichen hoffen. Hervorgehoben werden sollen hier zwei Aufsätze, die durch Themenwahl beziehungsweise Form aus der Reihe zu fallen scheinen. Zum einen handelt es sich um den Beitrag von *Oliver Stickel* und anderen, die ihr Forschungsprojekt

in einem palästinensischen Flüchtlingslager einer Revision unterziehen und sich mit Grenzen der Forschungs- und Bildungsarbeit in derart sensiblen Kontexten beschäftigen. Diese Fragen sind durchaus von Bedeutung für das weitere Vorgehen der Forscher*innengruppe und auch allgemein für die Forschungscommunity; im Zusammenhang dieses Sammlungsbandes wäre ein Fokus auf die Ergebnisse der Forschungsarbeit aber ebenso wichtig, wenn nicht sogar wichtiger gewesen. Zum anderen geht es um das Tutorial von Benjamin Eugster und Richard Schwarz, wie man eine LED per Website aus- und einschalten kann. Der Vortrag auf der Tagung scheint seine Wirkmächtigkeit vor allem durch die Live-Präsentation und die Interaktion des Publikums mit der gebauten Vorrichtung entfaltet zu haben. Dies in einer überzeugenden Weise in die Form eines schriftlichen Sammelbandbeitrages zu transformieren ist sehr schwer und kann deshalb nur auf der Ebene des Allgemeinplatzes, dass etwas Selbstgemachtes eben etwas Besonderes ist, bleiben.

Der Sammelband gibt wichtige Anstöße und Anregungen für die weitere differenzierte Erforschung des Phänomens Selbermachen aus unterschiedlichen Perspektiven und durch unterschiedliche Disziplinen. Leider fehlt ihm naturgemäß das, was eine Tagung ausmacht: das In-Kontakt-Treten und gemeinsame Diskutieren der unterschiedlichen Disziplinen, um zu neuen Fragen oder Lösungen zu kommen. Ganz konkret: Zu welchen Synergieeffekten führte es, auf dieser Tagung die unterschiedlichen Disziplinen und Herangehensweisen zusammenzubringen? Ein einordnendes und zusammenfassendes Nachwort – auch zu den Ergebnissen der Tagung, denn Letztere ist mehr als die Aneinanderreihung von Vorträgen, sie lebt von der Interaktion und dem Austausch der Akteur*innen – hätte den Band abrunden können. Dies wird gerade dort besonders deutlich, wo sich zwei Beiträge klar widersprechen, wie bei der Bewertung des Projekts „Hartz IV Moebel.com“ in den Aufsätzen von Sebastian Hackenschmidt und Sonja Windmüller.

Trotz dieser stellenweisen Schwächen eignet sich der Sammelband „Selber machen. Diskurse und Praktiken des ‚Do it yourself‘“ für Neueinsteiger in dieses spannende Forschungsgebiet, die eine erste Übersicht über die wichtigsten Frage- und Problemstellungen erhalten möchten. Aber auch Personen mit einem tieferen Einblick in die Thematik können von der Diversität der Beiträge profitieren und Anstöße für weitere Arbeiten in diesem Feld finden.

Anja Fröhlich, Deggendorf

Lydia Maria Arantes: Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit. Berlin: Panama, 2017. 350 S. m. 28 Abb., meist farbig.

Auch wenn es sich eigentlich nicht gehört, muss bei dieser Publikation von *Lydia Maria Arantes* als Erstes erwähnt werden: Das Äußere des Buches ist optisch und

haptisch eine Freude. Vom Berliner Panama Verlag herausgegeben, trägt es ein sattgrünes Cover aus rauem, festem Papier, das durch seine Schlichtheit wie Raffinesse gleichzeitig besticht. Neben dem Haupttitel, dem Namen der Autorin und dem Signet des Verlags findet sich darauf nur noch eine stilisierte Maschenreihe in silbernem Prägedruck. Diese gelungene Gestaltung macht umso neugieriger auf den Inhalt des Buches.

Die Kulturanthropologin Lydia Maria Arantes wendet sich mit dieser Arbeit, die zuvor als Dissertationschrift an der Universität Graz vorgelegt wurde, dem Handstricken als Forschungsfeld und Handgestricktem als Forschungsgegenstand zu. Damit setzt sie sich mit einem aktuellen Phänomen auseinander, das auch in der sonst an jeglichen Alltagspraktiken interessierten Volkskunde/Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie ein Forschungsdesiderat darstellt – und tatsächlich war es anfänglich nicht leicht, für das, was die Autorin „Strickforschung“ nennt, Anerkennung „als legitimes kulturanthropologisches Forschungsfeld“ (18) zu bekommen.

An das Einführungskapitel, das ausführlich die Genese der Forschungsfrage sowie ausgewählte Forschungs- und Deutungsmethoden vorstellt, schließen sich vier inhaltliche Kapitel an. Insgesamt ist die Arbeit durch ein soziales Raummodell strukturiert und bewegt sich unter den Kapitelüberschriften „Innenräume“, „Beziehungsräume“, „Frauenräume“ und „Wirtschaftsräume“ von einer Mikro- zu einer Makroperspektive, bei der das Handstricken als aktuelle wie auch historische Handarbeit befragt wird.

Dabei finden sich vor allem, aber nicht nur im Einführungskapitel zum Teil sehr subjektive Formulierungen; die Frage, ob Autor_innen als „ich“ im Text erscheinen „dürfen“, ist hier eindeutig mit Ja beantwortet. Arantes versteht ihre Arbeit ausdrücklich auch als auto-ethnografische Forschung, in der immer wieder verhandelt wird, wie eng die Forschende selbst mit ihrem Feld „verstrickt“ ist.

Das Hauptfeld der Forschung, das alltägliche Stricken, kristallisierte sich durch Anwendung eines induktiven Ansatzes heraus, bei dem Arantes mit Hilfe von explorativen, narrativen Gesprächen in der ersten Forschungsphase versuchte zu bestimmen, „welche Schwerpunktsetzungen [...] der Feldlogik entsprechen würden“ (17). Ein entscheidender Punkt, der das weitere theoretisch-methodische Fassen von Forschungsfeld und Forschungsgegenstand betrifft, ist die Feststellung der Autorin, dass „Strickpraxis und gestrickte Dinge“ (25) nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Es handelt sich hierbei vielmehr um „zwei Pole eines Kontinuums“ (25). Ohne dies explizit auszusprechen, gelingt Arantes ein transdisziplinärer Zugriff auf ihr Thema; da es sich bei Gestricktem im Gegensatz zu anderen textilen Handarbeiten meist um Kleidungsstücke handelt, ist es nur konsequent, dass sie ihre „Strickforschung“ (28) auch als Kleidungsforschung einordnet. Außerdem betont sie, dass „Stricken nicht nur als Manifestation von Bedeutungssystemen“ (29) zu verstehen ist, sondern „auch der [strickende] Körper als Basis von Kultur und kultureller Erfahrung stärker berücksichtigt

werden“ (30) soll, weshalb sie ihre Arbeit in Teilen auch den sensory studies verpflichtet sieht.

Das mit „Innenräume“ überschriebene erste Kapitel widmet sich dem Verwirklichen eines zuvor imaginierten und, wie die Autorin betont, auch vorgeföhlten Strickstückes, dem dafür gewählten Material und den genutzten Techniken. Im Sinne einer an den Anthropologen André Leroi-Gourhan angelehnten „chaîne opératoire“ (87) werden hier nicht nur alle Stufen des Strickens als technischer Prozess betrachtet, auch die herstellenden Akteure sowie die soziokulturellen Bedingungen dieses Handelns und Herstellens kommen nach Möglichkeit zur Analyse. Dabei ist der Autorin in Bezug auf ihren theoretischen Zugriff wichtig, dass schon die Antizipation des Herstellungsprozesses nicht nur einen rationalen, kognitiven Prozess beinhaltet, sondern hier ein föhlendes, leibfundiertes Denken stattfindet.

Auf einer abstrakteren Ebene widmet sich das Kapitel „Beziehungsräume“ dem Stricken und Gestricktem als „Materialisierungen des Zeitlichen“ (148). Arantes schlägt vor, gestrickte Dinge als „Zeitnavigationsdinge“ zu verstehen, also als Dinge, in denen sich Zeit materialisiert und anhand derer folglich verstreichende Zeit wahrgenommen werden kann. Während beim Stricken verstreichende Zeit von handarbeitenden Frauen und Mädchen im 19. Jahrhundert durchaus als vergeudet wahrgenommen wurde und für „erste einschneidende Erfahrung[en] von Langeweile“ (148) sorgte, wird diese Zeit heute eher als „Zeit-für-sich-selbst-Haben“ (150) empfunden. Diese positive Umkodierung einer Zeiterfahrung liegt in erster Linie darin begründet, dass das Stricken heute eine frei gewählte, also selbstbestimmte Beschäftigung ist, im Gegensatz zu historischen Disziplinierungsversuchen, die für Mädchen und Frauen durchaus mit dem Handstricken einhergingen. Dabei ist den historischen wie den aktuell Handarbeitenden gemein, dass nicht nur materielle Dinge, sondern über das Verschenken dieser Dinge auch Beziehungen hergestellt und gefestigt wurden und werden. Diesem Verschenken von Gestricktem nähert sich Arantes, indem sie es unter Gesichtspunkten verschiedener Gabentheorien, wie etwa denen von Marshall Sahlins oder Marcel Mauss befragt und herausarbeitet, wie wichtig heute der Gedanke der Autonomie für die Strickenden ist, also wem freiwillig was geschenkt wird.

Im Kapitel „Frauenräume“ geht Arantes noch intensiver auf die historische Dimension weiblicher Handarbeiten ein beziehungsweise der Herausbildung dieser als klar weiblich konnotierten Arbeit seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, wobei sie sich zu einem großen Teil auf die gängige Sekundärliteratur zum Thema stützt. Während sich in unteren sozialen Schichten durchaus ein ambivalenteres Bild abzeichnete, wurden vor allem im Bürgertum des 19. Jahrhunderts weibliche Handarbeiten, gerade weil sie dem ökonomischen Kreislauf entzogen waren und im Gegensatz zur Männerarbeit keine ökonomische Funktion hatten, regelrecht mit kulturellem wie sozialem Kapital aufgeladen; über sie wurde eine normative Weiblichkeit konstruiert und verfestigt.

Im letzten Kapitel widmet sich Arantes wieder zeitgenössischen Handarbeiten und deren privatem Verkauf auf dem online-Marktplatz Etsy. Bei diesem Geschäftsmodell sieht die Autorin Ähnlichkeiten zum historischen Verlagswesen, nicht nur was die Kategorien der hergestellten Produkte betrifft, sondern auch bezogen auf die Strukturen von Herstellung und Verkauf, die sie als „dezentral“, „dereguliert“ und „flexibel“ charakterisiert (303). Auch wenn hier mit handgearbeiteten Dingen Geld verdient wird, knüpft der Verkauf auf Etsy ideologisch doch daran an, was von Arantes' Gewährspersonen im zweiten Kapitel in Bezug auf das Verschenken von Gestricktem berichtet wird: Im Vordergrund steht nicht ein klar definiertes ökonomisches Interesse (leben kann kaum eine Verkäuferin von ihren Etsy-Produkten), sondern der Gedanke der Selbstverwirklichung. Letztlich findet hier das Narrativ „von Handarbeit als Nicht-Arbeit“ (275), wie es historisch auch bei handarbeitenden bürgerlichen Frauen zu finden war, seine Fortsetzung, auch wenn das Selbstverständnis des online-Marktplatzes eher vorgibt, „Frauen über wirtschaftliche Partizipation an der Gesellschaft teilhaben zu lassen“ (318). Tatsächlich aber werden zu einem gewissen Grad „tradierte vergeschlechtlichte Machtbeziehungen und Raumzuweisungen [...] so perpetuiert“ (318).

Insgesamt liegt mit „Verstrickungen“ eine Arbeit vor, die nicht nur eine Alltagspraktik und ein Feld erforscht, sondern in der auch die Erforschung dieser Forschungsarbeit selbst parallel mitläuft. Dass dabei nicht nur die aus dem Forschungstagebuch und dem dafür genutzten Smartphone abgedruckten Einträge, sondern teilweise auch der reguläre Textteil sehr persönlich und fast in einem Erzählton gehalten sind, irritiert durchaus an mancher Stelle. Dies ist aber eine eindeutige (und auch nachvollziehbare) Entscheidung der Autorin, die sich einer selbstreflexiven Forschung verpflichtet sieht und die damit unter anderem deutlich machen will, „dass Feldforschung nicht in einem sozialen Vakuum passiert“ (34). Welchen tatsächlichen inhaltlichen Wert die Tagebucheinträge haben oder, anders gefragt, was der ansonsten sehr wissenschaftlich formulierten Arbeit fehlen würde, wären sie nicht im Originalton abgedruckt, erschließt sich allerdings nicht direkt. Insgesamt aber ist diese Arbeit sorgfältig und klar strukturiert, klug gedacht und geschrieben und die Autorin bewegt sich methodisch, theoretisch und fachlich äußerst souverän in ihrem Feld. Es ist daher erfreulich, wie selbstbewusst sich hier einer der vermeintlichen Nebensächlichkeiten gewidmet wird, der sich die Volkskunde/Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie verschrieben hat und an die sie sich dennoch manchmal nicht ran traut.

Anna Katharina Behrend, Nürnberg

Barbara Michal: Von Kopf bis Fuß. Kleider und Leute auf dem Land. Bogen: Kreismuseum Bogenberg, 2017. 203 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Schriften des Kreismuseums Bogenberg, Bd. 5).

Der Band dokumentiert aufs Schönste, was ein initiatives Regionalmuseum zu leisten vermag. Angeregt von vielen Ausstellungen der jüngsten Zeit zum unerschöpflichen Thema Kleidung und Tracht, aber unbeeindruckt von den „Großen“, unternimmt es *Barbara Michal* mit ihrem Kreismuseum Bogenberg, seiner textilen „Feld-, Wald- und Wiesensammlung“ und vielen motivierten Gesprächspartnern und -partnerinnen, am Beispiel eines kleinen ländlichen Gebiets alle nur möglichen Facetten des Sich-Kleidens, nicht nur von Kopf bis Fuß, sondern von 1800 bis heute zu entdecken, zu explizieren und um neue Erkenntnisse zu bereichern. Eine geschickte Buchgestaltung – türkisfarbenes Papier für die kurzen Überblicke, weißes für den ausführenden Text und beige für die dazwischengeschobenen illustrierenden Fotointerviews – erleichtert die Orientierung im steten Wechsel der Blickpunkte und Betrachtungsebenen, der sich durch die Lebendigkeit des Themas rechtfertigt. Wer will, kann also zunächst alle Einführungen hintereinander lesen und wird in knapper, aber nicht unzulässig verkürzter Form Bescheid bekommen über die Begriffe Kleidung, Tracht und Trachtenmode und ihre wichtigsten historischen Veränderungen und Verschränkungen, er oder sie kann sich kundig machen über die Quellen der Forschung und erfährt Grundsätzliches zu Kleidertypen in Alltag und Fest, Arbeit und Freizeit. Der Hauptteil breitet sozusagen das ganze wirkliche Leben aus. Nun erscheinen die Museumsobjekte im Zusammenhang, sie explizieren ihre Zeichenhaftigkeit und erzählen Biografien, unterstützt durch zahlreiche Fotografien, zeitgenössische Berichte und Anweisungen aus Hauswirtschaftslehrbüchern. Sie dokumentieren Dorfläden, Arbeitsprozesse und festliche Ereignisse. Auch repräsentative Prunksucht und verhüllende Armut werden thematisiert. Die Einsichten beziehen sich auf eine spezifische ländliche Region, lassen sich aber in Vielem verallgemeinern, wenn die Wertschätzung von Uniformen aller Art und die Wichtigkeit von öffentlichen Aufzügen, Festen, Theater- und Brauchvorführungen außerhalb Bayerns auch etwas geringer ausfallen dürften. Zusammenfassung und gleichzeitig Herz der Publikation (und wohl auch der vorausgehenden Ausstellung) bilden die beiden Foto-Interview-Projekte, in denen eine Reihe von Dorfbewohnern, Migrantinnen und jungen Migranten zu Wort kommen und sich in je zwei Kleidern vorstellen. Angeregt wurden diese durch die Ausstellung der Porträt-Fotografien von Herlinde Koelbl „Kleider machen Leute“ im Hygienemuseum Dresden (Katalog Ostfildern 2012). Hier sind es aber keine künstlerischen Atelier-Aufnahmen, sondern bebilderte Gesprächsnotizen. Das Verbindende des Orts oder der Situation, der gemeinsamen Erlebnisse, der Arbeit, auch des Alters ist stärker als die jeweilige gesellschaftliche Rolle und das Ansehen der einzelnen Personen. Sie bleiben auch, trotz subtilen Veränderungen in Haltung und Gestik, sie selbst, wenn sie nicht die gewohnten Sachen tragen, sondern Förmliches anziehen. Man betrachte die alte Bäu-

rin, sonst mit Kopftuch und Kleiderschürze, zur Hochzeit des Enkels aber in einem eleganten Wollkostüm, den Feldweibel oder die Laienschauspielerin, wo Unterschiede und Kleiderregeln zwischen Beruf und Feierabend respektive Auftritt und Alltag doch recht groß sind. Ergreifend die jungen, mit Nichts geflüchteten Afghanen in T-Shirt und Jeans, die sich um teures Geld in München ein traditionelles heimatliches Gewand kaufen, um ihre Herkunft hie und da noch auf der Haut zu spüren. Dass diese Inszenierungen zwar genau und aussagekräftig, aber zurückhaltend sind und den Gesprächspartnerinnen und -partnern ihren Stolz, ihre Würde und, wenn es so ist, auch ihre Befangenheit lassen, ist das Besondere an diesen Fotoreihen. Sie stehen für das Ganze: eine informative, anregende, kluge und menschliche Schrift über ein Thema, eine Ausstellung und ein Museum, die zu wirken wissen.

Christine Burckhardt-Seebass, Basel

Nadja Neuner-Schatz: Wissen Macht Tracht im Ötztal. Innsbruck: innsbruck university press, 2018. 228 S. m. 14 Abb., überwiegend farbig. (bricolage monografien. Innsbrucker Studien zur Europäischen Ethnologie, Bd. 2).

Das vorliegende Buch ist in Zusammenhang mit dem aktuell am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck angesiedelten Forschungsprojekt „Tiroler Trachtenpraxis im 20. und 21. Jahrhundert“ entstanden. Die Autorin stellt einleitend ihr Interesse am „Praxisfeld Trachten Machen“ dar, das sich nach ersten Felderfahrungen fokussierte auf „Fragen nach den Zusammenhängen zwischen der gegenwärtigen Praxis der Akteur_innen und dem damit verbundenen Wissen von der Form, der Herstellung, vom Tragen und Beurteilen von ‚Tracht‘“ (11). Am Beispiel der Ötztaler Tracht stellt sich die Untersuchung den Fragen: Wer bestimmt, was „echt“ ist, wie sieht das heute aus und warum. Es geht um einen Wissenskanon, die Verdinglichung von Ideen und Praxen der Vermittlung. Die materielle Ebene des Untersuchungsgegenstandes spielt dabei kaum eine Rolle. Es geht um den Wissensbestand zum Thema Tracht im Ötztal sowie dessen Genese, die Transformation ins Normative und daraus entstandene Effekte, ebenso um wirkmächtige Bilder, Personen, Institutionen und Interessen. *Nadja Neuner-Schatz* gelingt es, dem Leser einen guten Einblick zu geben in die vielfältigen Interessen, die seit dem Ende des 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts die Genese volkskundlichen Wissens motivierten: „alpinistische bis landeskundliche, politische bis sozialreformerische, historische bis literarische“. Bezüglich der Macht, mit der nationale und rassistische Ideologien im 20. Jahrhundert gesellschaftlich relevant wurden, ist am Untersuchungsgebiet besonders interessant, dass Anthropologen nach 1900 überzeugt waren, in Tirol Aufschluss über „germanische Ursprünge“ zu erhalten (69). „Tracht“ war nicht anders zu denken denn als Ausdruck von „Volkstyp“ und „Eigenart“.

Das erste Kapitel klärt über historische Zusammenhänge auf (Bildproduktion, Popularisierung, Topoi, Wissenschaftsgeschichte, Handlungsräume, handelnde Personen, Vereine und Netzwerke, Trachtensammlungen und -feste). Das zweite geht unter der Überschrift „Transformieren“ auf „angewandte Volkskunde“ ein, die die Deutungshoheit beansprucht und im „Beurteilen und Anleiten“ getragen von gesellschaftlichem Konsens auch durchsetzt. Letztlich geht es um die Kategorie der „Echtheit“ (109), die zu einer Zeit gehört, in der es sich die bürgerliche Gesellschaft zur Aufgabe gemacht hat, Kulturgut zu pflegen. Die Maßnahmen, die ergriffen werden, sind erzieherisch (123, 135). Um „Tracht“ als Bildungsgegenstand, Thema der Erwachsenenbildung an Volkshochschulen, Landvolkshochschulen und Landwirtschaftsschulen geht es im vorliegenden Band nur marginal (110 f.). Er informiert allerdings über „Experten“ und Institutionen, die im 20. Jahrhundert darüber verhandeln, was jenseits von historischen Kleidungsstücken „echt“/„Original“ sei und was „Phantasie“. Die von Trachten-Theoretikern für die Trachtenpraxis entwickelte „Vorlagenmappe“ ist thematisiert (123), ebenso die „Womenpower“, mit der die „Mittelstelle Deutsche Tracht“ 1939 ihren Dienst aufnahm (142). Interessant ist das alles bei Weitem nicht nur für die Tiroler Trachtenpraxis. Die institutionalisierte Trachtenpflege in Bayern ist ohne Kenntnis dessen nicht zu erklären. „Trachten“ als Produkt „kreativer“ Volkskunde (127) kann man nirgends so gut untersuchen wie in Tirol. Bleibt zu hoffen, dass weitere Publikationen folgen.

Aktuell ist „Tracht“ eine vestimentäre Praxis unter vielen, die im Kontext des menschlichen Bedürfnisses nach Identifikation, aber auch des Verlangens nach persönlicher Authentizität zu verstehen ist. Trachtenpflege, die als Hilfsmittel zur Schaffung eines „Volk“-Gefühls und Ausdruck dessen konzipiert ist, zielt auf anderes. „Tracht“ funktioniert in beiden Bereichen. Die Autorin erlebte als Teilnehmerin eines Trachten-Nähkurses die „Idealisierung des Tuns“ beim Selbst-Anfertigen einer Tracht mit, voll Staunen über das eigene „Sich-nicht-Einmischen“, das Einhalten des gesetzten Rahmens entgegen individueller Wünsche. Wer demonstriert schon gerne selbst geschaffene Ideale?

Monika Ständecke, Michelau

Sabrina Rutner: „Die deutsche Frau trägt ein deutsches Korsett!“ Werbeanzeigen im Hanauer Anzeiger während des Ersten Weltkriegs. Münster: LIT, 2018. 124 S. m. 67 Abb. (Erster Weltkrieg im Fokus, Bd. 3).

Der oft als erster totaler Krieg bezeichnete Erste Weltkrieg hat, und soweit stimmt diese Zuschreibung, alle gesellschaftlichen Bereiche erfasst. Daher sind es auch scheinbar randständige Themen wie die Inserate im Hanauer Anzeiger wert, dass sie daraufhin betrachtet werden, wie sie sich in Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Umständen verändert haben.

Der dynamisch wachsende Zeitungsmarkt hatte bis zum Ersten Weltkrieg für eine rasante Zunahme der Zeitungsanzeigen gesorgt. *Sabrina Rutner* hat die Veränderungen zwischen Dezember 1913 und März 1919 untersucht. „Diese betrafen sowohl das Anzeigenaufkommen, die beworbenen Produkte, die Werbestrategien und die Gestaltung der Inserate“ (12), beschreibt sie die vier von ihr bearbeiteten Untersuchungsfelder, wobei sie sich auf die wichtigsten Konsumgüter konzentriert, nämlich Textilien, Lebens- und Genussmittel sowie, als Sonderfall, Reklame für Saatgut.

Das Anzeigenvolumen nahm im Kriegsverlauf drastisch ab. Einerseits verringerte sich die Auflage der Zeitung, andererseits reduzierte sich die Seitenzahl unmittelbar nach Kriegsbeginn von 15 auf acht bis zehn Seiten und 1917 sogar noch weiter. Das Anzeigenvolumen halbierte sich, auch die Größe der einzelnen Anzeige ging stark zurück, ebenso die Anzahl der illustrierten Anzeigen.

Nach einem kurzen Überblick über die nicht vorgeplante Kriegswirtschaft, in der immer mehr Kriegs- und immer weniger Konsumgüter produziert wurden, die außerdem ab 1915 zunehmend nur noch auf Karten erhältlich waren, wendet sich Rutner dem Produktangebot im Hanauer Anzeiger zu.

Im ersten Kriegshalbjahr taucht eine neue Anzeigenart auf, nämlich die für Feldpostsendungen mit so genannten „Liebesgaben“ an die Soldaten an der Front. Die Annoncen für haltbare Lebensmittel sowie Wärme und Schutz vor Nässe spendende Kleidung gab es aber nur bis Anfang 1915. Ab Sommer 1915 verschwanden viele kriegswichtige Materialien aus der Werbung, ein Jahr später waren selbst Textilien nur noch gegen Bezugs-scheine erhältlich, sodass in der zweiten Kriegshälfte „kaum noch Anzeigen“ (32) zu diesen veröffentlicht wurden, dafür aber zunehmend solche für Schnittmusterbogen, schwarze (Trauer-)Kleidung und Ersatzprodukte, die im Lebensmittelbereich bereits ab Ende 1914 aufgekommen waren. Man ersetzte Brot durch Zwieback, Fleisch durch Fisch oder Pferdefleisch, Kartoffeln durch Kohlrüben. Als Ersatzprodukte kamen auch Mehl-, Milch- oder Fettpulver auf den Markt.

Die Werbestrategien änderten sich in den Zeiten des Krieges. Das nationale Wir-Gefühl wurde anfänglich bemüht, wenn man Produkte für „unsere“ Soldaten bewarb (vgl. 36–39); den sachlichen Notwendigkeiten wurde Rechnung getragen, wenn man auf Qualitäten wie Haltbarkeit und Feldposttauglichkeit verwies. Bei den Textilien stand die gegen Kälte und Nässe isolierende Wirkung im Vordergrund sowie der Hinweis, dass sie „vorschriftsmäßig“ und fürs „Feld“ (43), also den Fronteinsatz, tauglich seien. „Heroisierende Begriffe“ (44) betteten diese Eignungsbehauptung ein, ebenso die Hinweise auf die deutsche Herkunft und damit implizit oder explizit auf hohe Qualität. Dabei war auch die Verfügbarkeit oder die Differenzierung „gegen Marken“ beziehungsweise „ohne Marken“ (62) ein Argument, während die behauptete Langlebigkeit eher auf Produktknappheit und -verteuerung im Hintergrund verweist.

Die vielen Ersatzprodukte wurden ab 1917 mit sachlichen Qualitätsbehauptungen wie „preisgünstig“, „bil-

lig“, „dauerhaft“ oder „haltbar“ beworben. Mit Wortergänzungen wie „Krieg-“, „Kunst-“ oder „Ersatz-“ wurden Gleichwertigkeit und die vollwertige Substituierung des Originals behauptet, Reinheitsgrade wurden angegeben und eine Sprache der Superlative verwendet. Wie weit diese protzenden Behauptungen von der Wirklichkeit entfernt waren, bleibt unklar.

Grafisch hatten die Inserate vor dem Krieg viele Gestaltungselemente der Plakate übernommen. Im Lebensmittelbereich reduzierten sich im Krieg die Abbildungen auf Wurst, Fleisch und Fisch, die jedoch immer schlichter und kleiner wurden. Dazu kamen ab 1916 Saatgutanzeigen für Gemüse, das nun überall, auch in den Städten, angebaut wurde (vgl. 80 f.) und für das in märchenhafter Sprache ein Maximum an Ernte versprochen wurde. Irgendwelche Kriegs- und Militärmotivik beschränkte sich ausschließlich auf Feldpostsendungs- und Militärartikelinserate.

Bei der Tabakwerbung stand vor dem Krieg eine „verklärte Darstellung“ (84) höherer Gesellschaftsschichten als Konsumenten im Vordergrund, nun wurde für die Soldaten utilitaristisch Zufriedenheit und Entspannung mit dem Tabakgenuss verbunden, eine „friedliche Idylle“ (88) oder zumindest eine massive Verharmlosung des Geschehens als Hintergrund dargestellt.

Im Textilbereich der Herren-, Damen- und Kinderkonfektion wurde der Krieg ausgeblendet. Nach wie vor arbeitete man bei Gelegenheit der großen jahreszeitlichen oder persönlichen Feiern (Weihnachten, Ostern, Konfirmation, Kommunion etc.) mit entsprechenden Signets (Tannenzweige, Osterhasen etc.), ansonsten wurden „Sorglosigkeit, Wohlstand, Jugend, Schönheit und Gesundheit in der grafischen Gestaltung der Anzeigenwerbung gezielt eingesetzt“ (109). Nach 1917 kam das Argument der Einfachheit und Bequemlichkeit auf, möglicherweise aufgrund der zunehmenden Berufstätigkeit der Frauen und als Anpassung an das damit „sich verändernde Frauenbild“ (112).

Am Ende fasst Rutner die Ergebnisse noch einmal zusammen, belegt aber auch hier leider weder den Rückgang der Anzeigen noch der Illustrationen noch die schmalere Produktpalette mit handfesten Zahlen. Dass die Werbung „als Spiegelbild der jeweiligen Gesellschaft“ (117) gesehen werden kann, ist sicher nicht strittig, aber wo der Spiegel verzerrt, an welchen Stellen er blind und wo er gar zerbrochen ist, das fehlt als Hinweis. So bleibt unklar, was uns die Anzeigen sagen, wenn der Markt zunehmend zum Schwarzmarkt wird. Oder wieweit ein zunehmend regulierter und angebotsarmer Markt überhaupt noch Werbung benötigt.

Ebenso wenig wird diskutiert, ob die für die Illustrationen verwendeten teuren Klischees über längere Zeiträume eingesetzt worden sind und damit in ihrer Aussagekraft natürlich schwächeln. Und was bedeuten konstante Inseratgebühren (18) angesichts der starken Kriegsinflation? Und fehlte am Kriegsende wirklich wegen Papierknappheit der Platz für die ja oft ohnehin äußerst kleinen Illustrationen?

Insgesamt handelt es sich trotz dieser Einschränkungen um eine gut lesbare Arbeit mit kleineren Ungenauigkeiten im Militärbereich: Soldaten trugen keinen Ruck-

sack, sondern einen Tornister (98) und hatten auf dem Kopf auch kein Barett, sondern die schirmlose Feldmütze, genannt „Krätzchen“ (100).

Am „Hanauer Anzeiger“ als Beispiel wird hier konkret mit einer überschaubaren Zahl von Anzeigen nachvollziehbar vorgeführt, wie sich die Konsumwerbung von 1914 bis 1918 in der deutschen Presse in ihren Charakteristika qualitativ verändert hat.

Martin Beutelspacher, Esslingen

Beate Baberske u. Klaus Raschzok (Hgg.): *Zu Ende gewebt. Textilkunst für die letzte Reise. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Kirche in Franken, Bad Windsheim, 04.05.2018–10.06.2018. Im Auftrag der Marienberger Vereinigung für Paramentik e.V. Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2018. 144 S. m. zahlr. Abb., überwiegend farbig. (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 80).*

Die Ausstellung „Zu Ende gewebt“ im Museum Kirche in Bad Windsheim zeigte kirchliche Textilkunst für den „letzten Weg“, das heißt für die Gestaltung der Bestattung und des Sterbens, die in verschiedenen Mitgliedswerkstätten der Marienberger Vereinigung für Paramentik, einem Zusammenschluss von kirchlich gebundenen Textilwerkstätten, entstanden ist. Wie *Klaus Raschzok* in dem Begleitband zur Ausstellung darlegt, soll der innovative Beitrag dieser Werkstätten zur zeitgenössischen Textilkunst und damit auch der Sepulkralkultur sowie ihre wichtige Aufgabe bei der Bewältigung von Verlusterfahrungen dokumentiert werden. Damit wird an die Impulse des evangelisch-lutherischen Theologen Wilhelm Löhe angeknüpft, der 1858 eine Erneuerung der Paramentik angeregt hatte und auf dessen Initiative die weltweit erste evangelische Paramentenwerkstatt im Neuendettelsauer Diakonissenmutterhaus gegründet wurde. Es folgten kurz darauf weitere Gründungen von Paramentenwerkstätten in lutherisch geprägten Diakonissenmutterhäusern.

Die in diesem Band vorgestellten Objekte spiegeln die Auseinandersetzungen der einzelnen Werkstätten mit den tiefgreifenden Veränderungen der Sepulkralkultur der letzten Jahrzehnte wider. Die hier präsentierten Paramente seien laut Raschzok eine Reaktion auf die Individualisierungen im Umgang mit Tod und Sterben, die Hospizbewegung und den Umgang mit vor der Geburt verstorbenen Kindern, den sogenannten Sternen-, Schmetterlings-, Engels- oder Himmelskindern. Raschzok skizziert weitere Aspekte der neuen Vielfalt in der Friedhofs- und Bestattungskultur wie die Entstehung von Friedwäldern.

Die zeitgenössischen Textilkünstler und Kunsthandwerker reagieren nun in vielfältiger und sensibler Weise auf die Wünsche nach Authentizität und Selbstbestimmung der Sterbenden und ihrer Angehörigen. Es sind eindrucksvolle textile Arbeiten zur Ausgestaltung von Kirchenräumen, Altären und Kanzeln, Friedhofskapellen, Aussegnungshallen oder Hospizen entstan-

den, welche die Trauernden aktiv in das Geschehen einbinden.

So lädt etwa die Künstlerin Kerstin Fröse mit ihrem mehrteiligen, farbigen Altarparament „Vielfalt“, das sich als eine Art Flickenteppich über den Kirchenboden zieht, die Teilnehmer dazu ein, auf dem Band persönliche Wünsche, Gedanken oder Gebete in Form von papiernen Faltschmetterlingen zu hinterlegen. Beate Baberske hat ein begehbares textiles Labyrinth aus halbdurchsichtigen Stoffbahnen als großformatige Installation in verschiedenen Kirchen und zu unterschiedlichen Anlässen in variabler Ausführung realisiert. Dieses Labyrinth ist kein Irrgarten, der Verwirrung und Orientierungslosigkeit stiften soll, sondern es lässt die Trauernden die verschlungenen Wege von Trauer- und Abschiedsprozessen bildhaft spüren. Ein textiler Vorhang aus durchscheinendem Vlies im Raum der Stille im Hospiz von Dessau weckt Assoziationen an fallendes Laub, an den Herbst des Lebens und den nahenden Abschied.

Mit handgewebten Abschiedstüchern können Sterbebetten und Leichname – und dies zumeist in Krankenhäusern – bedeckt werden. Die lichte Farbigkeit, eine heitere Symbolik und die natürlichen Materialien mildern die häufig sterile Atmosphäre in den dortigen Abschiedsräumen und können den Angehörigen die schwere Stunde des Abschieds erleichtern.

Bei der Gestaltung der liturgischen Gewänder werden die neuen Bestattungsorte außerhalb des traditionellen Friedhofes wie etwa der Friedwald einbezogen. Die Ordination von Frauen in der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig wird mit einem Damentalar gewürdigt. Die einzelnen Entwürfe versuchen, dem spezifischen Anlass und sogar den besonderen Umständen des Todes zu entsprechen wie eine Stola mit der Bezeichnung „Rettungsdecke“ für Menschen, die durch einen Unfall zu Tode kamen. Eine mit Schmetterlingen bedeckte Stola oder ein „Herzgewand(t)“ für die Sternenkinder von Marie-Luise Frey aus Japanpapier, Gaze und getrockneten Rosenblättern verweisen auf die Fragilität des Lebens und die über den Tod hinaus bestehende Liebe.

Die in allen Objekten spürbare Empathie findet sich auch bei den Schmuckurnen aus Filz. Sie verleihen der menschlichen Asche als dem materiellen Substrat des Verstorbenen eine andere Leiblichkeit als metallene Urnen und ein Gefühl von Geborgenheit.

Aus den „Anmerkungen zur Geschichte und Verwendung des Bahrtuchs“ von Reiner Sörries erfahren wir, dass diese Tücher ursprünglich Adel und hohem Klerus vorbehalten waren. Mit der allgemeinen Verbreitung des Sarges seit der frühen Neuzeit waren sie ein Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft wie Zünften oder Gilden. Im 19. Jahrhundert ging mit dem Niedergang der alten Genossenschaftsbildungen und der alten ständischen Ordnung die Bedeutung des Bahrtuches verloren. Heutzutage sind Bahrtücher nur noch bei Staatsbegräbnissen üblich. Die hier gezeigten Beispiele mit abnehmbaren Einsätzen und Schmuckelementen sind ein Versuch, an diesen Brauch anzuknüpfen. Sörries empfiehlt in seiner Eigenschaft als evangelischer Pfar-

rer, diese für Vereine, weltanschauliche Gemeinschaften und Interessensgemeinschaften aller Art zu nutzen.

In den hier präsentierten Arbeiten zeigt sich eine einfühlsame und kreative Auseinandersetzung mit der Trauer- und Bestattungskultur. Christliche Symbolik fließt in diese Textilarbeiten so zurückhaltend oder gar nicht ein, dass sie auch für den breiten Kreis von kirchlich nicht gebundenen Menschen zugänglich und tröstend sein könnten. Den ästhetisch anspruchsvollen und wirklich berührenden Arbeiten geht es um den gestalteten Ausdruck des Nicht-Sagbaren auf der Ebene sinnlicher Erfahrung. Diesen zu vermitteln, ist auch dem sorgfältigen Begleitband zur Ausstellung mit den sehr guten Abbildungen auf großartiger Weise gelungen.

Barbara Happe, Jena

Sascha Winter: Das Grab in der Natur. Sepulkralkunst und Memoriakultur in europäischen Gärten und Parks des 18. Jahrhunderts. Petersberg: Michael Imhof, 2018. 520 S. m. 523 Abb., davon 364 farbig.

Die großangelegte Monographie über das Grab in der Natur basiert auf der Dissertationsschrift von Sascha Winter, die 2015 an der Philosophischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg angenommen wurde. Sie untersucht die lange kulturgeschichtliche Tradition der Vorstellungen von Gartenbegräbnissen und die Sehnsüchte nach einem Grab im Garten. Seit 1700 wurden in europäischen Parks und Gärten und selbst in freier Landschaft zumeist adelige Begräbnisse angelegt und dieser einsetzenden Tradition will der Autor auf breiter Basis nachgehen. Ihn interessieren vor allem gartenkunstgeschichtliche sowie sozial- und kulturhistorische Kontexte der Gartenbestattungen und er betont wiederholt seine „multiperspektivische“ Sichtweise.

Die Studie ist in vier große Hauptkapitel untergliedert. Im ersten werden die wichtigsten europäischen Vorläufer eruiert. Das zweite Kapitel legt den Fokus auf England und Frankreich und im dritten Kapitel werden „erstmalig“ (?) „die theoretisch-medialen Reflexionen über Grab- und Denkmäler in der besonders reichen deutschsprachigen Gartenpublizistik des späten 18. Jahrhunderts dargestellt und ausgewertet“ (22). Das vierte Kapitel widmet sich schließlich den Gartengräbern in deutschen Territorien des 18. Jahrhunderts mit ausführlichen Einzeldarstellungen.

Zunächst werden europäische Vorläufer des 16. und 17. Jahrhunderts, zu denen etwa in Italien etruskische Scheingräber in Form künstlicher Grabruinen, fiktive Grabanlagen und Gedächtnistempel für Verstorbene zählen, vorgestellt. Ein früher Beleg für einen Gedächtnishain in Deutschland ist der nördlich von Nürnberg gelegene „Irrhain“ für den 1644 gegründeten „Pegnischen Blumenorden“, der seit 1676 als Erinnerungs-, Fest- und Versammlungsort für die bis heute existierende Literatur- und Sprachgesellschaft dient. Der Orden hatte sich der barocken Schäferdichtung verschrieben. In dem irrgartenähnlichen Hain befindet sich ein klei-

nes, als Kirchhof bezeichnetes Areal, in welchem der verstorbenen Mitglieder mittels Monumenten in Form von Grabmälern und Gedächtnistafeln, die an Bäumen angebracht wurden, gedacht wurde. Er wurde ursprünglich als „Gedächtnis-Platz der seelig-entseelten Ordens-Glieder“ (46) bezeichnet und fungierte lange Zeit als kollektiver Memorialort, der noch 1813 und 1905 mit Denkmälern für die Ehrenmitglieder Christoph Martin Wieland und Friedrich Schiller geschmückt wurde. Die Pegnitzschäfer, wie sich die Mitglieder des Ordens nannten, errichteten ihren fürstlichen und patrizischen Adressaten zu verschiedenen Anlässen literarische Ehrenmäler, womit der tatsächliche Begräbnisort der Ordensmitglieder eine mediale Erweiterung erfuhr. In der breiten literarisch-visuellen Vermittlung spielte eine pietistisch gefärbte Naturallegorese eine wichtige Rolle. Die pegnesische Memorialpraxis war durch die historiographischen Denkmäler der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ des 17. Jahrhunderts vorgeprägt.

Im Weiteren werden die ersten echten Grabstätten in der Natur und deren teilweise verschlungene Entstehungs- und Planungsgeschichte sehr eingehend erörtert, so die Grablege von Johann Moritz von Nassau-Siegen bei Kleve, die bekanntlich zum Vorbild Friedrichs II. für seine eigene Grabstätte wurde. Auch der englische Diskurs über die Gartenbegräbnisse und die protestantisch inspirierten Forderungen nach außerstädtischen Begräbnissen durch namhafte Architekten wie Christopher Wren und den Universalgelehrten John Evelyn, der im Elysium Britannicum eine Abhandlung über Gartenbestattungen und deren Ausstattungen verfasst hatte, werden nachgezeichnet. Eindrucksvoll präsentieren sich die englischen Mausoleen des 18. Jahrhunderts, und das bürgerliche Grab auf eigenem Grund und Boden nahm seit dem 18. Jahrhundert einen regen Aufschwung.

Der Blick nach Frankreich fällt zunächst auf das berühmte und wirkmächtigste Grab von Jean Jacques Rousseau auf der Pappelinsel im Park von Ermenonville, das zur „säkularen Wallfahrtsstätte“ wurde und in einigen europäischen Gartenanlagen nachgebildet wurde. Sascha Winter rezipiert umfassend die Grabanlagen und Staffagen, die in der französischen Gartenliteratur und in Stichwerken abgebildet sind. Er thematisiert den Totenkult der Revolutionäre, namentlich das Begräbnis von Jean Paul Marat im Garten eines ehemaligen Klosters, des Couvent des Cordeliers, der, ähnlich wie Rousseau, als „Mann der Natur“ gefeiert wurde. Die bürgerlichen Gartenbegräbnisse, die nach der Diskussion um die Schließung der innerstädtischen Begräbnisplätze in Frankreich entstanden, werden ebenfalls in Wort und Bild ausführlich dokumentiert.

Das dritte Hauptkapitel beginnt mit der umfangreichen Diskussion der Theorie der Gartenkunst von Christian Cay Lorenz Hirschfeld und dessen Reflexionen über das Park- und Gartengrab sowie seine Ausführungen zu den als melancholische Gärten bezeichneten Friedhöfen. Es werden die deutschen Gartenjournale und Gartenkunstzeitschriften des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts hinsichtlich ihrer Darstellungen von Grabmälern, Mausoleen, Kenotaphen sowie ihrer Vor-

schläge für Grabinschriften und ihrer geschmacksbildenden Ambitionen ausgewertet. Dies trifft auch auf die seit den 1790er Jahren erscheinenden Tafel- und Musterwerke zur Garten- und Baukunst wie etwa Leos Magazin für Freunde des guten Geschmacks (1794–1800) zu, die Vorlagen zu Denk- und Grabmälern in Gärten und deren angemessene Positionierung publizierten.

Die Gartengräber gerieten bereits um 1800 in die Kritik und fiktive wie echte wurden in der Gartenpublizistik und Gartentheorie zunehmend als Gegenstand der Gartenkunst verworfen (179), resümiert Winter. Gleichwohl genoss das Gartengrab sowohl in adeligen als auch in bürgerlichen Kreisen weiterhin eine große Attraktivität.

Friedrich der Große war nicht nur der ranghöchste, sondern erste Initiator eines Gartengrabes. Die Pläne für seine Gruft in Sanssouci und die ihr innewohnende Ablehnung einer herrschaftlichen Repräsentation im Grabe sowie seine ideengeschichtlichen Referenzen werden umfassend erörtert. Es folgen weitere detaillierte Einzeldarstellungen von Gartengräbern und ihren naturräumlichen Umfeldern.

Ausführlich werden antike Ursprünge und Vorbilder von der Vorstellung vom Grab in der Natur und die vielfältigen Vermittlungen des Grabes in Arkadien ab Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst in Italien und dann ab dem 17. Jahrhundert im europäischen Kontext diskutiert. Hinsichtlich der Auftraggeber und ihres konfessionellen Hintergrundes zeichnete sich seit dem 18. Jahrhundert eine protestantische Dominanz ab. Sie werden als eine Art Gegenentwurf zu den traditionellen Kirchbestattungen interpretiert, womit Winter die Befunde anderer Autoren inklusive die der Rezensentin bestätigt. Der europäische Vergleich zeigt die enorme Vielfalt von Grabtypen und -formen, die in dieser Zeit entstanden sind. Diesbezüglich betont Winter immer wieder die Heterogenität der Auftraggeber. Zudem werden die zeremoniellen Praktiken und Trauerakte untersucht, die Anknüpfungen an protestantische Begräbniszeremonien aufweisen und nicht nur kirchlich sanktioniert wurden, sondern auch geistlichen Beistand erfahren. Bemerkenswert ist in diesem Kontext, dass die Gedenkfeiern und Memorialkulte verschiedentlich schon zu Lebzeiten der Auftraggeber stattfanden.

Das enzyklopädisch angelegte Werk ist eine gigantische Materialschau, die sich durch eine große Informationsdichte auszeichnet – und das macht es schon jetzt zu einem Standard- und Nachschlagewerk für die Entwicklung und Gestaltung des Grabes in der Natur. Das Buch ist mit über 500 vielfach großformatigen und farbigen Abbildungen exzellent illustriert, eine Rarität in der heutigen Buchproduktion, die den Autoren meist eine dicke finanzielle Eigenbeteiligung abverlangt. Sehr verdienstvoll ist die Syntheseleistung, die dem Autor durch die umfangreiche Zusammenschau von teilweise durchaus Bekanntem und neuen Quellen gelungen ist.

Barbara Happe, Jena

Dominik Gerd Sieber: Der konfessionelle Gottesacker. Katholische und protestantische Sepulkralkultur in den oberschwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit. Stuttgart: Kohlhammer, 2018. LXXVI, 474 S. m. 65 Abb., 5 Tab., 3 Karten, 3 Diagrammen u. 2 Grafiken. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 214).

Die oberschwäbischen Reichsstädte haben bereits in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ihre innerstädtischen Nekropolen aufgegeben. *Dominik Gerd Sieber* untersucht in seiner Dissertation die konfessionelle Friedhofskultur in elf oberschwäbischen Reichsstädten in der Frühen Neuzeit und prüft die alte Frage, ob sich die Reformation speziell in der Ausgestaltung der Friedhöfe und der Bestattungskultur niedergeschlagen habe und ob „eine visuell und real manifestierte Trennlinie zwischen den Konfessionen deutlich wird“ (6). Überdies fragt er, „ob die frühneuzeitlichen Bestattungsplätze nun einem beginnenden Säkularisierungsprozess unterworfen werden“ (6). Im Fokus seiner Untersuchung steht der von Ernst Troeltsch als „Zeitalter der Konfessionalisierung“ bezeichnete Zeitraum vom Anfang des 16. bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Im Spätmittelalter war Oberschwaben durch eine relativ hohe Urbanisierung geprägt. Die prosperierenden Städte besaßen eine Einwohnerzahl zwischen 2 000 und 10 000 Menschen. Als geistige Zentren zählten sie zu den „frühesten und wohl dynamischsten Exponenten der reformatorischen Bewegung in diesem Raum“, die in ihrer Frühphase „massiv von der Lehre Zwinglis dominiert wurden“ (27).

Sieber schildert zunächst ausführlich die sepulkraltopographischen Verhältnisse in den elf untersuchten oberschwäbischen Reichsstädten und deren lebhaftige Sorge um das Seelenheil in vorreformatorischer Zeit. Interessant ist dabei, dass fast alle Kirchhöfe eine zusätzliche Friedhofskapelle besaßen, in die zumeist ein Beinhaus integriert war. Auf den Kirchhöfen fanden auch die Armenspeisungen und die Verteilung der Almosen an arme Kinder statt. Die immensen Aufwendungen für das Seelenheil in Form opulenter Stiftungen und das Lesen von zahllosen Seelmessen waren eine wesentliche Existenzgrundlage für die Geistlichen. So wurden die Jahrtage in Überlingen allein mit 15 Geistlichen begangen. Aus heutiger Sicht wirklich erstaunlich war die außerordentlich hohe Anzahl von Geistlichen gemessen an der Einwohnerzahl: So lebten in Memmingen um 1 500 unter den rund 5 000 Einwohnern circa 130 geistliche Personen, die sich um das Seelenheil der verstorbenen Stifter kümmerten. Mit den Stiftungen wurden beispielsweise auch die Ölberge oder die Unterhaltung der ewigen Lichter auf den Kirchhöfen finanziert. Die ausufernden Stiftungen für die zahllosen Seelmessen und die ewig währenden heiligen Messen erfuhren bereits im Spätmittelalter erste Restriktionen.

Bezüglich der Friedhofsverlegungen in den oberschwäbischen Reichsstädten in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erkennt Sieber in der bisherigen lokalen Historiographie keine systematische Analyse und merkt kritisch an, dass in der bisherigen Forschung

„ein ganzes Bündel an auslösenden Faktoren angeführt wird“ (92). Seine Ausführungen zu den Friedhofsverlegungen beginnen mit durchaus bekannten Auslagerungen im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in den Residenzstädten der Württemberger und Wittelsbacher. Zudem werden die Friedhofsneugründungen beschrieben, die wie etwa in Freiburg im Breisgau auf Anordnung von Kaiser Maximilian I. entstanden. Für die Anlage von Friedhöfen extra muros in den oberschwäbischen Reichsstädten, die ab den 1520er Jahren einsetzte, macht Sieber immer wieder seuchenhygienische Aspekte und hier die zwischen 1519 und 1521 in Süddeutschland und der Schweiz grassierende Pest verantwortlich. Um die neuen Friedhöfe extra muros für die Bevölkerung attraktiv zu machen, wurde entweder heilige Erde aus Rom auf den neuen Gottesäckern verstreut oder es wurden wie in Memmingen Stiftungen für den neuen Friedhof mit dem Erlassen von 1 000 Jahren Sündenstrafen im Jenseits belohnt (115). Dagegen verließ in Biberach der evangelische Teil der Bevölkerung den Kirchhof an der Pfarrkirche, und in Kempten, Leutkirch und Ravensburg dürfte laut Sieber Platzmangel der Grund für die Anlage der neuen Gottesäcker gewesen sein. Es sind also verschiedene Faktoren, welche die „Friedhofstranslozierungen“, wie Sieber es meines Erachtens nicht ganz korrekt nennt, auslösten.

Durch die bauliche Verdichtung im Bereich der Kirchhöfe wurden die Möglichkeiten einer Erweiterung zunehmend begrenzt und die Böden waren durch die durch Seuchen bedingte erhöhte Mortalität „ergraben“ (138). Gleichwohl scheinen es keine akuten Seuchenfälle gewesen zu sein, die eine Verlegung der Begräbnisplätze bewirkten (138). Denn die „Qualität und Quantität der jeweiligen Seuchen bleiben unsicher und somit auch ihre Wirkung als Auslöser der Friedhofstranslozierungen“ (141). Auch das Argument des Bevölkerungswachstums stellt Sieber in Frage, da die meisten der untersuchten Städte ihr Einwohnermaximum erst unmittelbar vor dem 30-jährigen Krieg erreichten (142).

Somit gilt es, den Einfluss der ärztlichen Warnungen vor der schlechten Luft auf den Kirchhöfen zu prüfen, und auch hier kann Sieber in keiner der untersuchten Städte eine direkte Verbindung zwischen den medizinischen Traktaten und einer „konkreten Friedhofstranslozierung“ nachweisen (149). Gleichwohl sei das medizinische Wissen in weiten Teilen der bürgerlichen Städteliten verbreitet gewesen. Dies sei auch deswegen naheliegend, da die Friedhöfe extra muros oftmals in der Nähe von Siechenhäusern, Spitälern und Seelhäusern angelegt wurden, was den Aspekt der Seuchenprävention belege.

Als ein wesentlicher Aspekt komme das „bürgerliche Ausgreifen“ auf die städtischen „Sakralinstitutionen“ und hier auf die sepulkralen Belange hinzu, und so waren es Bürgermeister und Vertreter der bürgerlichen Gemeinden, die etwa die Friedhofsverlegungen initiierten, ohne dabei auf Widerstand in der Bevölkerung zu stoßen. Aufgrund dieser Gemengelage ist es für Sieber klar, dass es keinen Zusammenhang zwischen Reformation und Friedhofsverlegungen gibt (162 f.).

Um sich dann mit dem von der Rezensentin postulierten Zusammenhang von Reformation und außerörtlichen Camposanto-Friedhöfen kritisch auseinanderzusetzen, rekapituliert Sieber zunächst umfänglich die bekannten Befunde zur Anlage und Entstehung mitteldeutscher Camposanto-Friedhöfe und konzentriert sich anschließend auf ebenfalls bekannte Camposanto-Friedhöfe in oberdeutschen katholischen Städten wie Innsbruck, Salzburg, Luzern oder Wangen. Die Rezensentin hatte in ihren Arbeiten die katholische Konfession dieser Städte eingehend thematisiert. Für Sieber steht dieser Umstand, also die katholische Konfession der genannten Städte der „Forschungsmeinung von der Verbindung zwischen protestantischer Sepulkralkultur und dem Camposanto diametral entgegen“ (198). Dies ist nicht neu, da zum Beispiel auch Anja Tietz¹ diesen Anlagentypus als unabhängig von der Konfession ansieht. Zudem reibt Sieber sich an dem Umstand, dass die außerörtlichen Friedhöfe entlang der Umfassungsmauern in unterschiedlicher Weise mit Arkaden, Bögen, Segmentbögen, unterschiedlich geformten Boggennischen, Schwibbögen, Grabhäuschen, Ädikulen oder bildstockartigen Anbauten, die sogar die Mauerkrone überragten, bestückt waren (225 f.). All dies mache „die momentan gültige Definition des Camposanto-Aufbaus [...] unscharf“ (198), die deshalb revidiert werden müsse. Diese „momentan gültige Definition“ scheint aber eine Fiktion des Autors zu sein und entpuppt sich so als Strohmann-Argumentation. Indem er immer wieder eine „gültige Definition“ reklamiert, hat Sieber offenbar den operativen Charakter von Wissenschaft nicht verstanden. Die von ihm selbst verengte Definition des Camposanto-Friedhofes führt folgerichtig zum Kreieren von neuen Typen wie etwa bei den Unterschieden in der Art der Umfassungsmauern, die nicht nach einem einheitlichen Plan angelegt seien. Dieser Umstand ist für den Autor, der idealtypisch konstruiert, unerträglich. All dies wurde von der Rezensentin bereits vor 30 Jahren geschrieben, aber nicht typologisiert. Die hier offensichtlichen Unterschiede in der Praxis werden seit 1969 in verschiedenen Wissenschaftszweigen mit dem Gegensatzpaar Lumper/Splitter bezeichnet (siehe Wikipedia „Lumper und Splitter“). Sieber ist ein Splitter. Und genauso wenig wie das „Lumpen“ rettet diese Vorgehensweise die fehlende Originalität. Der informierte Leser wird es überdrüssig, Beispiele, die nun seit mehr als dreißig Jahren unentwegt wiedergekaut werden, häufig ohne neue Befunde auf vielen Seiten ausgebreitet zu finden. Inwieweit die von Sieber selbst verengte Definition eines Camposanto-Friedhofes eine Revision der Sichtweise und Gewinnung neuer Erkenntnisse bewirkt, mag die zukünftige wissenschaftliche Diskussion entscheiden.

Im Weiteren diskutiert Sieber die bilderstürmerischen Auswirkungen der Reformation auf das Erscheinungsbild der Friedhöfe und Kirchhöfe, indem sie von Grabmonumenten „gesäubert“ und „teilweise sogar ganze Bestattungsplätze samt ihrem überkommenen elaborierten Mobiliar eingeebnet“ (447) wurden. Sieber räumt diesbezüglich ein, dass es sich bei den Säuberungsaktionen allerdings aufgrund der heterogenen und

lückenhaften Überlieferungssituation als schwierig erweise, eindeutige Entwicklungen nachzuzeichnen. So malt er auch hier ein eher diffuses Bild und relativiert erneut seine Befunde.

Insgesamt hinterlässt das Buch von Sieber den Eindruck einer zwar materialreichen, aber die bisherige Diskussion zu den Themen nicht unbedingt vorantreibenden Arbeit; der Autor sieht die Fülle von Einzelheiten, fügt diese aber nicht zu einem Ganzen zusammen.

Anmerkung

¹ Anja Tietz: Der frühneuzeitliche Gottesacker. Entstehung und Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Architekturtypus Camposanto in Mitteldeutschland (Beiträge zur Denkmalkunde 8). Wittenberg 2012, S. 251.

Barbara Happe, Jena

Christophe Duhamelle: Die Grenze im Dorf. Katholische Identität im Zeitalter der Aufklärung. Aus dem Französischen von Falk Bretschneider. Baden-Baden: Ergon, 2018. 325 S. m. 6 Karten. (Religion und Politik, Bd. 16).

Hinter dieser deutschen Ausgabe steht eine französische Habilitationsschrift von 2006 aus Paris. Wer den Begriff „Grenze“ liest, weiß sogleich, wo das Werk in der deutschen Frühneuezeitforschung anzusiedeln ist: bei Étienne François in Berlin, der über die unsichtbare Augsburger Konfessionsgrenze in der Reichsstadt mit gesetzlicher Parität eine berühmte Thèse geschrieben hat. Hier geht es nun über „La distinction confessionnelle dans le Saint-Empire“, also das Alte Reich im 17. und 18. Jahrhundert und zwar am Beispiel des Mainzischen Eichsfeldes, das ja noch in der ehemaligen DDR einen katholischen Sonderstatus markierte mit drei kleinen Städten und ansonsten plattem Land.

Die Kulturosoziologie kennt den Begriff der „kulturellen Identität“, seine Normen und Zwänge. Französische Historiker interessieren sich für das Phänomen der „longue durée“ der eingefleischten Mentalitäten, die angeblich untergründig stark weiterwirken. Es geht dabei nicht bloß um ein Beharrungsvermögen, sondern hier im konkreten Falle um „die Rhythmen und Modalitäten der Traditionsfindung“.

Was wir entsprechend der Frühneuezeitforschung deutscher Historiker „Konfessionalismus“ nennen, meint nicht, wie bisweilen in den Nachbarwissenschaften vereinfachend behauptet, die erfolgreiche und das heißt endgültige Durchführung von Reformation und katholischer Reform, sondern deren jeweilige Internalisierung beim gläubigen Volk zur kulturprägenden Sitte. Von deren Gestalt handeln unter anderem *Christophe Duhamelles* Untersuchungen, um zu erfahren, was und wie sich daraus Resistenzen entwickeln.

Wir Volkskundler haben uns sehr für die Folgen der staatlicherseits mit Hilfe der geistigen Eliten durchgesetzten radikalen Reformen im Kirchenwesen beider

großen Konfessionen interessiert. Wir haben dadurch erfahren, was alles an rituellen und performativen Elementen entfallen oder verändert worden ist, angefangen von den Gesangbüchern auf beiden Seiten bis zu den Verboten von Prozessionen und Wallfahrten, oder wiederum für beide Kirchen das schon zuvor durch den Blitzableiter ins Gerede gekommene Wetterläuten. Nach den napoleonischen Kriegen im Zeitalter der sogenannten Restauration dauerte es bekanntlich ein halbes Jahrhundert, bis manches von früher neu installiert war und der Pfarrer Herr im Dorf wurde. Deshalb sprechen in Deutschland einige Frühneuzeitforscher von einer „Zweiten Konfessionalisierung“.

Der Mentalitätsforscher französischer Provenienz hingegen möchte erfahren, wie solche Prozesse nicht nur im Einzelnen verlaufen sind, sondern ob und wie sie die eingetübte konfessionelle Identität der Landbewohner existenziell treffen mussten und auf Dauer verändern oder versteinern konnten. Unser Autor sieht das im Zusammenhang der generellen großen politischen Fortentwicklungen im vielstaatlichen Mitteleuropa, gemessen am Zentralstaat La France. Dort revolutioniert sich manches Problem unter Beteiligung aller eine Zeit lang heftig aus, aber dann ist Schluss damit für eine neue Zeit, wie wir das heute noch erleben können, während sich bei uns derartige Vorgänge über Jahrzehnte hinziehen in den vielfältigen Traditionsräumen und unterschiedlichen Milieus.

Was heute in Deutschland alles in Karlsruhe beim Bundesverfassungsgericht landet, das konnte sich früher überall in Mitteleuropa abspielen aufgrund des juristischen Besitzstanddenkens in Form der „*possessio*“, für die Konfessionen festgeschrieben seit 1648. Wenn hierzulande Prozessionen oder Wallfahrten verboten wurden, dann zogen die Betroffenen mit dem Argument zu Felde, sie seien durch Gelübde (von „*anno Toback*“) gehalten, weiterhin so zu verfahren. Sie erhielten nicht selten entsprechende Dispensen. Seitdem besitzen wir überall historische Glaubenssätze an derartige Fake News, wie wir unseren Studierenden für die historisch-kritische Methode von Untersuchungen predigen. Und solche Fakten sind dem Franzosen unter anderem ebenfalls aufgefallen.

Nun hat in der deutschsprachigen Literatur der Berner Historiker Peter Hersche 2006 die These aufgestellt, dass die grundsätzlichen Intentionen des Trienter Konzils und seiner amtlichen Katechese vom überschwänglichen Barockkatholizismus lebensnah und lebensfroh konterkariert worden seien. Erst die Epoche der staatlich erzwungenen Aufklärung habe die Trienter Reformen tatsächlich verwirklichen können. Danach, so muss man folgern, habe es eine Dichotomie von kirchlicher Dogmatik und der praktischen Religiosität des Kirchenvolks gegeben. Jener Begriff begegnet bei Duhamelle nur als zeitliche Komponente für die Befindlichkeit der Leute im Eichsfeld. Die Aufklärung vor Ort stellte, so der Autor, einen Bruch mit der ursprünglichen Konfessionalisierung dar. Diese mutierte daher zu einem verselbständigten Formalchristentum für die eigene Identität als politischer Vorwand wider jegliche Herrschaft auf der lokalen Ebene. In der Tat, denn das

betraf sowohl die eindeutig kirchlichen wie die damals kompliziert verfassungsrechtlichen Autoritäten sowie deren Verquickungen. In den späteren religiösen „Kulturkämpfen“ des 19. Jahrhunderts in deutschen Bundes- oder Reichsstaaten stellten sich die gesellschaftlichen Konstellationen völlig anders dar durch die Herausbildung sogenannter Milieus und deren parteipolitischer Vertretungen. Dennoch blieben die Mentalitäten zumal der statistisch dominierenden Landbevölkerung bisweilen unverändert, wie wir wissen.

Unser Kollege Martin Scharfe hat im Jahre 2004 ein Buch zur Alltagskultur der letzten beiden Jahrhunderte verfasst mit dem Titel „Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur“, das meiner Meinung nach in unserem Fach nicht wirklich rezipiert worden ist. Der Grund dürfte ganz einfach sein: Es liegt am Thema. Mit „Religion“, in welcher Zeit auch immer, mögen sich doch bitte die Theologehistoriker oder Religionssoziologen befassen und nicht wir einfachen Allerwelts-Erklärer. Scharfe unterscheidet „Grundtypen von Religiosität“ und charakterisiert dabei das von ihm schon länger traktierte Phänomen des „legalen Christentums“, dem „Zeremonie die Gesinnung“ und „Ritus das Dogma ist“. Damit wären wir bei Duhamelles Sach-Erhebungen über die Konstruktion konfessioneller Grenzen.

Er hat ein riesiges archivalisches Material erschlossen und breitet es in folgenden Kapiteln nach Problembereichen aus: 1. Tradition, Aufklärung und Identität; 2. Dorfgemeinschaft und konfessionelle Identität; 3. Grenze und Identität; 4. Identität und Diskontinuität. Was Scharfe am Ende seiner Studie „Die Geschichtlichkeit der Volkskultur“ das möglicherweise erwartbare historische Ende von Religiosität nennt, mündet bei Duhamelle in Betrachtungen über das Stereotyp des 19. Jahrhunderts: hie christliches Deutschland und dort gottloses Frankreich, sprich Mentalitäten einer erweiterten Grenzsituation.

Wir haben eine immense Fleißarbeit vor uns, die dem Schimpf des Positivismus durch ein Theoretisieren zu entgehen sucht, das im Deutschen oft nur schwer nachzuvollziehen ist. Man möchte die Methode der umfangreichen Materialerschließung den heutigen Studierenden gerne empfehlen, weil sie zur Zeit teilweise darin nicht systematisch gefördert werden. Dennoch muss man sie warnen vor zu eiligen übergreifenden Schlussfolgerungen.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Ulrich L. Lehner: Die Katholische Aufklärung. Weltgeschichte einer Reformbewegung. Paderborn: Schöningh, 2017. 271 S.

Eine gute Rezension besteht neben einem Vorspann (der am leichtesten fällt) und einem abschließenden Fazit der Gewichtungen (Was bringt's für wen?) aus drei Punkten: 1. Buchtyp, Textsorte, Zielpublikum (sofern umgehend einsichtig); 2. Autor und geistiges Umfeld (das kann bisweilen kompliziert werden); 3. Inhalt

nach a) Begriffsorientierungen, b) Quellenfragen und Diskursumkreis, c) Argumentationsweise und fremde, eventuell nachzutragende Positionen.

Vorspann: „Aufklärung“ ist nicht nur ein Epochenbegriff der Geisteswissenschaften, sondern auch ein Schlagwort meist verneinender Bedeutung. Wer diesen als ästhetische Zeitmarkierung versteht, der musste zum Beispiel in Würzburg schon immer staunen über das ein Jahrhundert alte jährliche Mozart-Fest im berühmten Barockbau der fürstbischöflichen Residenz mit ihren Höhepunktinauguratoren Balthasar Neumann und Giovanni Battista Tiepolo. Das hieß, Wolfgang Amadé Mozarts Musik galt und gilt den meisten Gebildeten unserer Tage als reinstes Rokoko, doch jene Zeit war die der philosophischen und staatsbürgerlichen Aufklärung. Darum stand das 46. Mozartfest 2018 unter dem Motto: „Aufklärung – Klärung – Verklärung“, wobei sich für die Kritik die Frage stellte, „ob der Komponist ein Aufklärer oder ein Anti-Aufklärer“ gewesen sei. Das scheinen mir sehr typische Wortspiele aktuellen Denkens. Im politischen Tagesgeplänkel kommt dann schnell die ideologische Begriffsbildung „Gegenaufklärung“ oder gar „Konterrevolution“ auf. Historiker der akademischen Zunft sind hingegen schon eine gute Generation dabei, auf dem Felde der sozialgeschichtlichen Folgen von Religion die gezielten Fake News und „Schwarzen Legenden“ zur Geschichte des Katholizismus realitätsnäher umzuschreiben, wenn auch nicht weniger kritisch.

Buchtyp, Textsorte, Zielpublikum: Hier liegt nun eine Schrift vor, die man prima vista eher bei Beck in München vermuten möchte, zumal das Buch im Original ein englisch formuliertes aus den USA von 2016 ist und dort zugleich als Taschenbuch für die Studierenden erschien, also eine gut lesbare Übersichtsdarstellung bieten will. Dennoch fehlt nicht ein ordentlicher Verweisapparat, der zugleich belegt, was wir in Mitteleuropa alles nicht kennen an Forschungen und Diskursen jenseits des Atlantiks, weil es sich unsere Bibliotheken zu kaufen nur selten leisten können.

Autor: Ein Laientheologe und Historiker, der an der Marquette-Universität in Milwaukee/Wisconsin lehrt. Deren Namenspatron war ein Jesuitenmissionar des 17. Jahrhunderts in den USA. Es handelt sich also um eine der hochangesehenen katholischen Universitäten, meist von Jesuiten getragen. *Ulrich L. Lehner* aus Straubing in Niederbayern ist dort seit Jahren Associate-Professor (mit tenure) im Theologischen Department und zwar als Spezialist für Christentumsgeschichte der Frühen Neuzeit, auf welchem Gebiet er bislang eifrig publiziert hat. Schon vor dem Abitur am humanistischen Gymnasium in Straubing 1996 schrieb er für den dortigen Geschichtsverein. Dann ist er bei den Jesuiten in München gewesen, um dort 1999 deren Philosophicum abzulegen. Anschließend studierte er an der Ludwig-Maximilians-Universität München katholische Theologie als Diplomaspirant mit sämtlichen Examina bis zum Dr. theol. Bald danach holte er sich an der inzwischen von Orban vertriebenen Europa-Universität in Budapest die Habilitation für Geschichte. 2006 ging er in die USA und erreichte im Postgraduiertenstudium

von der Marquette-Universität aus zahlreiche Stipendien und Fellowships an den berühmtesten katholischen Universitäten des Landes und nur noch einmal zwischendurch in Deutschland 2008 die Gastprofessur in Eichstätt. Aus den Nachrichten des Hochschulverbandes 2/2019 geht hervor, dass er soeben einen Ruf an die renommierteste katholische Universität „Notre Dame du Lac“ in Indiana/Wisconsin angenommen hat. Seine umfangreiche Bibliographie weist ihn als Quelleneditor, Reihenherausgeber und Bücherausgeber, auch von Unterrichtsmaterial aus. In diesem Kontext muss man das vorliegende Werk sehen, das aus einer Übersichtsvorlesung entstanden sein dürfte.

Inhalt – Begriffsorientierungen: Der Doppeltitel vertritt am besten die selbst gestellte Aufgabe. „Katholische Aufklärung“ wird als „Weltgeschichte einer Reformbewegung“ verstanden, wobei der Autor sogleich vermerkt, dass es sich keinesfalls um eine global organisierte Veranstaltung handelte, sondern während der europäischen Epoche der Aufklärung überall in der Welt – zeitlich und sachlich stark unterschieden – um verwandte geistige Bemühungen einer Kirchenreform. Seine Kapitel lauten: 1. Die Welt der katholischen Aufklärer; 2. Die katholische Lernkurve: Tolerierung und Toleranz; 3. Feminismus, Freiheit, Frömmigkeit. Katholische Frauen und die Aufklärung; 4. Katholische Aufklärung in Amerika, China und Indien; 5. Teufel, Dämonen und Aberglaube; 6. Heilige und Sünder; 7. Sklaverei und Rassismus; 8. Der Tod der katholischen Aufklärung und der Beginn eines päpstlichen Katholizismus.

Inhalt – Quellenfragen und Diskursumkreis: Seit dem 16. Jahrhundert existiert die Gattung der „Ketzergeschichte“ als Traditionssuche für eigene Abweichungen (zunächst lutherisch gegen das Papsttum, dann pietistisch gegen das orthodoxe Luthertum), in der Regel mit fundamentalistischen Zügen und darum bis auf den heutigen Tag katholischerseits zu suchen im kirchlichen „Lexikon der Sekten, Sondergruppen und Weltanschauungen“, wovon bei Lehner nicht die Rede ist. Hingegen verwendet er den klassischen Begriff der Aufklärung (Enlightenment) für jegliche Form von theoretischen Modernitätsversuchen auf bleibend katholischer Seite als potentielle Erneuerung in religiösen Angelegenheiten während der Frühen Neuzeit. Den historischen Tiefenblick streift er nur kurz in seiner Einführung, indem er die epochalen Rezeptionen von Moderne in der Vergangenheit zitiert: 1. den Einfluss der griechischen Philosophie auf das frühe Christentum (sonst im allgemeinen Hellenisierung genannt), 2. die mittelalterliche „Offenheit für Aristoteles und die arabische Philosophie“ (also Thomas von Aquin), 3. das Zweite Vatikanische Konzil mit der Begegnung von Kirche und Welt als endliche Rezeption der klassischen Aufklärung. Für seine Darstellung wählt der Autor folgende Problembereiche: 1. Die Botschaft der Erneuerung kommt über intellektuelle Diskurskreise nicht hinaus; 2. Glaube ist etwas historisch Gewachsenes; 3. Aberglaube und Bigotterie; 4. „Vernünftiger“ Glaubensgehorsam im Sinne von Paulus Römerbrief; 5. Widerstand gegen Rom; 6. Staatsreformen gleich Kirchenreformen; 7. Napoleons politi-

sche Reaktionen zur Rettung der Kirche; 8. Bibelexe-ge-se und Modernismuskrise.

Inhalt – Argumentationsweise und fremde Positionen: Im Kapitel über „Sklaverei und Rassismus“ wird zwar der Dominikaner Bartolomeo de las Casas mit seinem wahrhaft christlichen Menschenbild zitiert, nicht aber sein Ordensbruder Antonio de Montesinos und die unendlich traurige Geschichte der südamerikanischen Missionen, über die inzwischen der Mainzer Kirchenhistoriker Johannes Meier in seinem Buch „Bis an die Ränder der Welt. Wege des Katholizismus im Zeitalter der Reformation und des Barock“ (2018) in Übersicht informiert. Lehner kennt selbstverständlich Peter Hersches monumentale Streitschrift von 2006 „Muße und Verschwendung“ (s. die Rezension im BJV 2008, S. 164–166), eine gesamtgesellschaftliche Barockanalyse. Der Schweizer Hersche sieht die europäische Barockkultur als ein katholisches Phänomen gegen das eigene Tridentinum stehen, das erst mit der politischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts bei sich selbst, das heißt in der katholischen Kirchenpraxis angekommen sei. Da passt manches mit Lehner zusammen, wird aber bei diesem nicht artikuliert. Es gibt derzeit andere deutschsprachige Forschungen, die davon ausgehen, dass katholischerseits eine große theoretische Affinität zur Französischen Revolution als Ausfluss von Kantischer Aufklärung bestand. Doch seit der offiziellen terreur der Jacobiner in Paris und den Provinzen, vor allem auch blutig und grausam gegen Priester und Ordensleute, haben tatsächliche Gegenaufklärer jegliche Kritik und Neuerungsvorschläge als des Teufels dämonisiert. So konnte eine kirchengeschichtlich aufregende Umkehrung alter Grundsätze geschehen. Aus dem „Lehramt der Theologen“ (einst repräsentiert in Universitäts-Fakultäten) sei das „Lehramt der Päpste“ geworden (s. Klaus Unterburger: Vom Lehramt der Theologen zum Lehramt der Päpste? Pius XI., die Apostolische Konstitution „Deus scientiarum Dominus“ und die Reform der Universitätstheologie. Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 2010) und damit eine monarchische Papstherrschaft, die bis ins 20. Jahrhundert hinein gegen alles „Moderne“ wütete. Lehner stützt sich hier auf Jochen Krenz: „Druckerschwärze statt Schwarzpulver. Wie die Gegenaufklärung die Katholische Aufklärung nach 1789 mundtot machte“ (2016). Krenz zielt natürlich auch aufs Ganze, erforscht allerdings den Problembereich in einer überschaubaren Region und aufgrund neu erhobener frühneuzeitlicher Quellen in großer Zahl. Das nennen wir akademische Kärrnerarbeit. Lehner hingegen referiert, bietet Übersichten auf globalem Feld. Überall versteht er Aufklärung als verändernde Neuorientierung, das heißt als Reformbewegung.

Theologen, die tiefer schauen wollen, sehen die Frage grundsätzlicher, so Eckhard Nordhofen, der soeben (2018) das Buch „Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus“ vorgelegt hat, wobei er sich unter anderem an Jan Assmanns Moses-Studien reibt, und von Lehner noch nicht rezipiert werden konnte. Ein zentrales Kapitel in Nordhofens Werk lautet „Konjunkturen der Aufklärung“. Die generelle Argumentation verläuft wie folgt: Religionskritik an funktionalistischen

Gottesbildern seit den Vorsokratikern. Die griechische Aufklärung steht gegen den polytheistischen antiken Götterhimmel, der aus personalisierten menschlichen Gebrauchswünschen bestand. Dagegen ist die jüdische Aufklärung des Alten Testaments von grundsätzlicherer Natur, weil sie den Monotheismus verlangt. Und zwar den einer namenlosen, unsichtbaren und einzigen Schöpferpersönlichkeit außerhalb des Kosmos, die selbst nicht gemacht, sondern da ist (JHWH). Damit wird die Idolatrie der von Menschen gemachten bildhaften Götter überwunden. Um jedoch kultfähig zu werden als gesellschaftliches Phänomen öffentlicher Religion neigt diese Gotteserkenntnis zur Grapholatrie, zur Vergötzung der Schrift. Nach dem Verlust des (noch heidnisch) opfernden Tempelkultes in Jerusalem hat im heutigen Exil das rabbinische Judentum die Thora verdinglicht, verkörperlicht, das Gesetz zum Tauschverkehr mit dem Jenseits gemacht. Die „abwesende Anwesenheit“ Gottes erhielt im Text allein ein Substitutionsmedium der kultischen Verehrungsmöglichkeit. Erst das Christentum, erwachsen aus einer jüdischen Sekte, ist der Versuch einer möglichen Antwort geworden und seine endgültige Aufklärung heute voll im Gange.

Fazit: Die Kulturwissenschaftler, welcher Provenienz auch immer, müssen lernen, dass es heutzutage bei den Theologen christlicher Konfessionen und Religionshistorikern eine Menge zu lernen gibt. Kein Wunder also, wenn derzeit in Berlin darüber positiv diskutiert wird, an der Humboldt-Universität eine Katholisch-theologische Fakultät zu errichten, wo doch andernorts solche abgeschafft werden aus Mangel an Studierenden. Das hat jedoch mit deren alleinigem Berufsziel im kirchlichen Dienst zu tun und der überholten Vorstellung von Tridentinischen Priesterseminaren, weshalb zum Beispiel die deutschen Konkordats-Fakultäten den Hardlinern in Rom stets ein Dorn im Auge waren. In Berlin sollen nur Magisterstudiengänge konzipiert werden. Ulrich L. Lehner stößt hier ein Tor auf, zunächst in seinen Studien zur Frühen Neuzeit, mit dem vorliegenden Buch aber auch einem größeren Publikum gegenüber. In einer breiteren Öffentlichkeit sollte diese sachliche Entgiftung der bis in unsere Generation schwellenden antikatholischen Kulturkampfmentalität in den Köpfen der meisten Akademiker bewusst werden.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Christoph Kürzeder (Hg.): Zugeneigt. Leben, Lernen, Glauben im Ursulinenkloster Landshut. Katalog zur Ausstellung des Diözesanmuseums Freising im Kloster der Ursulinen in Landshut, 20. Mai bis 11. November 2018. Freising: Diözesanmuseum, 2018. 446 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Kataloge und Schriften des Diözesanmuseums für christliche Kunst des Erzbistums München und Freising, Bd. 65).

Den Klöstern fehlt der Nachwuchs. Es mehren sich die Ordensniederlassungen, die deshalb schließen müssen.

Bei jeder Schließung stellt sich die Frage nach der weiteren Verwendung der Baulichkeiten: Einerseits ist eine Nutzung erstrebenswert, die wirtschaftlich tragfähig ist, um die Erhaltungskosten der Gebäude, die in der Regel auf die Bedürfnisse klösterlichen Lebens ausgerichtet sind, möglichst gering zu halten; andererseits sollte die Nutzung der Würde der Orte entsprechen, an denen Menschen oft über Jahrhunderte hinweg ihr Leben Gott geweiht haben.

Auch das Erzbistum München und Freising ist von diesem Wandel betroffen. Im ebenfalls vor wenigen Jahren aufgelösten Kloster Beuerberg wurde erstmals 2016 der Versuch unternommen, die verwaisten Räume, auch die aufgehobene Klausur, die Außenstehenden bislang den Zutritt verwehrte, als Komplex von Museums- und Ausstellungsräumen umzunutzen: Die Gebäude wurden dadurch einer öffentlichen Verwendung zugeführt, die den Klosterräumen weitgehend ihren Charakter belässt.

Dieser Versuch hat sich als großer Erfolg erwiesen, sodass das gleiche Konzept auf das 1668 gegründete und 2016 aufgelöste Ursulinenkloster in Landshut angewandt wurde. 2018 setzte sich eine Ausstellung im Klausurbereich, der erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, mit dem Leben und Wirken der Landshuter Ursulinen auseinander, zu der auch ein umfangreicher Katalog erschienen ist.

In das Thema führen drei Aufsätze ein, die einen Überblick über zentrale Themenbereiche bieten. *Anna-Laura de la Iglesia y Nikolaus* befasst sich mit der Mädchen-erziehung als der wichtigsten Aufgabe der Ursulinen in den Städten zur Zeit der katholischen Reform, wodurch sie eine den Jesuiten entsprechende Aufgabe erfüllten. *Manuel Götz* behandelt das geistliche Leben im Kloster, das Ideal und das Selbstverständnis der Ursulinen. Eng damit verbunden ist die Verehrung des Jesuskindes als Ausdruck der mystischen Brautschafft; das Bild des Kindes steht für Demut, Unschuld und Sanftmut, die zentralen Tugenden klösterlicher Vollkommenheit. *Manuela Klotzbücher* geht tiefer auf die Bildungstätigkeit der Ursulinen und das Bildungsverständnis der Ordensgründerin Angela Merici (um 1470/75–1540) ein.

Der umfangliche Katalogteil stellt das Landshuter Ursulinenkloster in all seinen Facetten anhand von Objekten aus seinem Bestand vor. Die erste Sektion befasst sich mit der Geschichte des Landshuter Klosters sowie des Ordens der Ursulinen. Präsentiert werden barocke Darstellungen von Angela Merici und Maria sowie anderer von den Ursulinen verehrter Heiliger, die der Spiritualität der Ursulinen besonders entsprachen. Es folgen mehrere Schriftdokumente aus der Geschichte des Landshuter Klosters und Zeugnisse der Frömmigkeit, darunter auch immer wieder hochrangige Kunstwerke; hervorgehoben sei hier ein Gemälde als Zeugnis für das Wiederaufleben des Kultes um die Schöne Maria zu Regensburg.

Behandelt man ein Kloster in seiner Ganzheit, wird man nicht umhinkönnen mitzubedenken, was ein Kloster ausmacht: Menschen wenden sich – je nach Orden in unterschiedlichem Grad – von der Welt ab und weihen ihr Leben ganz Gott. Für eine Nonne heißt das, dass

sie gleichsam zur Braut Christi wird. So findet denn auch der Themenkomplex von Berufung und Erwählung durch Christus Niederschlag im Katalog mit Objekten wie Professringen und Blütenkränzen, die die Brautschafft auch in der äußeren Gestalt an die weltliche Ehe annähern sollen. Besonders verbreitet in Frauenklöstern ist eine ausgeprägte Jesuskindverehrung. Auch aus dem Bestand des Landshuter Ursulinenklosters ist eine ganze Reihe von Jesuskindfiguren erhalten, die Novizinnen als Mitgift ins Kloster mitgegeben wurden und denen eine eigene Sektion gewidmet ist. Diese Jesuskinder dienen als Tröster zur Andacht und Erbauung, sie werden aber auch bekleidet und angesprochen: menschliche, emotionale Umgangsformen der mit Christus verheirateten Frauen, die selbst nie Kinder haben werden. Menschen, die ins Kloster eintreten, stellen sich in besonders radikaler Weise in die Nachfolge Christi. Die Ausstellung versuchte dem mit Objekten aus dem Klosterbestand Rechnung zu tragen, in denen sich das Streben ausdrückt, Jesus als Menschen möglichst nahe zu kommen: Das geschieht einerseits durch verschiedene Abbilder Christi wie ein großes Gemälde mit einem Porträt Jesu, an dem seine vermeintlich wahre Körpergröße ablesbar sei, oder ein Abgar-Bild, andererseits durch Jerusalem- und Heiliges-Land-Devotionalien, die in engstem räumlichen Zusammenhang mit der Passion gesehen wurden.

In der Bedingungslosigkeit, wie sie Gottes Willen angenommen hat, ist Maria das stärkste Vorbild für Nonnen. Im Kloster hat sich denn auch eine Vielzahl verschiedener Marienbilder erhalten, die ein Spiegel der Marienfrömmigkeit im wittelsbachischen Bayern der Frühen Neuzeit ist. Am Anfang stehen noch zwei Darstellungen der Muttergottes, die in die Spätgotik datiert werden: zum einen eine sehr qualitativvolle thronende Maria mit Kind, die Arbeiten des in München tätigen Meisters der Blütenburger Apostel nahesteht; zum anderen die offenbar im Umkreis Hans Leinbergers in Landshut gearbeitete Maria mit Kind, für die eine Herkunft aus Regensburg gesichert ist: Sie kam als sogenannte Maria vom Feuer – nach bilderstürmerischen Misshandlungen im Dreißigjährigen Kriege – als Geschenk des Regensburger Weihbischofs Albert Ernst von Wartenberg ins Kloster; Wartenberg richtete unter anderem in Regensburg die Kapelle Maria Läng ein. Unter den folgenden Darstellungen der Gottesmutter finden sich Nachbildungen zweier Marienbilder, deren Kult die Wittelsbacher besonders förderten: einmal Maria mit dem Kind, wie sie auf der Münchener Mariensäule steht (es handelt sich hier aber im strengen Sinne nicht – wie angegeben – um die Patrona Bavariae, die an der Residenz steht und die das Kind mit der Rechten hält), und dann die berühmte und weithin nachgebildete Maria vom Herzogspital. Die Verehrung der Mutter Jesu prägt sich am Landshuter Ursulinenkloster am deutlichsten aus im Kult um das Bild der Muttergottes mit dem geneigten Haupt: Dieses in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach einem Vorbild in der Wiener Karmeliterkirche gemalte Bild ist seit 1699 auf dem Hochaltar der Landshuter Ursulinenkirche zur Verehrung als Gnadenbild ausgesetzt. Aufgrund der großen Bedeutung

dieses Kultes für das Kloster ist ihm eine eigene Sektion im Katalog gewidmet, in der verschiedenste Arten der Kopie oder Bezugnahme vorgestellt werden – auch in Form von kleinen Nachbildungen für die private Andacht, gedruckten Wallfahrtszetteln oder Schluckbildchen – wie auch der konkrete Schmuck, der zur Ausstattung des Gnadenbildes selbst angefertigt wurde.

Ein zentrales Arbeitsfeld in Frauenklöstern der verschiedensten Orden ist das Herstellen sogenannter Klosterarbeiten. Auch dieser Bereich findet im Katalog seinen Niederschlag: Hier erhält man durch großformatige Fotografien der Arbeitsmittel und Materialien einen Eindruck davon, dass das Herstellen der Klosterarbeiten eine sehr langwierige Arbeit ist, die äußerst viel Geschick und Geduld erfordert; zudem offenbart die bunte Fülle von Kunstblumen, Papierstreifen und Glassteinchen, mit welch an sich profan aussehenden Stoffen der kostbare Glanz und das krause Flirren entstanden, die viele Reliquien umgeben. Entsprechend dem grundsätzlichen Ziel des Ursulinenordens, der Mädchenerziehung, sind in der folgenden Sektion einige Objekte zusammengefasst, die dem Thema der Erziehung Gestalt geben. Ebenso wird die Bedeutung der Hauswirtschaft für das Leben im Kloster in einer eigenen Sektion hervorgehoben, die immerhin mit einer kleinen Auswahl an Objekten diesen Bereich würdigt, der öffentlich sonst wenig Aufmerksamkeit erhält und dessen Instrumente einer stärkeren Abnutzung unterliegen und daher als historische Zeugnisse oftmals nicht mehr zur Verfügung stehen.

Mit dieser Fülle an Objekten eröffnet sich eine umfassende Schau, die einen beispielhaften Einblick gestattet in das von der Öffentlichkeit abgekehrte Leben im Kloster; nicht zuletzt die hervorragende Qualität der Abbildungen macht diesen Einblick umso eindrucklicher. Zugleich mag man auch eine gewisse Wehmut spüren, als hätte man die Überreste einer untergegangenen Kultur vor sich: Zwar haben die Schwestern das Kloster noch nicht lange verlassen, und es existiert ja immer noch eine größere Zahl an Klöstern; aber durch die Musealisierung wirkt diese Welt zeitlich weggerückt, und es ist mehr als eine Befürchtung, dass in naher Zukunft weitere Klöster werden schließen müssen – eine Folge desselben gesellschaftlichen Wandels, der die Zahl der Gottesdienstbesucher und Kirchenmitglieder schwinden lässt. Freilich denkt man dabei an das in jüngeren Debatten und Diskursen immer wieder bemühte „christliche Abendland“, ein Schlagwort, bei dessen Einsatz das Christentum und seine Institutionen allenfalls nachrangige Bedeutung haben. (Würden all jene, die sich verbal die Verteidigung des christlichen Abendlandes so sehr angelegen sein lassen, regelmäßig den Gottesdienst besuchen, wären leere Kirchen kein Thema.) Feststeht jedenfalls, dass mit jeder Klosterschließung eine reiche und differenzierte Kultur zu Ende geht, die sich nicht konservieren lässt; dadurch kann sich die Empfindung eines Verlustes einstellen: Man steht den Klöstern sonst fern, mag es aber in gewisser Weise als beruhigend empfinden, dass es eine Institution gibt, die etwas pflegt, was seit Jahrhunderten Bestand hat, wenn es einem selbst auch fremd ist. Und mag auch die Fest-

stellung, dass etwas Neues beginne, wo etwas aufhöre, tatsächlich mehr als eine Binsenweisheit sein, ist freilich nicht abzusehen, worin das Neue bestehen wird, das an die Stelle des Vergangenen treten wird.

Ob die Ausstellung und der Katalog darauf eine Antwort zu geben vermögen, steht dahin: Sie üben sich, ausgehend von einem historisch gewordenen Bestand, im Rückblick. Aber für das Finden eines Neuen erscheint ratsam, ermessen zu können, was vorausgegangen ist. Und das ist mit diesem intimen Einblick in das alltägliche klösterliche Wirken in anregender Weise gelungen.

Daniel Rimsl, Regensburg

Fabian Wolf: Die Weihnachtvision der Birgitta von Schweden. Bildkunst und Imagination im Wechselspiel. Regensburg: Schnell & Steiner, 2018. 495 S. m. 236 Abb., meist farbig.

Der Einfluss der Vision der hl. Birgitta, die diese im August 1372 in der Geburtsgrötte in Bethlehem empfing, auf die Entwicklung des Weihnachtbildes ist in der Ikonografie hinreichend bekannt: „Durch diese neue mystische Auffassung der Geburt Christi in den Offenbarungen der hl. Birgitta wird der alte Darstellungstypus der Geburt Christi, die Wochenbettszene, die im 14. Jh. wohl in Verbindung mit dem Mysterienspiel immer mehr realistisches Beiwerk aufgenommen hatte [...], vollkommen durch die Szene der A. d. K. [Anbetung des Kindes] verdrängt, [...]. Die Bodenlage des Kindes wird nun allgemein [...]. Die bedeutendsten Zeugnisse der auf den Offenbarungen Birgittas beruhenden mystischen Geburtsbilder sind wohl die Tafeln Meister Franckes vom Englandfahrer-Altar (Hamburg, Kunsthalle, um 1425) und Fra Filippo Lippis für die Hauskapelle der Medici (um 1459, Berlin, ehem. KFM, zwei weitere Fassungen Florenz, Uffizien)“.¹

*Fabian Wolf*² erhielt den Impuls für die Beschäftigung mit der Weihnachtvision der hl. Birgitta von Professor Jochen Sander. Dabei wurde dem Autor schnell klar, dass die wechselseitigen Bezüge zwischen Vision und Bildtradition überraschenderweise kaum erforscht waren und so wurde die umfassende Darstellung von den Inspirationsquellen Birgittas bis hin zur Etablierung einer neuen Standardikonografie das eigentliche Thema der Arbeit (9).

Die Weite des Ausgriffs veranschaulicht die zum Teil bilinguale Quellenedition im Anhang (427–449), die vom Brief des Hieronymus an Eustochium und verschiedene apokryphe Evangelien über Mechthild von Magdeburg und Ludolf von Sachsen zu Birgittas Revelationen (Nr. 14 u. 15) und zu deren Erwähnung im Kanonisationsprozess führt (Nr. 18 mit zehn Texten). Ein zeitgenössischer Brief aus Rom bezeugt abschließend, welche europäischen Persönlichkeiten sich Abschriften von Birgittas Visionen anfertigen ließen.

Fabian Wolf bearbeitet das umfangreiche Material an Texten und Bildern in den zwei großen Komplexen „Die Vision und ihr Zustandekommen“ (17–188) und „Die Übersetzung in das materielle Bild“ (199–419).

Für den Leser des umfangreichen Werkes ist es angenehm, dass der Autor drei Resümees zieht: 1. eines zur „mentalen Bildproduktion“ (181–188), 2. eines zur „Übersetzung in das materielle Bild“ (Verbreitungsphasen des birgittinischen Bildtypus [mit drei Europa-Karten]; Phänomene im Umgang mit einzelnen Motiven; das Nachmodellieren von Raum und Zeit im Bild) (405–416) und 3. eines am Schluss: „Innere und äußere Bildwerdungsprozesse“ (417–419). Der nicht der deutschen Sprache Kundige freut sich sicher über das English Summary (421–424).

Im Kapitel „Kultivierung der imaginatio“ (51–72) argumentiert Fabian Wolf auch stark von der Psychologie her, was sicher sinnvoll ist, doch sollte man nicht außer Acht lassen, dass hier nicht eine Nonne, die als junge Frau ins Kloster eingetreten war, die Geburtsvision in Bethlehem erlebte, sondern eine Frau, die acht Kinder geboren hatte.

Das strenge, sehr theologische byzantinische Weihnachtbild, in dem Maria als Theotókos im Mittelpunkt steht, begann sich unter dem Einfluss der Mystik ins Menschliche zu wenden. Maria nimmt Kontakt mit dem Kind auf, holt es gar in ihr Wochenbett und gibt ihm die Brust (vgl. Abb. 60 mit vier Beispielen von Giotto, Daddi u. Gaddi). Doch diese Aktionen führen nicht zur Anbetung des Kindes, sondern diese wurzelt auch im Verlangen der Mystikerinnen. Sie sind schon vor Birgittas Vision im Bild verbreitet. Fabian Wolf bringt als früheste Belege zwei Initialen und einen Ausschnitt aus der Lignum-Vitae-Tafel (Abb. 51, 52 u. 61). Bekannter ist die Darstellung auf dem Kölner Klaren-Altar aus der Zeit um 1360/70, auf dem das Kind zur Mutter hinstrebt (Abb. 56). Als „Drehbuch der Einbildungskraft“ bezeichnet Fabian Wolf die „Visualisierungsstrategien“ der *Meditationes Vitae Christi* in einer aus Italien stammenden Handschrift der Französischen Nationalbibliothek (MS ital 115), in der das Weihnachtsgeschehen mit einer ungewöhnlichen Darstellung der Geburt beginnt (zu Füßen der an einer Säule lehnenen stehenden Maria liegt das eben geborene Kind, f 19r). Auf der Blattrückseite hält zunächst die sitzende Maria das gefatschte Kind im Arm, im Bild darunter beten Maria und Josef kniend das gefatschte, in einer Art Altarkrippe liegende Kind an. Die folgende Darstellung kehrt wieder zum damals noch bestimmenden Wöchnerinnenbild zurück, auf dem sich Maria dem gefatschten, in einer truhentartigen Krippe liegenden Kind zuwendet (74–81, Abb. 7, 9 u. 10).³

Die birgittinische Weihnachtvision festigte das Anbetungsbild. Damit sind weitere Einzelmotive verbunden (89–145): das am Boden liegende strahlende Kind, der höchst ehrwürdige Greis Josef (im Gegensatz zu dem sonst geschäftigen Hausmann, der kocht oder seine Beinlinge zerschneidet, um dem Kind daraus Windeln zu machen), der eine Kerze, frei oder in einer Laterne, hält.

Dass die *Revelationes* bald einem größeren Kreis bekannt wurden, lag am 1391 abgeschlossenen Kanonisationsprozess, doch hatte bereits um 1373/75 Niccolò di Tommaso seine drei Visionsbilder geschaffen, auf denen am Bildrand die Heilige präsent ist. Das Florenti-

ner Birgittenkloster und die Observanten (regelstrenge Franziskaner) erwiesen sich als besonders eifrige Verehrer der Heiligen und das Fresko in Santa Maria Novella gehört zu den bekannteren Visionsbildern (Abb. 91). Während in diesen Bildern die Haltung Marias konstant bleibt, kann Josef statt anzubeten eine Kerze halten (Abb. 93, 103) oder in seine alte nachdenkliche Haltung verfallen (Abb. 111, 112 u. ö.).

Weiteres Material in den verschiedenen Bildmedien in Italien wertet Fabian Wolf im 11. Kapitel aus (267–305), um sich dann dem beginnenden Birgittenkult in Schweden zuzuwenden (307–322) sowie den Verbindungen zur franko-flämischen Malerei (323–335) und der Verbreitung in Böhmen und Österreich (337–353). Umfangreicher fällt das Kapitel über die Darstellungen im deutschen Sprachgebiet aus (355–389), wobei das Visionsbild aus dem Rosgartenmuseum in Konstanz, auf dem der sich abwendende Joseph eine Kerze hält, thematisch besonders interessant ist (Abb. 192). Das Bild des Meisters Francke in Hamburg (ohne Birgitta, aber mit den wesentlichen Elementen ihrer Vision) hat einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht (Abb. 375). Folgend geht es noch um Darstellungen im Ostseeraum (391–404).

Der Autor verfolgt sein Thema bis etwa 1430/40. Um diese Zeit hatte sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Anbetungsbild durchgesetzt. Auf die erst Jahrzehnte später aufkommende Druckgraphik und die mit ihr verbundenen größeren Möglichkeiten der Verbreitung sei hier noch verwiesen. Es geht dabei nicht nur um zahlreiche Einzelblätter, sondern auch um die Ausgaben der *Revelationes* 1492 in Lübeck sowie 1500 (lateinisch) und 1502 (deutsch) in Nürnberg. Vorangegangen war das Werk „*Onus mundi ex revelationibus beatae Birgittae*“ (Nürnberg 1481, Rom 1502, Augsburg 1502).⁴ Die Illustrationen zeigen keineswegs die Weihnachtvision, sondern Birgitta am Schreibpult und darüber jene Personen, die in ihren Visionen eine Rolle spielen.⁵ Im Umlauf waren aber auch kleine, im Blockdruck hergestellte Andachtsbildchen. Aus dem Birgittenkloster Altomünster stammt ein Exemplar, das die betende Heilige vor der das Kind anbetenden Maria zeigt. Die eingeschnitzte Beschriftung besagt: „da zaigt maria s. Birgitta wie sie Jhs geboren hat“.⁶

Anmerkungen

¹ *Hans Aurenhammer*: Lexikon der christlichen Ikonographie, Artikel Anbetung des Kindes. Bd. 1, Wien 1959–1967, S. 111–117, hier S. 113 f. *Pia Wilhelm* nennt im Artikel „Geburt Christi“ (in: Engelbert Kirschbaum u. a. (Hgg.): Lexikon der christlichen Ikonographie (LCI). Bd. 2, Rom u. a. 1970, Sp. 86–120) zwar die *Revelationes* S. Brigittae unter den Quellen (Sp. 87), führt den Anbetungstypus dann allgemein auf die franziskanische Mystik zurück (Sp. 114). Darin liegt kein Widerspruch, denn Aurenhammer hebt auf die Nachhaltigkeit und Durchsetzung des Anbetungstypes ab. *Vincent Mayr* verweist im Artikel „Birgitta von Schweden“ (in: LCI. Bd. 5, Rom u. a. 1973, Sp. 400–403) darauf, dass Birgittas Vision „maßgeblich“ die Weihnachtsgeschehnisse beeinflusste. Das „realistische Beiwerk“ wurzelte zunächst auf dem Joseph-Attribut „nutritor domini“, das ihm in den

Kalendarien angeheftet wird. Vgl. *Walter Pötzl*: Die Aktivitäten des (heiligen) Joseph im gotischen Weihnachtsbild. Kalendarien, Legenden, mündliche Überlieferungen, Lieder sowie Spiele und ihre Rezeption im Bild. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2014, S. 71–119, mit Bildteil. Dort auch die eine oder andere Ergänzung zur Dissertation von Fabian Wolf.

² Von *Fabian Wolf* liegt schon vor: Von der Geburt Christi zur Anbetung des Kindes. Die künstlerische Rezeption des Visionsberichtes der Birgitta von Schweden. In: Stefan Roller (Hg.): Heilige Nacht. Die Weihnachtsgeschichte und ihre Bilderwelt. Liebighaus Skulpturensammlung, Ausstellungskatalog. Frankfurt am Main 2016, S. 42–63.

³ Innovationen benötigten in vergangenen Jahrhunderten Jahrzehnte, bis sie Allgemeingut wurden. Im Katalog der Aktivitäten des hl. Joseph tauchen die ersten Anbetungsbilder zwar bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf (s. *Pötzl* [wie Anm. 1], K 26, 35), doch es dauerte etwa ein halbes Jahrhundert, bis sich dieser Bildtypus durchsetzte. Wie das Ringen um einen Ausgleich zwischen zwei Bildtypen wirken Stundenbuchminiaturen vom Beginn des 15. Jahrhunderts (K 64–66, 70, 88): Maria betet im Wochenbett das Kind an beziehungsweise das Kind liegt im Wochenbett und Maria kniet anbetend davor. Vgl. dazu auch Wolf Abb. 163.

⁴ Siehe *Aurenhammer* (wie Anm. 1), S. 374–383.

⁵ *Wilhelm Ludwig Schreiber*: Handbuch der Holz- und Metallschnitte des 15. Jahrhunderts, Bd. 2. Leipzig 1926, Nrn. 1185–1187, 1283–1313.

⁶ *Karl Haupt*: Mystik und Kunst in Augsburg und im östlichen Schwaben während des Spätmittelalters. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben 59/60 (1969), S. 1–100, hier S. 69–73, Abb. 30.

Walter Pötzl, Neusäß

Marianne Heimbucher u. Richard Kürzinger: „... da ist Im gnediglich geholffen worden“. Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Mirakelberichte aus Geisenfeld. Regensburg: Pustet, 2018. 167 S. m. 17 Farbabb. (Abensberger Beiträge zur bayerischen Kulturgeschichte, Bd. 3).

Mirakelbücher sind nicht nur eine wichtige Quelle für eine bestimmte Wallfahrt, sondern auch für den gefährdeten Alltag (nicht nur) des einfachen Volkes, und in diesem Punkt sind sie oft die einzigen Quellen. Viele schrecken geradezu auf, wenn sie das Wort Mirakel (= Wunder) hören, aber es geht nicht darum, ob es überhaupt Wunder gibt und ob man (heute noch) daran glauben kann. Historisches Faktum bleibt auf jeden Fall, dass der, der in einem Mirakelbuch bekundet, dass ihm durch ein Wunder geholfen wurde, davon überzeugt war.

Die Edition eines bisher unbekanntes Mirakelbuchs, das sich in Privatbesitz befindet, ist sicher verdienstvoll. Jede wallfahrtskundliche Untersuchung beschäftigt sich auch mit Mirakelbüchern und nimmt Auswertungen vor, doch Editionen eines ganzen Buches erfahren (in Faksimileausgaben) fast nur größere Wallfahrten wie Altötting, Tuntenhausen, Rankweil, Maria Steinbach, die Wieswallfahrt bei Steingaden. Eine Ausnahme macht die Edition des Mirakelbuchs des Limburger Annaheiligtums aus dem Jahre 1511.¹

Der Text des Geisenfelder Mirakelbuchs wird nach den üblichen Regeln transkribiert, wobei die einzelnen Mirakel durchnummeriert werden (001–994, S. 33–150). Sie stammen aus den ersten vier Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Vorangestellt werden, ohne Angabe des Archivs, jene 43 Mirakel, die die Äbtissin, um sie ausprobieren zu lassen, im Jahre 1517 an den Regensburger Bischof geschickt hatte.

In der den heutigen Schreibgepflogenheiten angepassten Form werden 16 Mirakel mit ausgewählten Vorkommnissen herausgegriffen (25–28), um in besonderer Weise Einblicke in die Lebensverhältnisse und in die Volksfrömmigkeit jener Zeit zu gewähren. In der üblichen Form (Einzugsbereich, Anlässe, Opfergaben) werden die Mirakel statistisch ausgewertet. Unter den Opfergaben findet sich auch relativ häufig die Zinsbarmachung, durch die rechtlich ein Untertanenverhältnis begründet wird. Fünzigmal werden Schleier geopfert, achtundzwanzigmal werden Körperteile mit Wachssträngen (wie bei den Wachsstöcken) umwickelt. Höchst selten sind Votivgaben aus Brot (d. h. wohl aus Teig geformt und gebacken). Die beiden Nacktwallfahrten sind nicht sonderlich ungewöhnlich. Wallfahrten mit einer bestimmten Zahl von Jungfrauen (3, 7, 9, 12) sollten dem Anliegen Nachdruck verleihen.

Nicht erfasst sind die an einem Dienstag (Erchtag) erfolgten Verlöbnisse (362 und 567). Die Frau von Jörg Wirsing verlobte „ain gantz Jar all Erchtag ainen haller“ und eine andere Frau verlobte sich an einem Erchtag. Wochentage werden sonst nicht erwähnt, der Dienstag aber war der hl. Anna geweiht. Als sehr negativ muss gewertet werden, dass Autorin und Autor nicht auf den Annakult eingehen, der damals sehr mächtig aufgeblüht war und Marias Mutter zur beliebtesten Volksheligen werden ließ. Ein Blick in die allgemeinen Standardwerke hätte hier bereits geholfen, die Annawallfahrt in Geisenfeld richtig zu werten und der Griff zur Spezialliteratur hätte das bestärkt.² Typisch für die Kultgeschichte der Zeit ist wohl auch der Umstand, dass die an den Regensburger Bischof geschickten Mirakel mit vier Verlöbnissen an Maria beginnen und erst dann zu Anna übergehen. Kein Wort verliert die Arbeit zu dem etwas ungewöhnlichen Kultbild. Auf den ersten Blick könnte man meinen, Anna präsentiere das Jesuskind. Dieser Eindruck wird gewissermaßen durch einen Trick erzeugt: Die wie üblich mädchenhafte Maria sitzt im rechten Winkel zu Anna auf deren Knie und präsentiert das Kind etwas abgerückt und gedreht auf ihren Knien. Völlig irritierend ist der Satz: „Es hat zu keiner Zeit eine Wallfahrt zur Heiligen Anna im Kloster Geisenfeld gegeben.“ (14) Sind die in vier Jahrzehnten niedergeschriebenen über 1000 Mirakel nicht Beleg genug? Argumentiert wird zunächst e silentio mit der angeblichen Ablehnung des Regensburger Bischofs. Argumentationen auf dieser Basis sind sehr problematisch, der Brief könnte einfach nicht mehr erhalten sein. Die Begründung, der Bischof habe die Bestätigung wegen des schlechten disziplinären Zustandes im Geisenfelder Konvent abgelehnt (15), ist von heute aus gedacht und betrifft zwei unterschiedliche Ebenen. Bei über 1000 Votanten von einzelnen zu schreiben, ist gewagt

gerechnet. Die Argumentation der Autoren erinnert dann an eine Diskussion, die in den 1960er Jahren über die Frage geführt wurde, was als Wallfahrt zu gelten habe. Dabei wurde vor allem von fränkischen Volkskundlern nur das Processionaliter-Gehen als Wallfahrt gewertet.³ Dass im Mirakelbuch keine Gemeinschaftswallfahrt erwähnt wird, gilt nicht als ungewöhnlich. Sie sind am besten belegt, wenn sich ein Wallfahrtskalender oder ein Verkündbuch erhalten hat. Aus dem Umstand, dass sich in Geisenfeld keine derartigen Dokumente erhalten haben, darf man nicht folgern, dass es keine Gemeinschaftswallfahrten (und damit keine Wallfahrt) gegeben hat. Die zahlreichen Votationen im Mirakelbuch stehen dagegen.

Anmerkungen

- ¹ *Angelika Dörfler-Dierken*: Wunderheilungen durch das Limburger Annenheiltum; mit Edition einer Abschrift des Mirakelbuches von 1511. In: *Kurtrierisches Jahrbuch* 31 (1991), S. 83–107.
- ² *Angelika Dörfler-Dierken*: Die Verehrung der heiligen Anna in Spätmittelalter und früher Neuzeit (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 50). Göttingen 1992 (vgl. dazu die Rezension von Lenz Kriss–Rettenbeck im *BJV* 1994, S. 287–290); *Virginia Nixon*: *Mary's Mother. Saint Anne in Late Medieval Europe*. Pennsylvania 2004.
- ³ Vgl. die Dissertation von *Dieter Harmening*: Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit. In: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* 28 (1966), S. 25–240, hier S. 91–93 (zum Begriff „Wallfahrt“). – Ein Blick in die unter „Sekundärquellen“ aufgeführte Dissertation von *Alois Döring* aus dem Jahre 1979 über St. Salvator in Bettbrunn hätte genügt, um auch Einzelwallfahrer vollwertig in die Wallfahrt einzubeziehen.

Walter Pötzl, Neusäß

Klaus Haller (†) u. **Wilhelm Liebhart** (Hgg.): *Geistliche Spiele der Barockzeit aus Oberbayern*. Regensburg: Pustet, 2017. 532 S. m. Abb. (Editio Bavarica, Bd. 4).

Gemessen an dem Interesse, welches dem Jesuitendrama seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zuteilgeworden ist, haben die geistlichen Spiele anderer Ordensgemeinschaften – mit Ausnahme der benediktinischen Theaterkultur, der sich die Forschung seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in stärkerem Maße zuwandte – bislang eher geringe Aufmerksamkeit gefunden.¹ Eine Ursache dafür liegt sicherlich in der fehlenden Erschließung und Aufarbeitung der materiellen Grundlagen. In Bibliotheken und Archiven sind viele Quellen erhalten, die aber nur ansatzweise gesichtet, entziffert, veröffentlicht und so für eine breitere (Forschungs-)Öffentlichkeit verfügbar gemacht worden sind. Diesem Desiderat stellt sich die vorliegende, sorgfältig erarbeitete und kommentierte Edition, die in der verdienstvollen Reihe „Editio Bavarica“, herausgegeben von dem Augsburger Germanisten Klaus Wolf, erschienen ist.

Versammelt sind im vorliegenden Band sieben bislang unbekannte „Comoedien“ aus vier Klöstern, die Zeugnis geben von der lebhaften Theaterbegeisterung der Ordensfrauen und Ordensmänner aus dem Birgittenkloster Altomünster, der Zisterzienserabtei Fürstenfeld und den Augustiner-Chorherrenstiften in Indersdorf und Weyarn. Hinzu kommt ein (unvollständiges) Passionsspiel aus dem Markt Altomünster, überliefert im dortigen Klosterarchiv in einer Reinschrift aus dem Jahr 1753, möglicherweise als Widmungsexemplar für die Äbtissin Rosa Kögl (reg. 1715–1745, gest. 1754) oder den Prior Jacob Scheckh (reg. 1724–1755) gedacht (329). Geboten werden die Texte „in paläographisch-diplomatischer Abschrift“ (7), allerdings mit moderner Zeichensetzung sowie Groß- und Kleinschreibung; trotz dieser Zugeständnisse an heutige Lesebedürfnisse erfolgt die Edition also möglichst textnah und bewahrt damit die Authentizität des historischen Dokuments und macht das Material, als Zeugnis des Schriftbaierischen des 17. und 18. Jahrhunderts, auch für sprachliche Untersuchungen auswertbar.

Die Auswahl der Schauspiele lässt die vielfältigen Anlässe und Gelegenheiten zum Theaterspiel erkennen. Natürlich darf ein Passionsspiel, wie die vorgestellte „*Passio Domini nostri Jesu Christi*“ (354–429), nicht fehlen. Bekanntlich erlebte das geistliche Volksschauspiel im Zeichen barocker Frömmigkeit seine größte Blüte, insbesondere die dramatische Präsentation der Leidensgeschichte Jesu geriet im 17. und 18. Jahrhundert gleichsam zu einer „Pflichtaufgabe“ (Walter Hartinger) von Kleinstädten, Märkten und Dörfern. Allein in den heutigen Regierungsbezirken Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Schwaben lassen sich vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nahezu 200 Spielorte festmachen. Ihren besonderen Wert gewinnt die Edition der Altomünsterer „*Passio*“, die an diesem Beispiel erneut die vielfältige Physiognomie des Mediums ins Blickfeld rückt, durch die eindringliche Vergegenwärtigung der Genese und Rezeption solcher Texte: Das Spiel schöpft aus den Passionsdramen des Augsburger Meistersingers Sebastian Wild² und des Jesuiten Andreas Brunner sowie in einer Passage aus dem „*Gantz Passio*“ des Hans Sachs (329–330), vermengt also evangelische und katholische Vorbilder im Interesse der eigenen Wirkungsabsichten; in den Fußnoten zur Quellenedition machen die Herausgeber die Arbeitsweise des unbekanntenen Kompilators nachvollziehbar.

In besonderer Weise veranschaulichen die edierten Spielhandschriften die Gattungsvielfalt der frühneuzeitlichen Ordensdramatik. Geistliches Spiel fand zu den unterschiedlichsten Anlässen statt: Theatral(-musikalisch) umrahmt wurden Patronatsfeiern und Jahrestage der Klostergeschichte (so bot die 1000-Jahr-Feier des Klosters Altomünster den Anstoß für ein „Freud- und Ehren-Spiel“ mit dem Titel „*Der Heilige Abt Alto, ein neu wunderlicher Orpheus oder Härpffenist*“, 266–325), Stiftergedenken oder biographische Stationen und Jubiläen der Klostersvorsteher (so brachte man 1759 zum Namensfest des Indersdorfer Abtes Gelasius Morhart ein „*Singspill* [...]“. Die vor Inderstorff sorgende Vor-

sicht“ auf die Bühne, 451–466); mit szenischen Darbietungen würdigte man den Besuch hoher Gäste im Kloster, so 1739 in Fürstenfeld, als Abt Konstantin Haut das allegorische Huldigungsspiel „Glaube, Gerechtigkeit und Stärke“ zu Ehren des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern verfasste (438–441); mit großer Intensität widmete man sich schließlich dem Schultheater, das seine didaktische und pädagogische Wirksamkeit bei der Vermittlung christlicher Moral entfalten sollte (in Weyarn wirkten 1646 oder 1649 an der Aufführung des „Edmundus“ 37 Schüler sowie zwei Fratres mit).

In knappen, aber kenntnisreichen Einführungen zu den Spieltexten verorten die Herausgeber die Spiele im klösterlichen Umfeld, geben eine Zusammenfassung des Inhalts und stellen jedes „Drama“ – wobei die Texte nur selten mit den heute gängigen Begriffen zu fassen sind – in seinen jeweiligen intertextuellen und performativen Kontext. Zusammengefasst lautet das Fazit: Eine verdienstvolle Edition, die den Blick öffnet für einen – trotz einiger jüngerer Anstrengungen³ – immer noch unzureichend gehobenen Schatz und der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem frühneuzeitlichen Klostertheater neue Impulse verleihen wird.

Anmerkungen

¹ Wichtige Ausnahme: *Richard Schmied*: Bayerische Schuldramen des 18. Jahrhunderts. Schule und Theater der Augustiner-Chorherren in Oberbayern unter besonderer Berücksichtigung des Stiftes Weyarn. Diss. München 1964.

² Dazu demnächst: *Manfred Knedlik* (Hg.): Das Passions- und Osterspiel (1566) von Sebastian Wild (Editio Bavaria 7). Regensburg 2019.

³ *Manuela Oberst*: Exercitium, Propaganda und Repräsentation. Die Dramen-, Periochen- und Librettosammlung der Prämonstratenserabtei Marchtal (1657 bis 1778) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 179). Stuttgart 2010; *Ulrich Scheinhammer-Schmid* (Hg.): „Hertzhafft und keckh“. Ulmer Schul- und Klosterdramen aus dem 17. und 18. Jahrhundert (Bibliotheca Suevica 31). Konstanz/Eggingen 2011.

Manfred Knedlik, Augsburg

Anna-Maria Rössler: Die „Kirchenstuhl“. Barocke und klassizistische Laiengestühle im katholischen Sakralbau Süddeutschlands. Petersberg: Michael Imhof, 2019. 423 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 167).

Kirchenstühle stellen das am wenigsten beachtete katholische Kirchenmobiliar dar. Während es etwas Forschung zu protestantischen gibt, sind katholische kaum Gegenstand des Interesses. Am ehesten noch beschäftigt sich die Kunstgeschichte mit ihnen, während sich um die protestantischen Kirchenstühle vor allem die sozialgeschichtliche Forschung kümmert. Die Invention der Laiengestühle provoziert nämlich die Frage der Ordnung, weshalb sich in ihrer Verteilung auf die Kirchen-

gemeinde soziale Ordnungsvorstellungen widerspiegeln. Eine kunstgeschichtliche Dissertation versucht nun, diesen Forschungsrückstand durch die Integration sozial-, liturgie- und kunstgeschichtlicher Methoden auszugleichen. Dabei wertet die Autorin *Anna-Maria Rössler* ein Sample von 100 barocken und klassizistischen Kirchenstühlen in katholischen Kirchen aus dem Zeitraum von 1670 bis 1830 samt den greifbaren archivalischen Quellen vor allem aus dem heutigen Bayern, daneben auch aus dem benachbarten Oberschwaben, aus, da sie in diesem Gebiet einen kunsträumlichen Zusammenhang erblickt.

Eines der wichtigsten (liturgiegeschichtlichen) Ergebnisse der Arbeit besteht darin, dass die Autorin plausibel macht, dass es sich bei den Kirchenstühlen in katholischen Kirchenräumen nicht, wie bisher von der Forschung angenommen, um die Übernahme eines genuin protestantischen Möbels handelt, das sich aufgrund der Länge der Predigten zuerst in protestantischen Kirchen entwickelt habe. Vielmehr haben sich das protestantische und das katholische Kirchengestühl parallel aus spätmittelalterlichen Wurzeln entwickelt und konfessionsunterscheidende Gestalt angenommen. So besitzen sowohl der Grund- als auch der Aufriss konfessionell spezifische Gestalt. Das katholische Gestühl muss im Grundriss den in der Gegenreformation üblichen Prozessionen Raum bieten, was in protestantischen Kirchen unnötig ist. Außerdem führen die katholischen Kniebänke zu einer asymmetrischen Gestaltung der Bankdocken, während die protestantischen Dockensymmetrisch sind.

In sozialgeschichtlicher Hinsicht beschäftigt sich die Autorin nur mit der Ausdifferenzierung und Platzierung von Kirchenstühlen öffentlicher Funktionsträger. Die bedeutende Frage, wie die Gemeinde im Kirchenraum mit der Errichtung von Kirchenstühlen durch die weltliche oder kirchliche Herrschaft geordnet wird oder sich selbst ordnet, stellt sie sich nicht.

Den Hauptteil der Arbeit bildet die kunstgeschichtliche Analyse. Breiten Raum nimmt dabei die Suche nach den Vorlagen für die Schreiner in Stichwerken in Anspruch. Daneben wird die Ikonographie der Docken in ausgewählten Beispielen vorgestellt. Dabei macht die Autorin plausibel, wie sehr die Gestühle integraler Bestandteil des Gesamtkunstwerks Kirche sind, indem nicht nur ihre ikonographische Gestaltung, sondern auch die Materialauswahl und -behandlung auf die übrige Kirchenausstattung abgestimmt ist.

In einem detaillierten Katalog werden die 100 Kirchenstühle in chronologischer Reihenfolge vorgestellt. Jeder Eintrag umfasst Angaben zu Datierung, Anordnung, Anzahl, nachbauzeitlichen Veränderungen, Material, Maßen, Gestaltung, archivalischen Quellen und Literatur. Die Abbildungen der Docken wurden von der Autorin selbst gemacht. Sie sind von sehr guter Qualität, wenn auch nicht auf architekturfotografischem Niveau. Ein bebildeter Katalog der ausgewerteten bauzeitlichen Kirchengrundrisse zeigt die Anordnung der Kirchenstühle und ein ebenfalls bebildeter Katalog der ausgewerteten Entwurfszeichnungen die für Docken und Brüstungen. Ein Katalog der deutschen Ornament-

stichvorlagen, welcher nach Auskunft der Autorin den größten Teil der deutschsprachigen Schreinvorlagen umfasst, schließt diesen Teil. Ein Quellenanhang umfasst Kirchenstuhlordnungen, Kirchenstuhlstreitigkeiten und Kostenvoranschläge. In einem Glossar werden die verschiedenen Bestandteile der Kirchenstühle erläutert. Ein Personen- und Ortsregister erleichtert die Erschließung der Studie ungemein.

Wenn das Werk auch Defizite in sozialgeschichtlicher Hinsicht aufweist und der wesentliche Wert in der kunstgeschichtlichen Analyse liegt, ist damit eine Pionierstudie zu katholischen Kirchenstühlen entstanden, die dazu angetan ist, dieses Möbel aus dem protestantischen Schatten heraustreten zu lassen.

Johann Kirchinger, Regensburg

Wolfgang E. J. Weber: Luthers bleiche Erben. Kulturgeschichte der evangelischen Geistlichkeit des 17. Jahrhunderts. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2017. VII, 234 S. m. 16 Abb.

Im Jahr des Reformationsjubiläums 2017 richtete sich der Blick der kirchengeschichtlich interessierten Öffentlichkeit fast ausschließlich auf die Person und die Zeit Martin Luthers, und dieses Interesse wurde mit einer Fülle von Publikationen bedient. Die Frage, wie es mit dem Protestantismus weiterging, wurde dabei eher selten gestellt und nur in summarischen Vergleichen zwischen damals und heute beantwortet. Umso dankenswerter ist es daher, dass der renommierte Augsburger Kulturhistoriker *Wolfgang E. J. Weber* sich in einer gründlichen Quellenanalyse der unmittelbar auf die Reformation folgenden Epoche widmet, die man stichwortartig als Konfessionalisierung, dann als Orthodoxie bezeichnet und mit den gegenläufigen Tendenzen von Pietismus und Frühaufklärung auslaufen lässt. Im Fokus des Werkes steht die lutherische Geistlichkeit, die sich als Prädikantenstand in Abgrenzung zum herkömmlichen Priestertum noch im Laufe des 16. Jahrhunderts bildet und die weitere Entwicklung des Luthertums in geistlicher und administrativer Beziehung bestimmt, selbst wesentlich geprägt durch die theologischen Fakultäten, an denen sie ausgebildet wird. Weber verkennt auch nicht den familiären Faktor, das heißt die Rolle des evangelischen Pfarrhauses (2) mit seinen Generationenketten von Geistlichen. Seine Darstellung des Pastorentums im 17. Jahrhundert stützt sich jedoch ausschließlich auf zeitgenössische Fachpublikationen programmatischen Charakters, in denen sich diese soziologischen Faktoren allenfalls spiegeln. Den etwas überraschenden Titel seines Buches ließ sich der Autor offensichtlich bei der Begegnung mit den in Öl gemalten Pastoren in alten kirchlichen Gebäuden einfallen: „Regelmäßig blickt ein blasses oder bleiches Männergesicht [...] mehr oder weniger streng, oft geradezu inquisitorisch, düster-melancholisch auf den Besucher herab.“ (6)

Ermöglicht wurde Webers Monographie durch ein Forschungsstipendium der Herzog August Bibliothek

Wolfenbüttel, das er nutzte, um eine staunenswerte Fülle von gedruckten Quellen zu erschließen, überwiegend für den Pastorenstand verfasste Schriften von Fachkollegen oder Professoren, gelegentlich auch kritische Darstellungen von Seiten der konfessionellen Gegner. Der Zeitrahmen der erfassten Quellen geht dabei deutlich über das 17. Jahrhundert hinaus und reicht von Luthers Tod 1546 bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Insgesamt handelt es sich um akademische Publikationen als Lehr- und Beratungsschriften für den Pfarrerstand, auch konfessionelle Polemik, daneben volkserzieherische Schriften, (Leichen-)Predigten und Gebete, kurz „berufsnah, praxisbezogene Pastorenpublizistik“ (106). Sie werden – nach Themenkreisen zusammengefasst – in chronologischer Ordnung referiert, verglichen und eingeordnet. Die zahlreichen Anmerkungen ergänzen die barocken Titel, vervollständigen Zitate und führen weiter zur aktuellen Sekundärliteratur.

Fruchtbar und instruktiv wird die Quellensammlung durch die Anordnung in thematische Kapitel, die auch der historischen Entwicklung des Luthertums folgen, aber besonders die daraus resultierende Berufsproblematik des Pastorenstandes beleuchtet. Unter dem Stichwort „Aufbruch und Ernüchterung“ wird die Konsolidierung des Pfarrerberufs noch im 16. Jahrhundert beschrieben, jedenfalls die Theorie dazu. Diese findet sich in Pastorensiegeln, wie dem „Hirtenbuch“ des Erasmus Sarcerius, dem „Pastor“ des Niels Hemmingsen und dem „Pastorale Lutheri“ des Conrad Porta, die zwischen 1559 und 1582 erstmals erschienen und teilweise bis ins 19. Jahrhundert immer wieder nachgedruckt wurden. Doch auch die kritischen Stimmen aus katholischen, calvinistischen und täuferischen Kreisen lässt Weber zu Wort kommen. Der latente Gegensatz zwischen dem Priestertum aller Gläubigen und der besonderen Berufung und Legitimierung eines Dieners am Wort und Verwalters der Sakramente bildet den Hintergrund.

Im folgenden Kapitel geht es um den Weg in den Pfarrerberuf in der nunmehr dritten Generation nach Luther. Die „legitima vocatio“, also die Berufung des Pastors, im Rahmen einer Dreiständelehre von Nährstand, (weltlichem) Wehrstand und (geistlichem) Lehrstand zu wirken, steht im Mittelpunkt des Denkens von Johann Gerhard (1582–1637), eines Jenenser Professors und führenden Theologen der lutherischen Orthodoxie. Diese Berufung kann nach seinem Verständnis unmittelbar durch Gott oder mittelbar durch die kirchliche (und weltliche) Obrigkeit ergehen. Der heftigste Widerstand gegen dieses legitimistische Denken kommt im Lauf des 17. Jahrhunderts aus dem Pietismus, doch auch der Missbrauch in der Praxis mit der Beschreitung „korruptive[r] Wege“ (40) ins Amt löst eine Fülle kritischer Publikationen aus.

Im dritten Teil gibt Weber einen Überblick über die Vielfalt der Pastorentätigkeit aus der Perspektive des 17. Jahrhunderts, wobei er dem schriftstellerisch außerordentlich fruchtbaren Rothenburger Pastor und Superintendenten Johann Ludwig Hartmann (1640–1680) als „Leitautor“ (56) folgt. Doch auch das pietistisch beeinflusste monumentale Handbuch „Museum Ministri

Ecclesiae“ des Greifswalder Professors Johann Friedrich Mayer (1650–1712) kommt zu seinem Recht. (60) Die folgenden Kapitel widmen sich Spezialproblemen, die jedoch die lutherischen Pastoren des 17. Jahrhunderts intensiv beschäftigten. Es beginnt mit dem „Kampf gegen Unzucht, Tanz und Eigennutz“, von Weber schon in der Überschrift als „Vergebliche Mühen“ klassifiziert (74). Zwar gilt den Lutheranern weiterhin der Zölibat beim konfessionellen Gegner als eine Hauptquelle der Unzucht, doch muss auch die gottgefällige Ehe des evangelischen Pfarrers durch strikte Reglementierungen gezähmt werden, wie unter anderem Johann Samuel Adami in seinem Traktat über die „Gott Wohlgefällige Priester-Frau“ (1699) lehrt. Eine Fülle von Schriften, beginnend mit Andreas Hoppenrods Abhandlung „Wider den Huren Teuffel“ (1565), schärft den Geistlichen darüber hinaus ein, gegen den als alarmierend dargestellten Sittenverfall in ihren Gemeinden zu kämpfen. Eine Zuspitzung erfährt der Kampf gegen die fleischliche Lust mit dem sakralisierten Eheverständnis des Pietismus. Als eine Quelle der Unzucht wird in den Traktaten besonders der Tanz geißelt, jedoch zählen lutherische Autoren – im Gegensatz zum Calvinismus – den Tanz letztlich doch zu den „Adiaphora“, unterscheiden also zwischen gottgefälligen und schändlichen Formen des Tanzes, ernten dafür aber wiederum Widerspruch von pietistischen Autoren. Weitere Laster, gegen die sich die Pastoren wenden sollen, sind Geiz und Wucher und das Streben nach Aufstieg mit unlauteren Mitteln. Dieses Anliegen führt zu komplexen Fragen, die um das Statusdenken und das wirtschaftliche Eigeninteresse der verschiedenen Stände kreisen und ganz unterschiedliche Antworten finden. Mit dem Kapitel „Das Verstummen der Wachhunde“ berührt Weber das für das Luthertum zentrale Verhältnis zur Obrigkeit. Erstreckt sich das „Wächteramt“ und „Strafamt“ der Pastoren, also ihre Pflicht, Verfehlungen zu brandmarken, auch auf das Verhältnis zu den Herrschenden? Die Beratungsschriften des 16. und 17. Jahrhunderts beharren weitgehend auf dieser Pflicht, raten zwar zur Mäßigung, räumen aber auch ein Widerstandsrecht gegen ungerechtfertigte Absetzung ein. Im 18. Jahrhundert jedoch wendet sich unter anderem Christian Thomasius entschieden gegen das Strafamt der Geistlichkeit, gefolgt von Theologen und Juristen, die den Pastoren jede Einmischung in Staatsangelegenheiten untersagen. Schließlich entwickelt sich ein Wettstreit von Lutheranern und Calvinisten um die Frage, wer die treueren Untertanen erzieht. Schon die Beratungsschriften des 16. Jahrhunderts verordnen den Pastoren eine systematische Selbstdisziplinierung in ihrem Berufs- und Privatleben. Zu den „psychischen Kosten“ dieses Zwanges zählt Weber die Gefahr der Depression, früher meist als Melancholie bezeichnet (126). Ratschläge zur Prävention und Therapie dieser „Pastorenkrankheit“ durchziehen die Handbücher und sind das Thema einschlägiger Publikationen. Sie können oft auch als Selbstzeugnisse gelesen werden. Einige Lehrbücher wollen daneben auch zur Therapie angefochtener Gemeindeglieder im Sinne einer „theologia paracletica“ befähigen (135). Das Kapitel schließt

mit Schriften zum Umgang mit deviantem Verhalten von Geistlichen.

In einem weiteren Abschnitt werden die Quellen zur materiellen Absicherung der Geistlichkeit befragt. Sie unterstreichen das Anrecht der Pfarrer auf eine standesgemäße Besoldung anhand biblischer Zeugnisse und historischer Belege und warnen die Obrigkeit vor einer Vernachlässigung dieser Pflicht. Im Zeichen der Aufklärung, als die deutschen Fürsten den Pastorenstand fest in das politische System integrierten, wird die Besoldung ein Anliegen der Staatsräson, wie es besonders Christian Thomasius in seiner Dissertation von 1707 mit Nachdruck vertritt (159 ff.).

Das abschließende Kapitel „(Selbst-)Kritik und Krise“ zieht Literatur über die Missbräuche im Predigtamt heran. Hier ist von Pharisäern und Heuchlern, Eigennutz und Hoffart die Rede. Fundamentalkritik steht neben wohlmeinenden Besserungsversuchen. Eine kurze Bilanz fasst den Inhalt der einzelnen Kapitel zusammen.

Mit der vorliegenden Monographie hat Weber der Forschung einen hochzuschätzenden Dienst erwiesen. Durch die Vielzahl der erschlossenen Quellen, die nicht so leicht zugänglich sind und zu einem großen Teil nur in lateinischer Sprache vorliegen, bietet sie eine breite Grundlage, auf der die kirchengeschichtliche und praktisch-theologische Forschung weiter aufbauen kann.

Eine Kulturgeschichte der evangelischen Geistlichkeit, wie es der Untertitel verspricht, darf man freilich nur nach Maßgabe des Quellenmaterials erwarten, also der akademischen Publikationen, die Weber untersucht. Weitere kulturgeschichtlich-soziologische Zeugnisse, vor allem ungedruckte Materialien, wie Briefe, Tagebücher, Inventare von Pfarrhäusern, Kirchen- und Prozessakten, könnten den Blick weiten und die Realität hinter den normativen Vorstellungen und der gängigen Kritik sichtbar machen. Dies ist jedoch eine Herkulesaufgabe, die nur regional begrenzt zu bewältigen wäre. Das Studium individueller Biographien könnte darüber hinaus zeigen, was Geistliche im Rahmen ihres Berufes oder als Nebenbeschäftigung an Beiträgen zur Kultur ihrer Zeit geleistet haben, etwa in der Musik, der Dichtung und der Wissenschaft. Als Beispiel sei hier nur der Pfarrer und bis heute populäre Liederdichter Paul Gerhard (1607–1676) genannt. Solche Forschungen würden das Bild der nur himmelwärts orientierten „bleichen“ Geistlichkeit sicher korrigieren und näher an Luther rücken, der die Erde bekanntlich auch nicht nur als „Jammertal“ gesehen hat.

Mit diesen Anmerkungen soll das Verdienst Webers aber keinesfalls geschmälert werden, das nicht nur in der Quellenschließung, sondern auch in den souverän ausgezogenen Linien der historischen Entwicklung liegt. Das sorgfältig redigierte und oft auch dank der ausgewählten Zitate unterhaltend zu lesende Buch ist mit 16 Abbildungen von Titelblättern der benutzten Werke illustriert.

Andrea K. Thurnwald, Bad Windsheim

Christine Schönebeck: Frei sein – mündig werden. Die Konfirmation als pädagogisches Instrument zur Popularisierung der Aufklärung (1770–1840). Münster/New York: Waxmann, 2018. 311 S. m. 15 Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 128).

Christine Schönebeck hat 2002 bei Hinrich Siuts in Münster promoviert über „Denkspruch und Konfirmationsschein. Zur Etablierung und Akzeptanz von Elementen der Konfirmation der Aufklärung unter besonderer Berücksichtigung Westfalens“. Diese neue Provinz wurde bekanntlich erst mit dem Wiener Kongress preußisch und begann damit der Berliner Religionspolitik zu unterstehen. 2005 ist der Materialteil zu den Konfirmationsscheinen von Schönebecks Dissertation im Bielefelder Luther-Verlag erschienen. Der dazugehörige historische Theorieteil dagegen sollte noch weiter ausgebaut werden, weil sich inzwischen grandiose Literatur- und Archivschätze hatten auffinden lassen. Deren Auswertung liegt nun mit dem Band „Frei sein – mündig werden“ vor.

Bereits damals habe ich in einer Rezension der Dissertation in der Zeitschrift für Volkskunde 105 (2009), S. 309 f., konstatiert: „Für ‚die‘ Volkskunde und ihre derzeitigen Derivate, aber auch Sozial- und Kulturhistoriker der schnellen Urteile und wissenden Durchblicke liegt [...] eine Art Tiefenbohrung vor, punktuell richtig angesetzt und darum fündig in jeder Schicht.“ Hier sei ebenfalls nochmals wiederholt, was ich damals an grundsätzlichen Überlegungen zu gängigen Meinungen im untergehenden Fach formuliert habe:

„Realien‘ seien als Objekte völlig uninteressant für Kulturforscher und nur als Objektivationen ihres Gebrauchs relevant durch den dann jeweils eruibaren Indizcharakter für gesellschaftliche Bedeutungen, Zusammenhänge, Wandlungen, funktionalen Sitz im Leben etc. Schon gut und sogar richtig, nur darf das kein Alibi bleiben für die Vernachlässigung, ja Ignorierung der notwendigen Quellenbasis. Ohne angestrenzte, methodensichere und natürlich theoriegeleitete Sachgüterforschung lassen sich überhaupt keine vernünftigen Aussagen über Alltags- ‚Dinge‘ machen, z. B. über Konfirmationsscheine. Da helfen keine schicken Begriffsschilder und klingende Namen bekannter Franzosen [und deren Rezeption bei unseren Tagungspredigern] weiter, da hilft nur bienenfleißiges (eben wissenschaftlich organisiertes) Arbeiten.“

Und das lässt sich nun wieder beobachten. Der kirchenrechtliche Beginn der Konfirmationsatteste in Preußen lag im Jahr 1828, von dem an der Staat eine pflichtmäßige Urkunde für den Eintritt ins Erwachsenenalter verlangte und damit den Zugang zu den bürgerlichen Rechten verbürgte. Christine Schönebeck ist diesmal der an versteckter Stelle schon 1911 einmal geäußerten Überzeugung nachgegangen, dass „der Rationalismus“ den so lebenswirksamen Konfirmationsspruch eingeführt habe. Unsere Autorin weiß es inzwischen ganz genau. Es waren die Aufklärungspädagogen und deren behördliche Nachfahren in den Kirchenministerien. Dazu bedurfte es jedoch der Auffindung entsprechender archivalischer Verwaltungsquellen und der

Entdeckung der Literaturgattung „Erbauungsbuch für Neukonfirmierte“.

In Bayern kennen wir für die katholische Bevölkerungsmehrheit im 19. Jahrhundert die kirchliche Schulaufsichtsbehörde, verankert im Innenministerium. Religion als Sozialdisziplinierung funktionierte über täglichen Religionsunterricht in der Volksschule mit vornehmlichem Einpauken des Katechismus und kirchlicherseits geförderter Ausgrenzung der Andersgläubigen durch die konfessionelle Grundschule bis hoch ins 20. Jahrhundert hinein. In Preußen (und damit der Preußischen Union evangelischer Christen als Staatsreligion) gab es also einen Crashkurs der Persönlichkeitsbildung im bisweilen mehrjährigen Konfirmationsunterricht mit einem Schlusszertifikat zum Staatsbürger der edleren Rasse. Ich darf das so flapsig formulieren, wenn man sich die norddeutsche „Katholiken-Freserei“ vor Augen führt, wie sie soeben im Zusammenhang des deutschen Italienbildes untersucht worden ist (vgl. meine Rezension zu Klaus Bergdolt: *Kriminell, korrupt, katholisch? Italiener im deutschen Vorurteil*. Stuttgart 2018 im vorliegenden BJV, S. 337.)

Für Bayern kennen wir bei den fränkischen Protestanten die lutherisch geprägte Konfirmation als üblichen rite de passage zum Schulabschluss und Eintritt ins Erwachsenenleben und die dazugehörige bisweilen profane Familienfeier, wie sie der Nürnberger Lehrer und Schriftsteller Fitzgerald Kusz in seinem Blockbuster-Volksstück „Schweig, Bub!“ von 1976 satirisch eingefangen hat. Die von reformierter Obrigkeit diktierte preußische Konfirmation hingegen besaß im 19. Jahrhundert einen zugleich politischeren Stellenwert. Die Erziehungsschlagworte lauteten „frei sein“ und „mündig werden“ in Eigenverantwortung, so auch der Titel der Untersuchung.

Die Autorin hat dazu vornehmlich eine neue religiöse Textgattung der praktischen Lebenshilfe und Verhaltensempfehlungen entdeckt, in ihrer Fülle aufgesucht und ausgewertet. „Bildung als Grundthema jener Zeit sollte den Menschen zu Vernunftgebrauch, Selbsttätigkeit, Berufstüchtigkeit und Selbstvervollkommnung führen.“ (275) Neben der allgemeinen Schulpflicht galt das „inhaltliche Leitbild vom konfirmierten und zu Entschlüssen und Vorsätzen und zur Verantwortung befähigten Individuum“ mit einer „selbst gewählten Religion“ (275). Dazu dienten Lehrbücher, Abhandlungen, Gottesdienstordnungen und Musterkonfirmationen in Form von Predigten, „Verteilschriften“ und Erziehungsratgebern.

Diese pädagogische Literatur der Zeit kennt keinen Unterschied zwischen „weltlichen“ und „geistlichen“ Erziehungszielen. „Ein Gottesdienst muss einen Nutzen für die Teilnehmer haben.“ (276) Die sprachlichen Bilder der Aufklärer von Emotionalität, vom Herzen, vom Gefühl oder der Seele des Menschen lauten: Eindruck, Teilnahme, Aufmerksamkeit, Geneigtheit, Betroffenheit, Rührung. Die Autorin hat gut einhundert solcher Gottesdienstprogramme realer Konfirmationen berücksichtigt. Der „gute Geschmack“ und „die Vernunft“ regierten je nach Aufklärungsstand der jeweiligen Gemeinde die performativen Elemente wie Handauflegen,

Hinknien, das Segnen unter tradierten Formeln. Morale Beispielschichten verbreiteten schon im späten 18. Jahrhundert sogenannte „Salvebücher“ mit Titeln wie „Väterlicher Rat“ als Neujahrsgeschenke. Dadurch wird die Pflichtethik Kants vom kategorischen Imperativ volksläufig gemacht. Erziehung und Bildung zielen auf einen Zustand der Mündigkeit für den Prozess einer allmählichen Selbstaufklärung von „kindischem“ Zustand zu selbstbeherrschtem Handeln allgemeiner Affektkontrolle in der öffentlichen Verpflichtung zu Brüderlichkeit und Nützlichkeit.

Der Konfirmationsspruch ist das Abschiedswort als Leitvers für den künftigen Lebensweg. Der „Aufführungscharakter“ des Rituals der Konfirmationsfeiern wurde eindringlich reflektiert. „Die Handlungen, Orte, Requisiten, die Akteure und Adressaten, die Motive und Szenen, die Gesten und Textelemente, die Kleidung und der Blumenschmuck, Glockenklang und Orgelspiel, das Aufstehen und das Schweigen, all das wird bis ins Detail auf Angemessenheit (kein Schau- und Prunkspiel) und Wirksamkeit hin geprüft und vernünftig, auf das Thema der Feier bezogen, eingesetzt.“ (281) Das Ergebnis soll die innere Erkenntnis sein: Jetzt bist Du erwachsen!

Und zwar auch im bürgerlichen Sinne mit Hilfe der pfarrlichen Urkunde. Jetzt (natürlich später) konnte er einen Eid leisten, Verträge schließen, einen Hausstand gründen, ein Gewerbe anmelden, das heißt die modernen bürgerlichen Freiheitsrechte allmählich in Anspruch nehmen.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Günter Frank u. Maria Lucia Weigel (Hgg.): *Reformation und Bildnis. Bildpropaganda im Zeitalter der Glaubensstreitigkeiten*. Regensburg: Schnell & Steiner/Bretten: Europäische Melanchthon-Akademie, 2018. XVI, 240 S. m. zahlr. Abb., z. T. farbig. (Kunst und Konfession in der Frühen Neuzeit, Bd. 3).

Die Publikation geht auf das Symposium „Reformation und Bildnis“ aus dem Jahre 2015 der Europäischen Melanchthon-Akademie in Bretten zurück. Die Herausgeber sind wie auch die der Reihe Kunsthistoriker, so dass es nicht verwundert, vornehmlich Themen und Bilder der hohen Kunst, voran des Porträts, geboten zu bekommen. Es sollten Vorstudien zur Ausstellung „Reformatoren im Bildnis“ im Reformationsjahr 2017 werden. Obwohl im Untertitel die Begriffe „Bildpropaganda“ und „Glaubensstreitigkeiten“ benannt werden, sucht man vergebens nach dem berüchtigten „Bilderkampf“ der Reformation in Karikaturen und Schmäherfindungen und staunt am Ende über die vorteilhaften Porträts des Bilderfeindes Calvin, dessen Aussehen man sonst nur als Schreckgespenst kannte und kennt. Soviel zur falschen Erwartungshaltung durch einen irreführenden Buchtitel. „Bildnis“ war nun einmal theologisch umstritten und der Begriff lässt sich nicht ungestraft auf „Porträtkunst“ im Sinne heutiger Wissenschafts-Dispute übertragen.

Gott sei Dank gibt es hier dazu den erhellenden Beitrag des Mainzer Mediävisten *Matthias Müller*: „Bildnis und Bekenntnis. Zum Problem des ‚protestantischen‘ Herrscherporträts und seiner ‚Erfindung‘ in der Cranach-Werkstatt“ (63–79). Der Verfasser geht von der reichen Fachliteratur zum Herrscherporträt aus und unterscheidet „mimetische Präsenz“ und die „abstrahierende Distinktion“, und zwar aus heutiger Seherfahrung und der Selbstdarstellung international bekannter Politiker. Natürlich knüpft er dabei an gegenwärtige Porträtforschung an, die den Beginn der Gattung in der italienischen Renaissance sieht. Es geht um die Herstellung einer „visuellen Marke“. Müller findet sie für Martin Luther bei den Cranachs.

Auf diesen gewichtigen Beitrag laufen die vorangehenden vier Referate über „doctor Luthers contrafactur“ zu. Danach folgen sozusagen Varia über spätere Autoren, sprechende Porträts, Pfarrerporträts, Epitaphien und anderes. Zwei Beiträge wagen vorsichtige Blicke auf Historienmalerei und auf moderne, bisweilen kuriose „Lutherspuren in Rom“. Dass dabei sein Name auch als Ketzer auftaucht, zum Beispiel auf den Büchern in einer Allegorie von Häretikern am Grabmal des Ignatius, erinnert an die hier nicht vermerkte systematische Darstellung der Irrgläubigen in den Kirchenfresken der Gegenreformation und des Barock, auch noch in der Malerei des frühen 19. Jahrhunderts bei der Schilderung von Höllenstürzen, der leidenden und triumphierenden Ecclesia in Süddeutschland, aber auch an die demonstrativen Ausweisungen Zwinglis und Calvins aus lutherischen Kirchen in Gemälden der Confessio Augustana. Positiv erscheint Luther natürlich in historischen Monumentalgemälden wie bei Kaulbach 1864 im einstigen Treppenhaus des zerstörten Neuen Museums auf der Insel in Berlin (historische Farbaufnahme auf Seite 205).

Leider fehlt hier dann insgesamt die Kenntnis oder Bekanntmachung der langen Tradition lutherischer Bekenntnisbilder und deren graphischer Popularisationen in festen ikonographischen Zusammenhängen: einerseits als „Fels der Kirche“ zusammen mit Gustav Adolf von Schweden und andererseits als Verfechter der Abendmahls-Realpräsenz am Altar des Gekreuzigten. Das scheint den Erforschern von Reformationsfrühgeschichte und hoher Kunst offensichtlich Folklore zu sein, wiewohl doch erst die Porzellantassen mit Abbildungen des ersten Lutherdenkmals in Wittenberg dieses bekannt gemacht haben. Zu den Emporenmalereien fränkischer Dorfkirchen, davon meist gesondert, gehören die Kirchenporträts von Luther und Melanchthon. Die *praxis pietatis* brauchte immer schon konkrete Anregungen, und zu dem erst heute für die Geschichte des evangelischen Christentums insgesamt meist überschätzten „Hörreich“ gehörte im Luthertum schon immer auch das „Sehreich“, wie es der Nürnberger Emblem-Theologe Saubertus im 17. Jahrhundert formuliert hat.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Michael Schilling: Frömmigkeit und Schrankpapier. Die frühneuzeitlichen Flugblätter der Lübecker Jakobikirche. Bestandskatalog mit Kommentar und Abbildungen. Regensburg: Schnell & Steiner, 2018. 160 S. m. 97 Abb., meist farbig.

Die Imagerie-Forschung wusste schon immer, dass es in Lübeck um und nach 1600 Briefmaler gab, die aus Augsburg stammten und dadurch ikonographische Themen katholischer Provenienz der sogenannten Holzschnitt-Bauernbriefe oder genauer Einblattdrucke in den Norden Deutschlands tradierten. Ich selbst habe schon 1968 für die italienische Originalausgabe meiner „Populären Druckgraphik Europas. Bd. Deutschland“ zwei Marienblätter von 1630 farbig publiziert, die aus den Beständen des Lübecker Annenmuseums stammten. 2016 entdeckte man bei Restaurierungsarbeiten in der Lübecker Jakobikirche, dass 32 der Schränkchen in den Rückenlehnen des Kastengestühls mit Andachts- und Erbauungsblättern aus dem frühen 17. Jahrhundert ausgekleidet sind. Ist dieser Fund an und für sich schon sensationell, so erwächst seine Bedeutsamkeit für die Volkskunde auch aus der Tatsache des hier erhaltenen lebensweltlichen Gebrauchszusammenhangs, dienten diese mit über 60 religiösen Blättern verzierten Schränkchen doch der Aufbewahrung von Gebet- und Gesangbüchern.

In vorliegender Publikation geben fotografische Aufnahmen dieser Situation einen guten Einblick, und der Autor *Michael Schilling* erörtert in seiner Einleitung die mediengeschichtlichen Zusammenhänge. Für die Herkunft der Bildvorwürfe ist es ihm gelungen, eine Reihe typischer Kupferstichvorlagen zu finden. Seine Verwunderung über die bisweilen naive Umsetzung erinnert ihn an „Volkskunst“. Dazu sollte man in Anschlag bringen, dass die hier tätigen Briefmaler aus Augsburg dort wirklich fürs Volk und zwar das katholische des bäuerlichen Umlandes geliefert haben. Die protestantischen Eliten kauften sich uncolorierte Kupferstiche, eben ganz anders als in Lübeck, einer rein evangelischen Stadt. In Augsburg gab es seit 1648 eine „unsichtbare Grenze“ zwischen den beiden Konfessionen der paritätisch regierten kaiserlichen Reichsstadt. Ich glaube daher, dass aus der nun vorliegenden wissenschaftlichen Dokumentation für die Historiker der sogenannten Konfessionalisierung eine Menge zu lernen wäre. Und von daher lassen sich dann Überlegungen an heutige Forschungsförderung anschließen. Hätte der Magdeburger Kollege Schilling einen Antrag bei der DFG gestellt, wäre dieser geradezu unbesehen abgelehnt worden, weil für positivistisch gehalten. Kataloge durften früher schon meist nur Akademien oder Museen erstellen. Derartige Grundlagenforschung, wie das bei den Mint-Fächern heißt, ist heute für Geisteswissenschaftler verpönt. Darum großer Dank an die hier Verantwortlichen. Ein wunderbares Buch, das in jede volkskundliche Bibliothek in Bayern gehört.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Simone Bretz, Carola Hagnau, Oliver Hahn u. Hans-Jörg Ranz (Hgg.): Deutsche und niederländische Hinterglasmalerei vom Mittelalter bis zur Renaissance. Berlin/München: Deutscher Kunstverlag, o.J. [2016]. 340 S. m. zahlr. Abb., meist farbig, Tab.

Der Deutsche Kunstverlag hat sich an ein Thema gewagt, das in der akademischen Kunstgeschichte keine Rolle spielt und im Kunsthandel nur eine untergeordnete. Aber hinter dem fulminanten und wunderbar dokumentierenden Buch steckt ein erfolgreiches DFG-Projekt und hinter der exzellenten Publikation die Ernst von Siemens Kunststiftung. Da lässt sich auch heutigentags noch etwas Vernünftiges machen.

Wer aber kommt an Projektgelder für Gegenstände, die bislang nur von Privatsammlern gewürdigt worden sind? Davon gab es für Hinterglasmalerei als Hochkunstprodukt nur einen einzigen in Mitteleuropa: Frieder Ryser, Bern, in der Schweiz mit eigenen Publikationen zwischen 1991 und 2006, und die teilweise Ausstellung seiner Schätze durch Brigitte Salmen im Schloßmuseum Murnau samt drei klärenden Katalogen von 1995, 1997, 2003. Dort ging es jedoch für die Hochkunsterzeugnisse meist um die bislang unterbelichteten barocken, sozusagen handwerklichen Malereien mit kleinen Ausblicken auf die seltener überlieferten Stücke seit dem Spätmittelalter. Die stehen hier nun im Mittelpunkt soweit sie überhaupt zu greifen sind oder soeben durch jenes Projekt zusammengetragen wurden.

Die vier Herausgeber sind Restauratoren, Kunsttechnologien und Materialkundler aus Garmisch-Partenkirchen, Brühl, Berlin/Hamburg und München. Ihr zwischen 2006 und 2008 laufendes fächerübergreifendes Forschungsprojekt hieß „Die Hinterglasmalerei in Flandern, Burgund und am Niederrhein von 1330 bis 1550. Ursprünge der ‚kalten Malerei‘ auf Glas unter Berücksichtigung der Einflüsse durch die Glas- und Tafelmalerei“. Sie haben ihre Erkenntnisse mehrfach gemeinsam in die Öffentlichkeit getragen. Umfang und Ziel ihres Buches beschreiben sie wie folgt: „Bei der hier vorliegenden Publikation handelt es sich nicht um einen klassischen Bestandskatalog einer ausgewählten Sammlung, sondern um die Präsentation von Hinterglasobjekten, die in 15 bedeutenden Museen und Privatsammlungen in den Niederlanden, Deutschland, Belgien, Schweiz und Italien untersucht wurden. Insgesamt ermöglicht diese Zusammenstellung von 35 Hinterglasgemälden, die zwischen 1300 und 1600 entstanden sind, einen einzigartigen Überblick über eine besondere Werkgruppe“, und zwar deshalb, weil diese ausgewählten Objekte auf alle technologisch-malerhandwerklichen und stilistischen Besonderheiten jener Bildträger analysiert werden. Dafür haben sich die Herausgeber der Kennerschaft einer Reihe von Fachleuten bedienen können, die entsprechende Texte verfassten.

Das Werk besteht aus zwei Teilen, in deren Mitte sich zum Ausklappen auf vier Seiten alle 35 Prachtstücke in vergleichbarer Größenverkleinerung wiedergegeben finden wie an einer Ausstellungswand in Petersburger Hängung. Das ist ein eindrucksvoller Gesamtüberblick, dem dann die Einzelnummern mit ausführlichem Bild- und Text-Katalog folgen. Jedes Stück wird durch

mehrere Detailaufnahmen dokumentiert, Vorlagengraphiken und Vergleichstafelmalereien sind ihm beigefügt sowie genaue technische Erläuterungen und restauratorische Beobachtungen. Die sich oft wiederholende Ikonographie wird exakt erläutert. Dazu bietet der erste Teil des schwergewichtigen Prachtbandes in Fachaufsätzen die den Einzelfall übersteigenden Zusammenhänge und Grundlagenfakten: *Dagmar Täube*: „Im Reigen der Künste“, *Matthias Weniger*: „Die Hinterglasmalerei im Kontext der anderen Künste“ (auch die Italiens), *Erwin Pocorny*: „Auf Glas gepaut. Graphische und stilistische Aspekte früher Hinterglasmalerei“, *Doris Oltrogge*: „Kunsttechnologische Quellen“, *Simone Bretz*, *Carola Hagnau*, *Oliver Hahn* und *Hans-Jörg Ranz*: „Kunsthistorische, kunsttechnologische und materialanalytische Untersuchungen“, *Ursula Baumer* und *Patrick Dietemann*: „Die Bindemittel“ (mit aufschlussreichen Tabellen), *Annika Dix*, *Martha Hör*, *Christoph Stooss*, *Stefan Trümpler* und *Sophie Wolf*: „Zu Kaltfarben auf Glasmalereien“, *Peter Steppuhn*: „Flachglasproduktion und Flachglashandel“, *Bretz/Hagnau/Hahn/Ranz*: „Glas als Bildträger und Rahmungen“ (welch letztere im Barock noch wichtiger werden sollten), *Yves Jolidon*: „Hinterglasmalerei in der Schweiz“, *Bretz/Hagnau/Hahn/Ranz*: „Hinterglasmalerei des 14. bis 16. Jahrhunderts in weiteren Regionen Europas“, *Bretz/Hagnau/Hahn/Ranz*: „Nachahmung oder Fälschung? Hinterglasbilder aus dem Spätmittelalter oder dem 19. Jahrhundert“.

Den Katalog der 35 ausgewählten Stücke haben die vier Herausgeber und Yves Jolidon meist gemeinsam mit umfangreichem weiteren Bildmaterial (oft Detail-Makroaufnahmen) erstellt, aber auch der jeweiligen Gesamtansicht im gegenwärtigen Rahmen und natürlich genauer Provenienzzgeschichte der einzelnen Stücke. Es bleiben sozusagen keinerlei wichtige Fragen offen.

Für die generelle Technikgeschichte der Möglichkeiten auf oder mit Glas zu malen halten die Restauratoren Erkenntnisse fest, die allen an Hinterglas Interessierten nützlich sind. Der Bildträger Glas setzt planes Material in gewisser Größe voraus. Es gibt bekanntlich drei historische Methoden dafür: das Streichverfahren (oder vielleicht besser Gieß- oder Gussverfahren), das Schleuderverfahren (für das sogenannte Mondglas als Absprengprodukt), schließlich das Zylinderblasverfahren (im sogenannten Streckofen vollendet). Noch unbekannt war das barocke Schleifen der Kristallspiegeltrumeaus. Für die Flachglasproduktion und den Flachglashandel gab es seit dem Mittelalter spezialisierte Glashütten, die sich vom 11. bis zum 13. Jahrhundert vornehmlich in Nordwesteuropa entwickelten und zwar im Zusammenhang klösterlicher Handwerkskultur und deren Hüttenofenbau. Daneben existierten aber auch schon private „Ein-Ofen-Anlagen“ zur Herstellung von Glasmasse aus Rohmaterialien in waldreichen Mittelgebirgsgegenden wie Nordwestböhmen oder dem Taunus. Dieses Rohglas konnte dann in Weiterverarbeitungshütten veredelt werden.

Die Bemalung von Glas geschieht auf dreierlei Weise. Erstens die durch Bleiruten zusammengefügtten kleinen farbigen Flachgläser aus Einbrand (Kirchenfenster),

zweitens die kalte Bemalung auf Flachglas als Bildträger (zunächst meist Kleinscheiben wie später auf Porzellan), drittens der seitenverkehrte kalte Farbauftrag auf der Rückseite, sprich Hinterglas, und als Abart die frühe Zwischenglasmalerei bei Hohlgläserböden. In Nordwest- und Mitteleuropa gibt es seit dem 12. Jahrhundert Beispiele für religiöse Hinterglasmalerei entsprechend zaghafter Flachglasproduktion in passablen Größen.

Der Verlag hat wieder einmal bewiesen, dass nur Bücher etwas leisten können, was sich die Mehrheit der Bildungspolitiker allein vom Internet erwarten und inzwischen auch unsere Bibliotheken schon zu glauben scheinen. Nur hier lässt sich wissenschaftliche Grundlagenarbeit vermitteln für alle, die etwas wirklich wissen wollen.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Wolfgang Steiner: Glanzlichter der Raimundsreuter

Hinterglasmalerei. Eine Bilddokumentation. Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2018. 352 S. m. 335 Farbabb.

Der Deutsche Kunstverlag wagt seit neuestem aufwendige Bücher zum Hinterglas, die nach Format und Abbildungsqualität vorzüglich genannt werden dürfen, aber natürlich in der Herstellung nicht billig sind. Daher haben sich im vorliegenden Falle mehrere Personen und Institutionen zusammengetan: voran die beiden Hauptakteure und Hinterglassammler *Wolfgang Steiner* als Autor und *Ludwig Stoffel* als Herausgeber sowie die „Freunde des Raimundsreuter Hinterglasbildes e. V.“ und schließlich die „Kunstsammlungen und Museen Augsburg“, die schon mehrfach Steiners Stücke ausstellen durften.

Die nähere Beschäftigung mit Raimundsreut und seiner typischen Malerei sogenannter Volkskunst beginnt mit *Heinrich Buchner* 1936 und dessen erster archivalischer Erhebung auf dem Gesamtgebiet. 1965 folgte *Alfred Fuchs* mit einer Monographie. Heute nun werden die Sammlungen dreier Privatiers systematisch ausbreitet. Die von *Manfred Gottschaller* ist inzwischen in das Eigentum von *Ludwig Stoffel* übergegangen und ergänzt dessen Stücke. *Wolfgang Steiners* Anteil steht im Mittelpunkt, weil dieser durch seine monumentalen Dokumentationsbände der letzten Jahre seine umfangreiche Sammlung vieler Schulen am genauesten erschlossen hat. Er verantwortet darum auch die Texte im vorliegenden Band, während *Ludwig Stoffel* für die Organisation des fulminanten Druckwerkes verantwortlich zeichnet. Die beiden Sammler haben natürlich auch auf Bildpublikationen aus der Fachliteratur zurückgegriffen, so dass ein wirklicher Überblick entstehen konnte. Ziel war es, möglichst faksimilierte Abbildungen für weitere Forschungen bereit zu stellen.

Raimundsreut (und Umgebung) bietet durch seine exakte örtliche wie zeitliche Zuordnung ein treffliches Beispiel für das Studium der volkstümlichen Hinterglasmalerei. Dazu hat *Steiner* einführende Übersichten verfasst zu den sich offenbar zeitlich wandelnden Stilelementen, zu den graphischen Vorlagen, zu den soge-

nannten Rissen und deren Kupferstichvorbildern, soweit hierfür schon Vorarbeiten bekannt sind. Das gilt auch für den Vertrieb durch Kraxenträger.

Den Hauptteil der Publikation nehmen die Bildtafeln von Nr. 1 bis Nr. 185 ein. Deren Reihenfolge ist nach ikonographischen Gesichtspunkten angelegt, so dass man interessante Vergleiche anstellen kann. Sie beginnt mit Adam und Eva und führt über die umfangreichen Marien- und Anna-Darstellungen zum Jesuskind und der Heiligen Familie. Dann kommt die Taufe Jesu (nicht Christi, wie es auch weiter hinten noch ungenau heißt), Jesu Abschied von seiner Mutter, der Kreuzweg und seine Stationen (Kreuzwege mit 15 Positionen enden übrigens in Süddeutschland mit St. Helena, so also auch hier, während die Nr. 135 eine gekrönte Märtyrerin und keine Helena ist).

Einzelheiten aus der Passion folgen, wie der gegeißelte Heiland oder das „Herrgottsruhebild“, dem sitzend und auf den Arm gestützt Leidenden, wie auch Aspekte der sogenannten „Geheimen Leiden“, schließlich Kreuzträger, Ecce Homo und die vielen Varianten der Kreuzigung, ein Auferstehungs-Christus, der Gute Hirte mehrfach, nur einmal ein Schutzengel, dafür viele Armeseelen-Tafeln, die einst Reinhard Haller zusammengetragen hat.

Es folgen die Gnadenbilder von Mariahilf bis Mariazell und Marialichtmess, Mariataferl, Kevelaer, Dörfen, Kojau, Altötting. Dann die marianischen Andachten zu Maria Lactans, Mater Dolorosa, Himmelfahrt, Krönung, St. Josef vor allem als Sterbepatron, Anna Selbdritt vornehmlich und häufig vom Kreuzberg bei Raimundsreut, Aposteldarstellungen verstreut, die bekannten heiligen „Madel“, voran Barbara, mehrere Elisabeth von Thüringen und all die beliebten Tagesheiligen und Schutzpatrone aus dem Jahreslauf. Für die meisten kann Steiner Augsburger Heiligenkupfer als Vorbilder danebenstellen. Den Abschluss des Kataloges bilden die vielen Varianten der Allerheiligsten Dreifaltigkeit mit wunderbaren Exemplaren, voran die großen Haussegen um den Gnadenstuhl vom oberösterreichischen Sonntagsberg. Das erbringt einen großartigen optischen Höhepunkt als Ausklang.

Motiv- und Literaturverzeichnis runden den schweren Band der „Glanzlichter“ ab.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Nicole Eller-Wildfeuer, Paul Rössler u. Alfred Wildfeuer (Hgg.): *Alpindeutsch. Einfluss und Verwendung des Deutschen im alpinen Raum*. Regensburg: edition vulpes, 2018. 265 S. m. Abb., z. T. farbig, Tab. (Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2017).

Thema des vorliegenden Sammelbandes ist das Alpindeutsch, worunter die Herausgeber „eine Gruppe regionaler, situativer und funktionaler Varietäten“ (8) der deutschen Sprache im Alpenraum verstehen. Zu den bekanntesten regionalen Varietäten gehören die außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachraums gelegenen alemannischen (Beispiel: Gressoney, Alagna, Issime) und bairischen (Beispiel: Lusern, 13 Gemeinden) Sprachinseln in Norditalien.

Zu den ersten Forschern der bairischen Sprachinseln gehört Johann Andreas Schmeller, dessen Arbeiten *Christian Ferstl* würdigt. 1833 und 1844 führte Schmeller eine Reise zu den Zimbern durch und er erkannte, dass es sich bei den zimbrischen Sprachinseln um ein südbairisches Idiom handelte, das wegen seiner Lautstruktur die Sprachstufe um etwa 1200 wiedergab. Als Bibliothekar hatte er auch eine Erklärung für die Aussiedlung der bairischsprechenden Bevölkerung nach Norditalien gefunden, denn in einer Handschrift aus dem Kloster Benediktbeuren war zu lesen, dass in Bayern ab 1053 eine solche Hungersnot herrschte, dass viele leibeigene Familien des Klosters nach Verona auswanderten, wo sie vom dortigen Bischof auf den Bergen oberhalb der Stadt angesiedelt wurden. Dort bildeten sie die Sprachinseln der Dreizehn Gemeinden. Schließlich erstellte Schmeller in seiner Abhandlung „Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venetischen Alpen und ihre Sprache“ eine erste Grammatik mit einer historisch-vergleichenden Methode, so dass man ihn mit Recht als „Pionier der Sprachinselfor-

schung“ (33) bezeichnen kann. Im Übrigen hat Schmeller schon beobachtet, dass das Deutsche in der von ihm untersuchten Sprachinsel im Schwinden begriffen war. Dass er hierfür den Klerus mitschuldig machte, ist aus seinem Tagebuch ersichtlich: „An dieser Entdeutschung haben hauptsächlich die Seelenhirten gearbeitet. Wie Paolo Stengheli mir sagte, habe der Arciprete von Terragnuolo gar nicht mehr absolvieren wollen, wenn Einer nicht wälsch gebeichtet“ (zitiert nach Ferstl, 22).

In Schmellers Tradition steht *Anthony Rowley*, und zwar sowohl als Direktor des Bayerischen Wörterbuchs als auch als Erforscher der bairischen Sprachinseln. Der Titel seines Beitrags „Fersentalerisch – der ‚verwitterte deutsche Stein‘“ bezieht sich auf einen Satz in Robert Musils Novelle „Grigia“, mit dem dort die Bewohner des Fersentals beschrieben werden, die „heute noch wie ein verwitterter deutscher Stein zwischen den Italienern“ (zitiert nach Rowley, 81) sitzen. Rowley gibt einen Überblick über die Landes- und Sprachgeschichte des Fersentals und er hält nach einigen Beobachtungen bezüglich Lautung, Wortform und Wortschatz fest, dass „im Fersental eine Sprachform mit allen Merkmalen des Tiroler Typus [entstanden ist], die aber trotzdem ganz etwas Eigenes, in dieser Form im Binnenland nicht Vorhandenes darstellt“ (87). Zu diesem besonderen Charakter haben nach Rowley auch die vielen Anleihen aus der romanischen Nachbarschaft beigetragen, die dazu führten, dass ein Südtiroler das Fersentalerische nur schwer versteht. Hinzu kommen weitere Besonderheiten wie etwa die Namen der drei letzten Monate im Jahr, die die Namen von kirchlichen Festtagen zu Beginn des Monats oder am Ende des Vormonats tragen: Sankt Michael „Oktober“, Allerheiligen „November“, Sankt Andreas „Dezember“. Rowley weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Andreastag und der Michaelstag wichtige Termine im Jahresablauf des bäuerlichen Lebens waren.

Ermenegildo Bidese, *Andrea Padovan* und *Claudia Turrolla* konzentrieren sich in ihrem Aufsatz „Mehrsprachigkeit in den zimbrischen Sprachinseln“ auf die Syntax. Nach intensiver Untersuchung von drei Bereichen „wurden Hinweise auf innovative Strukturen gefunden, die womöglich von dem in diesen Gemeinschaften herrschenden Multilingualismus bedingt sind“ (158). Dabei liegt interessanterweise die Vermutung nahe, „dass es – anders als im Bereich des Lexikons – im Syntaktischen keine bloße Übertragung von Strukturen von einer Sprache in die andere gibt, sondern vielmehr, dass die bestehende Syntax so innoviert wird, dass sich das Neue mit dem Alten vertragen kann“ (158). So ist dieser Aufsatz gleichzeitig auch ein Beitrag zur Theorie des Sprachwandels.

Ähnlich wie in den VII und XIII Gemeinden und dem Fersental ist die Sprach- und Siedlungsgeschichte in den drei bairischen Sprachinseln Sappada/Pladen, Sauris/Zahre, Timau/Tischelwang in Oberitalien verlaufen, die *Ingeborg Geyer* präsentiert. Diese drei Sprachinseln sind im Mittelalter vorwiegend von Osttirol, Westtirol und Oberkärnten, dem Herrschaftsgebiet der Grafen von Görz, besiedelt worden. Geyer gibt einen kurzen Überblick über die Kolonisierung, die politische, ad-

ministrative und religiöse Zugehörigkeit und die wirtschaftliche Situation. Nachdem sie dargelegt hat, wie italienische „Überdachung“ und romanische „Nachbarschaftsdialekte“ die Sprache selbst, aber auch ihre Anwendung verändert haben, stellt sie die Maßnahmen für Förderung und Sprachpflege in den einzelnen Sprachinseldialekten vor. Schon um 1900 habe die Italianisierung in Sappada begonnen, da hier mit dem aufblühenden Fremdenverkehr die Landwirtschaft früh aufgegeben und der Dienstleistungssektor dominierend wurde. Trotz der Bemühungen, Kinder in der Schule mit der alten Minderheitensprache vertraut zu machen, sieht es mit deren Zukunft nicht rosig aus, denn dies führt letztendlich lediglich zu einer passiven Kenntnis des Dialekts. Hingegen wird nach Ansicht der Verfasserin der Dialekt in Sauris „zum Teil als Familien- und Dorfsprache noch gepflegt“ (105) und auch in Timau scheinen verschiedene Bestrebungen im kulturell-schulischen Bereich Früchte zu tragen, so dass letztendlich der seit dem 19. Jahrhundert prognostizierte Sprachenwechsel noch nicht eingetreten ist, was Ingeborg Geyer wie folgt erklärt: „Dieser Verzögerungsprozess hält nun schon Jahrzehnte an und wird von einem ausgeprägten deutschen Kulturgefühl, das aber keinem nationalen entspricht, begleitet. Es ist durch die wissenschaftliche Befassung und die Sprachpflege begründet und durch die institutionelle Förderung gestärkt worden.“ (108)

Auch *Sebastian Franz* widmet sich in „Identität und Mehrsprachigkeit bei deutschbasierten Minderheitensprachen am Beispiel einer alpindeutschen Sprachsiedlung in den Karnischen Alpen“ den Verhältnissen in Sappada/Pladen, die zurzeit in einem Forschungsprojekt an der Universität Augsburg untersucht werden. Er weist darauf hin, dass in Pladen die Deutschsprachigen prinzipiell zweisprachig sind und die Sprachenwahl am Kommunikationspartner ausgerichtet wird: Italienisch mit Italienischsprechenden, Plodarisch mit Einheimischen, von denen man weiß, dass sie es sprechen. Interessant ist, dass sich von Generation zu Generation nicht nur die Kenntnisse des Plodarischen verschlechtern, sondern dass sich auch die Auffassung, wer Plodarer oder Plodarerin ist, verändert hat. Während nämlich für die ältere Generation die Minderheitensprache noch ein wesentliches Element des Plodarseins bildete, spielt dies für die jüngere Generation keine große Rolle mehr. Wie Geyer stellt auch Franz aber immerhin positiv fest, dass das Plodarische seit zwei Jahrzehnten „wieder größeren Zuspruch – nicht zuletzt aufgrund von lokalen sprachlichen und kulturellen ‚Wiederbelebungs- und Stärkungsmaßnahmen‘“ (230) erfährt.

Teilweise vergleichbar mit den bairischen Sprachinseln, teilweise unterschiedlich ist die Situation der Walser. In ihrem Beitrag „Das Walserdeutsche im deutschen und italienischen Sprachgebiet“ geben *Rembert Eufe* und *Anna Mader* zunächst einen sehr schönen Überblick über die sprachlichen Besonderheiten der Walser auf allen Ebenen, bevor sie die Walserdialekte aus der Perspektive der Soziolinguistik vergleichen. Hier zeigen sich große Unterschiede. So befinden sich die Walser nach Oscar Eckhardt, den Eufe/Mader zitieren, zum Beispiel im Raum Chur heute nicht mehr in einer iso-

lierten Lage, so dass es zu einem Sprachausgleich mit den benachbarten alemannischen Mundarten kommt. Ganz anders und damit den bairischen Sprachinseln ähnlich ist die Situation der Walser auf der Alpensüdseite. Erlernte dort vor 100 Jahren nur ein kleiner Teil der Walser das Italienische, so haben die Sprachpolitik des Faschismus, Emigration, wirtschaftlicher Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg und Öffnung für den Tourismus dazu geführt, dass das Walserdeutsche in Norditalien heute „nur noch von einer Minderheit im Alltag zusammen mit anderen, weiter verbreiteten und teilweise statushöheren Sprachformen verwendet [wird], nämlich dem Italienischen und piemontesischen oder lombardischen Dialekten, im Aostatal auch mit frankoprovenzalischen Dialekten und dem Französischen“ (131). Extrem sei die Situation in Pomatt, wo es offenbar nur noch eine Person unter 20 Jahren gibt, die das Walserdeutsche noch beherrscht. Im Gegensatz zu dieser Entwicklung zum Sprachtod habe das Walserdeutsche aber in letzter Zeit eine positive Bewertung erfahren. Nach Eufe/Mader, die sich hier auch auf die bekannten Walserforscher Silvia Dal Negro und Peter Zürcher beziehen, kommen der Minderheitensprache „eher symbolische Funktionen zu, sie dient vor allem der Bewahrung von Traditionen und der Bekräftigung und Verteidigung der eigenen Identität als der Deckung eines kommunikativen Bedarfs“ (134).

Neben der Beschreibung des Sprachzustands in den einzelnen Sprachinseln gibt es in diesem Sammelband auch Aufsätze, die bestimmten, für das Alpindeutsch typischen Textsorten nachgehen. So haben *Noah Bubenhofer* und *Klaus Rothenhäusler* typische Erzählelemente bei Bergtourenberichten wie das Höhenprofil (Startpunkt, Zwischenziel, Gipfel usw.), Motivierung („ist wohl einer der schönsten“; 45), Momente der Rechtfertigung („problemlos, so dass wir“; 47), Weglosigkeit („ist recht steil und rutschig“; 48), Gipfelglück („fantastische Sicht auf die majestätischen“; 50), verzögerte Rückkehr („bevor wir uns auf den“; 50) und Evaluation („alles in allem eine schöne“; 52) herausgearbeitet. Die Textbasis für ihren Beitrag „Die Aussicht ist grandios! – Korpuslinguistische Analyse narrativer Muster in Bergtourenberichten“ bildeten einerseits Tourenberichte der Online-Plattform Hikr.org, andererseits Bergsteigerberichte der Monatszeitschrift „Alpen“ des Schweizer Alpenclubs SAC von 1846 bis 2015. Die Berichte zeigen, wie sehr für die Schreibenden der Aufenthalt in den Bergen im Kontrast zum Alltag steht, was besonders bei der verzögerten Rückkehr zum Ausdruck kommt: „Auf der zeitlich zweiten Hälfte der Tour wurde ich dann durchgehend mit Sonnenschein verwöhnt, den ich am Ende der Tour auf der Selamatt mit Most und Blick in den Alpstein ausgiebig genoss, bevor ich mich auf die Weltreise zurück nach Zürich machte.“ (51) Von der Gesamtstruktur der Erzählungen her gesehen spielen allerdings die Toponyme die entscheidende Rolle: „Sie sind gleichsam das Gerüst, an dem sich die Erzählung entlanghangelt und ihre Struktur erzählt.“ (57) Es ist hierbei für die Verfasser erstaunlich, „dass die Berichte (im großen Ganzen) nicht freiere Erzählformen nutzen“ (57), wo es doch gar keine re-

daktionellen Zwänge auf der FAQ-Seite von Hikr.org gibt. Etwas mehr Freiheit haben Bubenhofer/Rothenhäusler bei den Tourenberichten der SAC-Jahrbücher festgestellt.

Die Textsorte Gipfelbuch nimmt *Paul Rössler* in seinem Beitrag „Sprache von oben – Zur Dimension der Höhe in der Varietätenlinguistik“ unter die Lupe und vergleicht sie mit dem Grußverhalten. Hierbei kommt er zu dem überraschenden Ergebnis, dass die Dialektalität beim Gruß mit der Gebirgshöhe zunimmt, während sie beim Gipfelbuch abnimmt. Dort sind schriftliche Einträge nur in geringeren, leicht erreichbaren Höhen im Dialekt. In den Gipfelbüchern schwerer Gipfel herrscht hingegen der klare, standardsprachliche Stil vor.

Ein dritter Teil der Beiträge befasst sich mit einzelnen sprachlichen Phänomenen im Alpenraum. So weisen *Wilhelm Oppenrieder* und *Maria Thurmair* in „Der Kaufmann geht nimmer Bayreuth. Präpositionslose Direktionale im Tirolerischen“ nach, dass Sätze wie „Natürlich fahren wir Innsbruck“ im Tirolerischen mit bestimmten Regeln verbreitet und keinesfalls eine singuläre Erfindung des Kiezdeutschen („Heute muss isch wieder Solarium gehen“; 178) sind. *Heinz-Dieter Pohl* teilt in seinem Beitrag „Zum österreichischen Bergnamengut – Oronyme und typische Appellativa (unter besonderer Berücksichtigung des Südens)“ in Anlehnung an Eberhard Kranzmayer die Bergnamen in verschiedene Benennungsgruppen ein, die er jeweils mit zahlreichen Beispielen illustriert. So gehören zum Beispiel zur Gruppe „Lagenamen nach der Form“ so bekannte Bergnamen wie Bichel „Hügel“, Kofel „felsiger Gipfel“, Kogel „rundlicher Gipfel“, Kar „Gebirgskessel“ oder Gupf „Bergkuppe“. Besonders häufig in der Bergnamengebung vorkommende Appellativa werden auf 15 Seiten zusammengestellt. Dort erfahren wir, dass Balfen oder Balm einen Felszacken benennt, Gehren ein spitz zulaufendes Stück Land, der Kaser – das Wort kommt aus dem Romanischen – eine Sennhütte, Klaf eine Felsstufe im Gelände, Lahn eine Stein- oder Schneelawine, Maiß einen Holzschlag und Schachen ein allein stehendes Waldstück. Pohl weist in diesem Zusammenhang auf besondere Schwierigkeiten im romanisch-slawischen Übergangsgebiet hin, wo die Namen oft nicht eindeutig der einen oder anderen Sprachschicht zuzuordnen sind.

Ebenfalls mit Namen, in diesem Fall mit Kuhnamen an der Sprachgrenze des Deutschen zum Slowenischen, beschäftigt sich *Michael Reichmayr* in „Rinder ohne Grenzen. Ein kommentiertes Kuhnamenranking“. Als Grundlage hierfür dient ihm die Datenbank der Zentralen Arbeitsgemeinschaft österreichischer Rinderzüchter, die „insgesamt 16 425 unterschiedliche Namenformen aus einem Zeitraum von 15 Jahren (1978–1992)“ (208) enthält. Angeführt wird die Liste der häufigsten Kuhnamen von Namen mit den Bestandteilen Alm- (Beispiel: Alma, Almrausch, Almrose), gefolgt von Bel(l)- (Beispiel: Bella, slowenisch Bélla), Sus- wie in Susi, Gams-, Sent- wie in Senta und so weiter. Eine interessante, knappe Zusammenfassung gibt am Ende des Beitrags die Geschichte der Rinderzucht wieder, die nach Reichmayr in drei Entwicklungsphasen zu unterteilen

ist, wobei die dritte Phase, in der wir uns heute befinden, erst vor circa 250 Jahren mit einer gezielten Züchtung eingesetzt hat und damit relativ jung ist.

Im letzten Beitrag des Sammelbandes „Was ist Wahrheit? Alpenländische Passionsspiele als Quelle des Alpindeutschen?“ macht sich *Klaus Wolf* für die Berücksichtigung von Passionsspielen wie dem Oberammergauer Passionsspiel als Quelle für Sprachwandeluntersuchungen stark. Die Passionsspiele könnten auf eine mehrhundertjährige Geschichte zurückblicken und zeigten verschiedenste Varietäten des Alpindeutschen, wobei sich „vor allem in der Neuzeit eine Abkehr von dialektnaher Schriftlichkeit hin zu einer an der Standardsprache orientierten Bühnendiktion nachweisen“ (263) lässt. Der vorliegende Sammelband „Alpindeutsch“ versucht, Besonderheiten der deutschen Sprache im Alpenraum auf den verschiedenen Ebenen zu beschreiben. Gleichzeitig gibt er einen umfangreichen, vielfältigen und erfreulicherweise ganz aktuellen Überblick über die verschiedenen deutschsprachigen Minderheiten in Norditalien. Somit macht er aber auch darauf aufmerksam, dass das so wichtige „Handbuch der mitteleuropäischen Sprachminderheiten“, herausgegeben von Robert Hinderling und Ludwig M. Eichinger (Tübingen 1996), dringend neu aufgelegt werden müsste.

Hubert Klausmann, Tübingen

Margot Hamm, Eva-Maria Brockhoff, Volker Bräu, Julia Lichtl u. Ruth Wehning (Hgg.): Wald, Gebirg und Königstraum. Mythos Bayern. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2018 in der Benediktinerabtei Ettal. Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte, 2018. 342 S. m. zahlr. Abb., meist farbig. (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 67).

Das landläufige Deutschland-Bild etwa des Durchschnitts-Amerikaners ist geprägt von Bayern, genauer gesagt: von Oberbayern. Wald, schöne Landschaften, Seen, teilweise sogar Berge, wenngleich nicht so hohe wie die Alpen, haben andere deutsche Landstriche auch. Also warum gerade Oberbayern? Was macht den Mythos aus, der sich im Laufe des 19. Jahrhunderts manifestierte? Diesen Fragen gingen die Ausstellungsmacher der in Kloster Ettal gezeigten Bayerischen Landesausstellung 2018 nach.

Um zunächst der Kritik, es sei wieder einmal nur Oberbayern (und in diesem Fall auch das Allgäu) berücksichtigt worden, während die Franken wieder einmal zu kurz kämen, die bereits der Ausstellung (und somit auch dem Katalog) entgegenbrandete, den Wind aus den Segeln zu nehmen: Es war keine Gesamtschau Bayerns geplant. Man ging dem Mythos nach, dem Bild Bayerns (und in weiten Teilen damit auch dem Bild Deutschlands) in der Welt. Der Amerikaner denkt in Disneyland nicht an die Würzburger Residenz, sondern an Neuschwanstein und der Touristenort Leavenworth im Bundesstaat Washington erinnert mit seiner Alpenkulisse mehr an Garmisch als an ein fränkisches

Weindorf. Die dortigen „Lüftlmalereien“ zeigen neben dem weiß-blauen Maibaum und der Sennhütte auch nicht den unbestritten kunsthistorisch weitaus bedeutenderen Bamberger Dom, sondern die Pfarrkirche von Rottach-Egern. Und wenn man in der großen weiten Welt von „deutschem Brauchtum“ spricht, kommt einem nicht etwa die Erlanger Bergkirchweih als erstes in den Sinn, sondern das mehr als ein halbes Jahrhundert jüngere Münchner Oktoberfest und das Hofbräuhaus. Doch warum ist dies so?

Am Anfang, gewissermaßen als Vorgeschichte zum späteren Mythos, steht der Wald, der dunkle, Furcht erregende Wald, bevölkert mit wilden Tieren, Geistern und Gesindel. Niemand wäre in früherer Zeit auf die Idee gekommen, in den Wald zu gehen, außer zum Jagen – sei es legal oder als im Nachhinein romantisch verklärter Wilderer –, zum Beeren- und Schwammerl-Suchen und zum Sammeln von Brennmaterial oder zum Schlagen von Holz. Deswegen geht der echte Bayer bis heute nicht in den Wald, sondern ins Holz. Man benötigte das Holz zum Bauen, aber auch zur Glasproduktion, zur Herstellung von Musikinstrumenten sowie Spielzeug und Kleinplastiken, die die Bauern an den langen Winterabenden, an denen es draußen sowieso kaum etwas zu tun gab, gewissermaßen zum Nebenerwerb herstellten. Und nun kommen wir langsam zum eigentlichen Thema: Die Herrgottschnitzer von Oberammergau etwa erlangten überregionalen Ruf und wurden ihrerseits im 19. Jahrhundert zu einem Mosaiksteinchen im großen Bild des Bayern-Mythos. Erst im 19. Jahrhundert verlor der Wald seinen Schrecken und wurde zu einem der großen Elemente, die den Mythos Bayern ausmachen. Dem Wald, der laut *Richard Loibl* von vorne herein bestimmend für die Ausstellung war (21) und mit dem ein Drittel der präsentierten Exponate im weitesten Sinne zusammenhängen, ist auch in den weiterführenden Katalogaufsätzen ein breiter Platz eingeräumt: *Günter Biermayer* beleuchtet den bayerischen Wald unter dem Gesichtspunkt „Naturschutz und Kulturschatz“, *Lothar Schilling* betrachtet unter der Überschrift „Ressourcenkonflikte im Alpenraum“ den Wald der Frühen Neuzeit und *Christian Malzer* und *Klaus Pukall* beschäftigen sich aus nahe liegenden Gründen speziell mit dem Waldbesitz und der Waldnutzung des Klostergerichts Ettal.

Ein weiteres Mythos-Element ist das Gebirge. Es bildet die imposante Kulisse zu idyllischen Landschaftsgemälden mit Wald, Seen und Bergen, gerne garniert mit einem Kircherl, einer Sennhütte und Bergbewohnern in Sonntagstracht. Nichts ist auf diesen Bildern der sogenannten Münchner Schule von der schweißtreibenden Arbeit der Holzarbeiter und der Armut der Hütebuben zu sehen. Solche Bilder, in gefälligem, wohnzimmermertauglichem Format waren seit dem 19. Jahrhundert äußerst begehrt und boten Legionen von Landschaftsmalern Brot und Auskommen. Eine Karikatur, erschienen 1874 in „Über Land und Meer“, zeigt die „friedliche Belagerung“ von Frauenchiemsee durch unzählige Künstler. Und noch *Lovis Corinth* klagte, dass ihm seine Walchensee-Bilder von den Berlinern gewissermaßen von der Staffelei weggerissen wurden. Zwei Aufsätze

vertiefen das durch die Begleittexte zu den Exponaten veranschaulichte Thema: *Andreas Strobl* untersucht „Die Entdeckung Bayerns“ in der Landschaftsmalerei seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und *Christine Rettinger* und *Doris Kettner* zeichnen anhand der Galerie Wimmer in München den Weg der bayerischen Landschaftsmalerei in die Welt nach.

Untrennbar verbunden mit dem Bayern-Mythos ist auch das Herrscherhaus der Wittelsbacher, die das Land mehr als 700 Jahre regierten. *Sybe Wartena* und *Thomas Schindler* zeigen den Zusammenhang zwischen den Wittelsbacher Königen und dem Entstehen eines Nationalgefühls auf. Die Tracht etwa war erst durch König Max II. und seine alpenbegeisterte Frau Marie, eine gebürtige Prinzessin von Preußen, salonfähig gemacht worden. Er selbst ließ sich in kurzer Lederhose mit Lodenjoppe abbilden, und ihm ist es zu verdanken, dass bis heute hierzulande bei offiziellen Anlässen nicht nur Abendgarderobe erlaubt ist, sondern auch Tracht. Die Tracht war jedoch nur ein Aspekt. Die Wittelsbacher waren in vielfacher Hinsicht an der Schaffung des Mythos beteiligt. König Ludwig II. setzte dann der ganzen Sache die Krone auf, mit seinem geheimnisumwitterten Leben und Sterben, seinen geplanten und vor allem seinen realisierten Königsschlössern, zu denen *Michael Petzet* unter dem Titel „Traumschlösser in der Alpenkulisse“ allgemein Bekanntes zusammenfasst.

Zum klischeehaften Bild des Bayern gehören natürlich auch der Biertrinkende, Schuhplattler und der Dirndl. Hubert von Herkomer, aus der Gegend von Landsberg gebürtig, brachte dieses Bayern-Bild in seine neue Heimat England. Sein „Bavarian Dance“ zeigt den Schuhplattler noch als Paartanz in einem Wirtshaus, während die an den Tischen sitzenden ortsfremden Städter den Bayern gewissermaßen beim Bayer-Sein zusehen. Die Passionsspiele in Oberammergau, das auch mit seinen malerischen Häusern mit zum Teil äußerst kunstvollen Lüftmalereien punkten konnte, Bauernbühnen in verschiedenen Orten und später Heimatfilme waren weitere Mosaiksteinchen des Bayern-Mythos. Die „anti-modernen Heimatromane“ eines Ludwig Ganghofer und anderer Autoren, mit denen sich *Marita Krauss* beschäftigt, taten ein Übriges. In Bayern scheint die Welt noch irgendwie in Ordnung. Oder wie es die Kuratorin der Ausstellung *Margot Hamm* zusammenfasst: „Der Mythos ist ein Sonntagsbild, das wir gut in die Welt hinaus verkaufen.“ Und wenn man schon das Bild in alle Welt getragen hatte, musste man den Touristen dieses auch vor Ort bieten. Deshalb wurde das Thema „von der Sommerfrische bis zum Tourismusboom“ nicht ausgespart, das *Franziska Lobenhofer-Hirschbold* untersuchte.

Abschließend stellt *Manuel Trummer* noch „Urvieler und Rebellen – Bayern als audiovisueller Mythos“ vor. Und im Katalogteil wurde zudem ein knapper, nur fünf Exponate umfassender Anhang zum Freistaat Bayern angefügt, gewissermaßen als „Schlussstein für den ‚Mythos Bayern‘, zusammengesetzt aus grandioser Alpenkulisse, theatralischer Fiktion und wirtschaftlichem Erfolg, eingekleidet in Dirndl und Lederhose, propagiert

in unzähligen Bildern“ (321). Dies war wohl vor allem der 100-jährigen Wiederkehr der Ausrufung des Freistaats am 8. November 1918 geschuldet.

Der äußerst lesenswerte und facettenreiche Katalog bietet viel Bekanntes, jedoch zum Teil aus einer ungewohnten Perspektive, daneben durchaus neue Aspekte und Informationen. Klischees und unterschiedlichste Erscheinungsformen des Bayernbildes wurden zusammengetragen, detailreich beschrieben und die einzelnen Themen durch Aufsätze vertieft und ergänzt. Da zudem sämtliche der meist aussagekräftigen Exponate nicht nur von nahezu 100 Fachleuten verschiedenster Disziplinen ausführlich erklärt wurden, sondern auch farblich abgebildet sind, lädt der Katalog (erneut oder auch zum ersten Mal) zu einem virtuellen „Ausstellungsbesuch“ ein.

Cornelia Oelwein, Ilmmünster

Klaus Bergdolt: Kriminell, korrupt, katholisch? Italiener im deutschen Vorurteil. Stuttgart: Franz Steiner, 2018. 243 S.

Endlich eine seriöse Abhandlung und thesenreiche Analyse zum Bild des Italieners in Deutschland! In Bayern kennen wir Ludwig Thomas Sketch aus dem „Simplicissimus“ in Brief- und Postkartentexten über „Käsebiere Italienerreise“, natürlich die eines bornierten Berliners. Und viele wissen um die traurige Liebesgeschichte der engen Partnerin des gefeierten Kabarettisten Karl Valentin, Liesl Karlstadt, die eigentlich Elisabeth Wellano hieß und ein „Fremdarbeiterkind“ war, dem in der Volksschule die Klassenkameraden nachriefen: „Wellano, Italiano, lebst a no!“ Man kennt natürlich die „Itakerhöfe“ im Chiemgau und die Wiener Völkertafel des frühen 18. Jahrhunderts mit den stereotypen Zuschreibungen der Nationen in Europa, darunter den „Welschen“.

Hier nun spricht der akademische Fachmann und Italienkenner. *Klaus Bergdolt*, Professor der Universität Köln, war von 1990 bis 1995 Direktor des Deutschen Studienzentrums Venedig und von 2005 bis 2013 dessen Vorsitzender. Es handelt sich um eine Schrift gegen den „Anspruch moralischer und kultureller Deutungshoheit [...], mit dem deutsche Intellektuelle Jahrhunderte lang [...] auf Italiener allgemein herabblickten“. Es ist insofern eine kluge Fortschreibung des bekannten Buches von Herfried Münkler „Die Deutschen und ihre Mythen“ mit seinem zentralen Kapitel „Ein Kampf gegen Rom“, nun bis in die Gegenwart weiterverfolgt.

Man muss sich zunächst alle Thesen wörtlich vergegenwärtigen: „Der Norden, der Süden und der deutsche Moralismus“; „Zwischen Toleranz und ‚political correctness‘ – Politiker und andere“; „Antikatholizismus als Programm“; „Gaugergerichter und Kriminelle“; „Die ‚Hölle Neapel‘“; „Moralische Gegenwelten? Deutsche im Süden“; „Wir und sie‘ – Strategien der Distanzierung“; „Die deutsche Italienformel: Strahlende Vergangenheit, schändliche Gegenwart“; „Akademische Arroganz oder Kunstverständnis als Überlegenheitsbeweis“; „Deutsche Urteile des 18. Jahrhunderts“;

„Moralisten und Hassprediger“; „Der Mythos der Italienerin und die ‚Unmoral des Südens‘“; „Goethes Vorurteile“; „Es begann im Mittelalter“; „Spuren der Toleranz. Positive Bilder von Italienern“; „Italophile deutsche Feuilletonisten im 19. Jahrhundert“; „Binnensichten: Italiener kritisieren ihre Landsleute“; „Respekt und Skepsis – Italiener über Deutsche“; „Das heutige Skandalon – die Mafia“.

„Schon im 18. Jahrhundert wurde dabei, eine bemerkenswerte Folge aufklärerischer Rabulistik, kryptorassistisch argumentiert.“ Deshalb handelt der Autor vor allem vom 18. und 19. Jahrhundert, ohne die Gegenwart zu vergessen. „Die Idee, die kulturelle Bedeutung Italiens zwar anzuerkennen, sie aber nicht mit den aktuellen Bewohnern zu verbinden, ja diese zu verachten oder zu verteufeln, hatte etwas Bestechendes. Italiener galten als unzuverlässig, abergläubisch, potentiell kriminell und, vor allem im 19. Jahrhundert, manchen Deutschen, allerdings auch Engländern, dem Zeitgeist des darwinistisch beeinflussten Positivismus entsprechend, auch als moralisch unterlegen. Dass zur Zeit des Risorgimento einige piemontesische Gelehrte in ähnlicher Weise über Neapolitaner und Sizilianer urteilten, relativiert die Problematik kaum.“

Da wir alle, zumindest meiner Generation, seit Schultagen unseren Goethe kennen, interessieren uns hier seine „Vorurteile“ in besonderem Maße. Bergdolts Kapitel dazu ergänzt Rüdiger Safranskis Ausführungen in seiner großen Goethe-Biographie zum Thema im Detail. Bergdolt formuliert: „Bei allem Positiven, aller Bewunderung, aller Empathie im Einzelfall blieb sein Urteil über die Einheimischen gespalten.“

Der Autor muss unter dem Stichwort „Hassprediger“ (wie der Hofhistoriograph Heinrich von Treitschke) gar nicht erst Bismarcks „Kulturkampf“ gegen den angeblich ausschließlich „ultramontanen“ Episkopat und seine gläubigen Milieus wiederholen. Volkskundler wissen, dass der Begriff „Kulturkampf“ von dem Würzburg-Berliner völkischen Polit-Mediziner Rudolf Virchow stammt, der seinerzeit für deutsche Universitätsprofessoren einen „Atheisteneid“ forderte. Wir dürfen ergänzen: Spezialisten des Münsteraner „Centrums für Religion und Moderne“ interessiert die damalige Situation der katholischen Minderheits-Bevölkerung im Reich als Vergleichsfolie zur gegenwärtigen, sich mit jeder Ausgrenzung steigernden Islamisierung von drei Millionen Türken in der Bundesrepublik. Andererseits wissen die Wirtschaftsweisen, dass Italien und nicht Deutschland das reichste Land in Europa sei aufgrund des privaten Immobilienbesitzes, an den sich auch kein politischer Populist herantraut. Doch nach historischer Meinung mancher Europäer sind die Bewohner südlich von Rom (voran in Neapel, „der Hölle“) keine abendländischen „Vollmenschen“, sondern Kreaturen wie eine Kreuzung aus „Fuchs und Schwein“.

Bergdolt breitet eine riesige Menge von Meinungswissen unterschiedlicher europäischer Schriftquellen aus. Für Deutschland steht das Kapitel „Antikatholizismus als Programm“ im Mittelpunkt, auch wenn wir seit 1945 eine mächtige Relativierung im Bewusstsein der Gesamtbevölkerung feststellen dürfen. Nicht so im

Unterbewusstsein der sogenannten Gebildeten und ihrer intellektuellen Herkunft. Darum der Untertitel des Buches „deutsches Vorurteil“.

Bergdolt verschweigt nicht die gegenwärtige Misere mit der organisierten Kriminalität durch Mafia-Clans. Er verweist zwar auf die militärische Unterdrückung in Sizilien zur Zeit Mussolinis, doch mit den Amerikanern kamen auch die Paten zurück. In Deutschland, so sei hinzugefügt, existieren direkte Verbindungen aus Apulien nach Nordrhein-Westfalen, doch wer die Pressemeldungen genauer verfolgt, wird wissen, dass sich in „Pulcia“ erst in jüngster Zeit ein vierter Machtbereich jener bandenmäßigen Untergrundherrschaft etabliert hat neben den drei klassischen Provinzen Sizilien, Kalabrien und Neapel. Unser Autor erklärt das andauernde Skandalon als eine Entwicklung „aus dem Feudalismus des 19. Jahrhunderts“ sowie der piemontesischen Eroberung und Unterdrückung mit deutlicher Zunahme nach 1900. Diese in der Selbstbeschreibung „ehrenwerte Gesellschaft“ hat sich inzwischen zu einem internationalen Geschäftszweig der Finanzwirtschaft entwickelt und stellt kein rein „italienisches“ Phänomen mehr da. „Sämtliche Mord- und Schandtaten“ südlich von Rom können nicht allein „der“ Mafia zugeordnet werden, wie außerhalb Italiens gerne angenommen wird, solange die immer wieder erfolgreichen Polizei- und Justizbehörden nur punktuell eingzugreifen vermögen. In unserem Zusammenhang des Bildes der Italiener bleibt festzuhalten, dass jenes Makel-Phänomen in Italien selbst gerne instrumentalisiert wird, denn: „Allerdings dient die Mafia-Keule [...] auch dazu, innenpolitische Gegner und missliebige Institutionen zu diskreditieren.“

Bergdolts Fazit: „In der bewegten Geschichte Italiens gibt es [...] viele Ungereimtheiten. Doch wurde die moralisierende Kritik aus dem Norden stets als eine Art Stachel empfunden, der noch im 20. Jahrhundert nicht wenige potentiell deutschfreundliche Bewohner des Lands abstieß. Keine Frage, dass antideutsche Stimmungen auch heute noch durch sprachliche Ungeschicklichkeiten, Überheblichkeit und die Tendenz zum Moralisieren [...] verstärkt werden.“ Diese Traditionen seien „das Relikt eines längst obsoleten Zeitgeistes“.

Wolfgang Brückner, Würzburg

Jutta Tappeiner u. Hans Griesmair: Lebendige Bräuche in Südtirol. Herausgegeben von der Südtiroler Bäuerinnenorganisation. Bozen: Athesia, 2018. 320 S. m. zahlr. Farbabb.

Die neue Heimatwelle bringt nicht nur Wiesnirndl und Lederhosen mit sich, sondern auch die vermehrte publizistische Beschäftigung mit Bräuchen. Zeitschriften über das Landleben, Fernsehdokumentationen und Bücher zum Thema fallen zunehmend auf. Der Marktführer dieser Special-Interest-Magazine steigerte die Startauflage von 80 000 Exemplaren in einem Jahrzehnt auf eine Million. Das ist dreimal so viel wie die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in Deutschland; die Leserschaft macht das Vierfache der in der Landwirtschaft

Beschäftigten aus. Zielgruppe sind jene StadtbewohnerInnen, für die das Land einen Sehnsuchtsort darstellt. Ganz anders beim vorliegenden Buch. Der mehr als 300-seitige Band „Lebendige Bräuche in Südtirol“ ist von Bäuerinnen für Bäuerinnen. Die Kräuterpädagogin *Jutta Tappeiner* hat die Fülle der von der Südtiroler Bäuerinnenorganisation gesammelten Informationen über alte und neue Bräuche kompetent zusammengefasst. Als fachlicher Berater und Mitautor fungierte der Volkskundler *Hans Grißmair*, der 1976 das Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde aufgebaut und langjährig geleitet hat. Die Fotos sind perfekt inszeniert. Die Grafikerin *Heike Santer* hat großartige Arbeit geleistet. Am Beginn der „Brauchtumsfibel“, wie der Verlag das Buch nennt, stehen nach den Vorworten eine ausführliche Einleitung und ein Interview mit Hans Grißmair, der noch bei Karl Ilg promoviert hat. Der Nestor der Südtiroler Volkskunde erläutert Begriffe wie Brauch, Brauchtum, Tradition und Rituale. Dabei betont er den ständigen Wandel, dem Bräuche unterliegen: „Wenn wir das Absterben der alten Bräuche beklagen, sollen wir uns dabei auch fragen, was ihnen die Grundlage, den Sitz im Leben, entzogen hat. Wenn wir von Bräuchen reden, so ist immer nach dem Was, Wo, Wie, Warum, Seit-wann oder Seit-wann-nicht-mehr zu fragen.“ (19) Erklärungen über den Kalender, Ostern, Weihnachten und andere Feste wirken informativ. Die Frage nach „Heidnischen Fruchtbarkeitsritualen“ hätte der Interviewer (die Interviewerin?) besser nicht gestellt. „Uralt“, „Fruchtbarkeitsrituale“, „Winterdämonen“ und so weiter sind Reizworte, die man in Publikationen und auf Internetseiten über „Brauchtum“ nicht lange suchen muss. Auch in diesem Buch findet man sie – meist geschickt getarnt. Offenbar ist bekannt, dass sie nicht mehr zeitgemäß sind, doch will man sich davon nicht distanzieren. So ist die Kerzenweihe „noch heute im Brauchtum verankert. Sie soll – laut Überlieferung – ein Überbleibsel des einstigen Reinigungs- und Feuerrituals sein, bei welchem [...] die Winterdämonen vertrieben wurden.“ (36) Zum „Ursprung der Fasnacht“ werden verschiedene Deutungen angeboten, aber jene favorisiert, die sich von „vaselen“ („fruchten und gedeihen“) ableitet: „Letzteres deckt sich mit dem Glauben in der Bevölkerung, die Fasnacht hänge mit alten, vorchristlichen Fruchtbarkeitsriten zusammen.“ (48) Beim Scheibenschlagen liest man: „Damit dieser Brauch aus der heidnischen Zeit bis heute überleben konnte, wurde er mit christlichen Symbolen versehen. [...] Es hält sich bis heute der Volksglaube, dass [...] es sich bei diesem Brauch um einen Fruchtbarkeitsritus handle.“ (66) Dass derartige Interpretationen noch immer vielen gefallen, zeigt unter anderem der Kommentar: „Die Symbolik des Lebensbaumes auf dem blauen Schurz“ (289). Das Buch nennt die Bräuche bei ihrem mundartlichen Namen und erklärt das „Was, Wo, Wie, Warum usw.“. Sprüche, Wetterregeln und Rezepte typischer Festspeisen verstärken das Lokalkolorit. Die Darstellung der Bräuche im Jahreskreis beginnt, wie das Bauernjahr, zu Lichtmess. Festanlässe wie Wallfahrt, Kirtag, Almleben erfahren ihre Würdigung wie auch „Krampuswecken und Nigglas-Spiel“, „Krippele schaugn und Klöckln“

und neue Erscheinungen wie Halloween oder touristische Almabtriebe. Der zweite Teil ist den Bräuchen im Lebenskreis gewidmet. Manches findet sich mit kleinen Abweichungen in ganz Südtirol, anderes nur in einzelnen (deutschsprachigen) Ortschaften.

Das ebenso professionell wie liebevoll gestaltete Buch ist das Resultat einer Bestandsaufnahme auf breiter Basis. Die 1981 gegründete Südtiroler Bäuerinnenorganisation, eine Teilorganisation des Südtiroler Bauernbundes in Bozen, hat 16000 Mitglieder. Aus allen sechs Bezirken haben sie in jahrelanger Arbeit Belege über Bräuche gesammelt. Das reiche Material wäre auch für eine wissenschaftliche Bearbeitung interessant. Die Frauen sehen es als „Auftrag, Anliegen und Pflicht, Südtiroler Bräuche zu pflegen, Traditionen und Kultur weiterzugeben und Sorge zu tragen, dass die Südtiroler Bräuche auch in Zukunft noch Teil des bäuerlichen Lebens sind“. Mit diesem Buch ist ihnen ein wertvoller Beitrag gelungen. Jutta Tappeiner wünscht sich, es möge „Nachschlagwerk, Bilderbuch und Anleitung in einem sein und neugierig machen, den einen oder anderen Brauch selber (wieder) zu leben“.

Helga Maria Wolf, Wien

Gregor J. Betz, Ronald Hitzler, Arne Niederbacher u.

Lisa Schäfer (Hgg.): *Hybride Events. Zur Diskussion zeitgeistiger Veranstaltungen.* Wiesbaden: Springer VS, 2017. 340 S. m. Abb. (Erlebniswelten).

Events – die spätmodernen Formen des Festlichen – sind heute durch die kommerzielle Medienkultur, aber auch in der Hoch-, Pop- und Alltagskultur allgegenwärtig. Seit den 1990er Jahren bilden sie innerhalb der geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungsfelder einen festen thematischen Bestandteil. In ihrer Komplexität und Vielfältigkeit sind sie soziokulturelle Phänomene, die die Transformation der traditionellen außeralltäglichen Festkultur(en) hin zur Verfestlichung des Alltags und Vervielfachung der festlichen Angebote anzeigen. Die wissenschaftliche Untersuchung von Events trägt dazu bei, vergangene und gegenwärtige gesellschaftliche Dispositionen zu erkennen, zu deuten und für diverse Anwendungsbereiche fruchtbar zu machen. Darüber hinaus ist in den letzten Jahren eine Erweiterung der Eventforschung vorgenommen worden, die die urbanen Strukturen als Ausgangspunkt und Voraussetzung weiterer Eventisierungsschübe und -phänomene in den Blick nimmt.

Der angezeigte Sammelband, der an der Fakultät Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie der TU Dortmund entstand und auf eine Tagung im April 2016 zurückgeht, nähert sich den inszenierten Ereignissen mittels eines weiteren Charakteristikums: der Hybridität beziehungsweise Hybridisierung von Events. Ziel der Publikation ist es, durch Beiträge aus verschiedenen Fachbereichen aufzuzeigen, ob und inwiefern Konzepte der Hybridität beziehungsweise Hybridisierung für die Untersuchung der multidimensionalen Gegenwartsgesellschaft empirisch relevant und erkennt-

niserweiternd sind. In fünf übersichtlich strukturierten inhaltlichen Blöcken, denen einleitende Definitionsvorschläge zu den zentralen Begrifflichkeiten um Event und Hybridität vorangestellt sind, stellen die Autoren ihre Thesen, Methoden und Ergebnisse vor. Im Folgenden werden wesentliche Gesichtspunkte des Bandes herausgegriffen.

Zu Beginn der ersten Sektion bietet ein einführender Beitrag der Herausgeber eine grundsätzliche „Theoretische Orientierung“. Danach kontextualisiert *Thomas Kron* das Phänomen der Hybridität, indem er es in der Gegenwartsgesellschaft verortet, die sich von einer „dichotomen zu einer hybriden sozialen Ordnung“ gewandelt habe (25). Außerdem zeigt *Winfried Gebhardt* als ein klassischer Vertreter der soziologischen Fest- und Eventtheorie, dass sich in der Gegenwartsgesellschaft ein emotionaler Wandel der Feste und Feiern weg von Exzess und Pathos hin zum gezielten, gesteuerten und kontrollierten Gefühlsmanagement ökonomisch ausgerichteter Events vollzieht (45). Seine abschließende Diagnose formuliert Kritik und Bedenken gegenüber den mitunter inhaltsleeren und überdisziplinierten hybriden Events, welche die Ventilfunktionen ehemaliger Feste und Feiern nicht mehr ermöglichen und demzufolge „soziale Probleme“ – statt sie abzumildern – eher verstärken können (46).

Innerhalb der Sektion zu „Hybriden Events im politischen und wirtschaftlichen Kontext“ wird unter anderem gezeigt, dass Hybridisierungsprozesse politischer Großveranstaltungen in der Öffentlichkeit durchaus nicht neu sind. So verortet *Nikola Baković* die Hybridität politischer Massenveranstaltungen in Jugoslawien zwischen „rigide[m] sowjetinspierten Festformat und der Adaption westlich-kapitalistischer Inhalte“ (53). In ähnlichem Sinne weist *Theresa Jacobs* am Beispiel sorbischer Tanzparaden auf die mannigfachen Facetten politischer Inszenierungen hin. Die Untersuchung *Manfred Prischings* widmet sich hingegen der dunklen Seite der Hybridität von Ereignissen, indem durch eine vierstufige Fallanalyse (95) ein 2015 stattgefundener Amoklauf in Graz und dessen Darstellung in den Medien nachgezeichnet wird. *Janine Klemmt* schließt diesen thematischen Block mit einer Studie über die hybride Vielfalt sogenannter BarCamps und deren wirtschaftlicher Nutzbarmachung (134).

Mittels anschaulich präsentierter Fallbeispiele nähert sich die dritte Sektion der „Hybridität religiöser Ereignisse“. Diese umfassen sowohl die von *Gunther Schendel* beleuchteten historischen Entwicklungslinien und gegenwärtigen Tendenzen evangelisch-lutherischer Missionsfeste (148) als auch die Facetten der „multiplen Hybridisierung“ (160), die von *Werner Binder* und *Nils Meise* am Beispiel der Auftaktveranstaltung des Konstanzer Gedenkwochenendes für Jan Hus 2015 veranschaulicht werden (169). Des Weiteren zeigt *Ruth Conrad* anhand des „kirchliche[n] Hybridevent[s]“ (183) rund um das Reformationsjubiläum 2017, dass die Institution Kirche gegenwärtig um ein verbessertes Image ringt, welches sie auch durch ansprechende „Veranstaltungsformate und [...] flankierende Diskussionen“ (183) zu erreichen versucht. *Monika*

Salzbrunn geht in ihrem Beitrag der grundlegenden Frage nach, ob „nicht alle Zusammenkünfte, die anlässlich religiöser Praktiken organisiert werden, per se hybrid“ sind (185). Besonders deutlich wird das Ringen um ein modernes Kirchenprofil schließlich in der Art und Weise der unterschiedlichen Kommunikationsformen, die im Aufsatz von *Meike Haken* und *Michael Wetzels* analysiert werden. So verweisen hybride Events wie der „ökumenische Gottesdienst zum Auftakt der Fußball-Bundesligasaison 2015/16 [...] in der Dortmunder Dreifaltigkeitskirche“ (201) auf eine „Spannung zwischen situativer Partizipation und institutionalisierter Liturgie“ (213).

Der „Hybridisierung hoch- und interkultureller Ereignisse“ ist die vierte Sektion gewidmet. *Nicole Burzan* konzentriert sich in ihrem Beitrag auf hybride Prozesse der Eventisierung innerhalb von Museen, die einerseits einhergehen mit der Emotionalisierung und Unterhaltung ihrer Rezipienten, andererseits aber auch Tendenzen der Enthybridisierung (228) mit sich bringen, die mit der Multioptionalisierung individualisierter Museumsangebote begründet werden (230). Im Anschluss daran untersucht *Nicole Holzhauser* intendierte und nicht intendierte Hybriditätseffekte, die eng an ökonomisch motivierte Eventisierungsstrategien gekoppelt sind (242 ff.). Die abschließende Analyse von *Bernd Rebstein* und *Bernt Schnettler* versucht, die Leistungsfähigkeit der „Reflexion der jeweiligen Abschattungen und Mischungsverhältnisse von Hybridität für die Erfassung zeitgeistiger und anderer Veranstaltungen“ (261) abzuleiten.

Die letzte Sektion des Sammelbandes befasst sich mit „Hybriden Events in (Jugend-)Szenen“. Am Beispiel des Leipziger „Wave-Gotik-Treffens“ analysiert *Markus Tauschek* die verschiedenartig kombinierten Elemente und Hybridisierungstendenzen von Events. *Stefan Brandt* verdeutlicht durch seine Analyse der Vermischung von Techno-Party und Kneipenszene, wie schwer es ist, eindeutige Aussagen über die Gründe der Transformationsprozesse von Feiern hin zu hybriden aufmerksamkeitsökonomisch geleiteten Events zu treffen. Hinsichtlich solcher Schwierigkeiten steht die Tragfähigkeit des Hybriditäts-Konzeptes letztlich prinzipiell zur Diskussion: Laut *Peter Hinrichs* sei es ratsam, sich zukünftig eher auf die Entstehung von Hybriden und deren Verdichtung zu Typen zu konzentrieren und hierbei stets zu fragen, ob der jeweils untersuchte Hybrid überhaupt noch als aus zwei oder mehreren Elementen bestehend wahrgenommen wird (308). Durch vergleichendes Quellenstudium online zugänglicher Partyfotos erforscht *Francis Müller* Szenezugehörigkeiten anhand „körperliche[r] beziehungsweise körpernahe[r] und ästhetische[r] Phänomene[...], die eine symbolische Bedeutung haben“ (312). Der letzte Beitrag von *Julia Wustmann*, *Christin Scheurer* und *Paul Eisewicht* geht schließlich der Frage nach, „welche Menschen mit welchem Wissen und welcher Erwartung, welche Ereignisse als hybrid erfahren“ (322) und endet mit der Feststellung, dass „Hybridität [...] ein fragiles und zeitweiliges Zwischenstadium zwischen zwei Entitäten zu sein [scheint]“ (335).

Ein Fazit, das die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen in einem bilanzierenden Abschluss zusammenfassen würde, fehlt leider und lässt das ansonsten lesenswerte Buch, das streckenweise eine sorgsamere redaktionelle Bearbeitung verdient hätte, damit recht unvermittelt enden. Der Beitrag von *Hans-Georg Soeffner*, der in der zweiten Sektion des Bandes zu finden ist, bietet allerdings insofern einen Ersatz, indem er nach dem analytischen Mehrwert einer angewandten Hybridisierungssemantik fragt, die zukünftig eher als ein mythenreiches Abbild des gegenwärtigen ‚zeitgeistlichen Selbstverständnisses‘ diskutiert und analysiert werden sollte (92).

Susan Baumert, Weimar

Klaus Näumann, Thomas Nußbaumer u. Gisela Probst-Effah (Hgg.): *Musikalische Wettstreite und Wettbewerbe*. München: Allitera, 2018. 410 S. m. Abb., z. T. farbig. (Musik | Kontexte | Perspektiven, Bd. 9).

Die Referate von gleich zwei Tagungen, ergänzt durch thematisch passende Texte aus anderen Veranstaltungen sowie bestellte Aufsätze, versammelt die vorliegende Publikation. Die „Kommission zur Erforschung musikalischer Volkskulturen“ in der „Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V.“, in Verbund mit dem „Institut für Europäische Musikethnologie“ der Universität zu Köln, hielt am 2. und 3. Oktober 2014 ihre Arbeitstagung zum Thema „Musikalischer Wettbewerb“ an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln ab. Der Fachbereich Musikalische Ethnologie am „Department für Musikwissenschaft“ der Universität Mozarteum Salzburg hatte für den 21. und 22. Oktober 2014 unter dem Thema „Volksmusik & Wettbewerb – Folk Music & Competition“ zu einer Tagung geladen. Im nachfolgenden Gedankenaustausch entschieden sich die Initiator*innen beider Tagungen dankenswerterweise zur gemeinsamen Publikation. Die heterogenen Perspektiven und vorgestellten Musiken an diversen Orten werden dabei der Erkenntnis gerecht, „dass das Phänomen musikalischer Wettstreit/Wettbewerb bei unterschiedlichen Musiken virulent ist und [...] sich nicht im Geringsten um irgendwelche von Menschenhand gezogenen Genre-, Gattungs- oder Stilabgrenzungen schert“ (10). Sieben von insgesamt 22 Beiträgen sind auf Englisch verfasst, sodass auch ein internationaler Fachkreis problemlos Zugang zu dem weltweit präsenten Themengebiet erhält.

Schon im einführenden Aufsatz „Wettstreite und formalisierte Wettbewerbe in der Musik: Wesen, Interakteure, Funktionen, Potenziale und Gefahren“ macht *Klaus Näumann* deutlich, wie breit das Themenfeld nicht nur im Hinblick auf historische und geografische Dimensionen, sondern auch bezüglich der (Darbietungs-) Formen und Akteure ist. Er verweist auf bereits in der Antike bekannte musikalische Wettbewerbe und führt mit kurz vorgestellten Wettstreiten aus Südamerika, Afrika und Europa quer durch die Kontinen-

te; lediglich für Asien konstatiert er eine spärliche Quellenlage. Er legt Wesen und Funktionen der Phänomene dar und unterscheidet Wettbewerbe von formalisierten Wettstreiten – bei teils fließenden Grenzen und weit über musikalische Aspekte hinausreichenden weiteren Funktionen (47). Wettbewerbe zeichnen sich demnach im Wesentlichen durch die Existenz von Regelwerken und musikalischen Schiedsrichtern sowie das nacheinander erfolgende Auftreten der Opponenten und ein Geflecht verschiedener Interakteure mit abweichenden Interessen aus (25–26), während die Wettstreite in „den meisten Fällen [...] stark in einen spezifischen kulturellen Kontext eingebunden“ (21) seien. Er widmet sich den Funktionen von Publikum, Akteuren, Juroren, Wirtschaft, Massenmedien, Moderatoren sowie politischen und religiösen Obrigkeiten ebenso wie der Frage nach der Sinnhaftigkeit von Wettbewerben, ihren kritikwürdigen und ihren positiven Aspekten. Näumann schließt mit dem persönlich motivierten Desiderat, „das Phänomen als solches zu akzeptieren, gleichwohl aber Prozesse, Interaktionen und Interakteure kritisch zu beleuchten, auch über potenzielle Vor- und Nachteile zu reflektieren und diese zu artikulieren, insbesondere dann, wenn sich Machtpotenziale zu stark auf eine bestimmte Seite hin verlagern oder das Phänomen gar zum perfiden Machtinstrument (de)generiert und dies zu Ungunsten (zumeist) jener, die für die Kunst zuständig sind“ (49).

Die folgenden, alphabetisch nach Autor*innen sortierten Beiträge sind zwischen sechs und 32 Seiten lang und bilden ein buntes Kaleidoskop zum Themenkomplex. Sie reichen von Reflexionen zur Erzählung vom „Musikwettstreit im Benares der vorbuddhistischen Zeit“ (*Gretel Schwörer-Kohl*, 357–361) bis hin zu Analysen von Musikcastingshows im deutschen Privatfernsehen (*Peter Moormann*, 233–245). Beide Male stehen „Lehrer“ im Mittelpunkt. Bei Schwörer-Kohl bildet den Kernpunkt in der Geschichte von der Reinkarnation des künftigen Buddhas als Hofmusiker, der sich einem anmaßenden Schüler im Wettstreit stellen muss, „die Verehrung des Lehrers, ein ganz wichtiges Gebot in der buddhistischen Lehre, das bis heute in buddhistischen Ländern gilt“ (360). Moormann geht dem Verdacht nach, dass es sich bei den Musikcastingshows „nur noch formal um musikalische Wettbewerbe handelt“ (233), die tatsächlich keine neuen Musikstars generierten, sondern vielmehr dazu dienten, etablierten Stars – den Juroren/Coaches – Werbepattformen und sowohl den Teilnehmern als auch den Zuschauern Projektionsflächen für parasoziale Beziehungen zu bieten. *Astrid Reimers* berichtet „Vom beschwerlichen Weg nach oben“ (297–313) anhand des Kölner Nachwuchswettbewerbs „Rock de Cologne“, der einerseits „Amateurmusikern Kenntnisse über das Musikbusiness“ vermitteln, andererseits dem Sponsor Sparkasse via Imagetransfer von Rockmusik zu innovativer, jugendlicher Bank bei der Kundenakquise helfen sollte. Nach der fünften Auflage wurde der „Rock de Cologne“ eingestellt, wohl weil die Werbekampagne ausgeschöpft war. Der Traum vom Durchbruch zum Profimusiker erfüllte sich für die Teilnehmer*innen jedoch nicht, sie

blieben fast ausnahmslos bis dato Hobbymusiker, erinnern sich aber noch immer gern an das besondere Ereignis der Wettbewerbsteilnahme. Der Stolz im Augenblick des Sieges und sich zu vergegenwärtigen, wie es sich anfühlen wird, wenn die eigene Samba im Sambodrom aufgeführt wird, sei die größte Motivation für die Komponisten beim Wettbewerb der besten Samba-schulen Rio de Janeiros, resümiert *Friederike Jurth* ihre Beobachtungen über „The phenomenon of composers' competitions within the best samba schools in Rio de Janeiro“ (123–135). Während mehrerer Feldforschungsaufenthalte erlebte sie den Wettbewerb zunächst als Außenseiterin und Beobachterin, während sie später die Insider-Perspektive als Musikerin für eine Komponistengruppe einnehmen und hinter die Kulissen blicken konnte.

Auf der Grenze zwischen Spiel und Wettbewerb – angelehnt an die Definition von Lévi-Strauss von „game and ritual“ – ordnet *Regine Allgayer-Kaufmann* das „Boi-Bumbá in Parintins (Amazonia)“ ein (55–65). Die Darbietung Boi oder Boi-Bumbá ist in ganz Brasilien in unterschiedlichen Traditionen bekannt. Das Besondere in Parintins ist, dass es hier lediglich zwei Boi-Gruppen gibt und die ganze Stadt und auch das komplette Auditorium in ebendiese Lager zerfallen. Der Wettbewerb, so Allgayer-Kaufmann, sei wohl nicht das ultimative Ziel, sondern der Rahmen für die öffentliche Darstellung einer sozialen Realität, bei der die Musik die Kommunikation zwischen den beiden Gruppen unterstützt. Hier werde mit allen Mitteln der Kunst eine gesellschaftliche Leistung inszeniert und gefeiert.

Wie das Boi-Bumbá stehen etliche Wettbewerbe in Verbindung mit langen (Musik-)Traditionen, wurden entstehungs- und entwicklungsgeschichtlich unter Umständen aber erst unzureichend untersucht und verändert durch die Modifikation der Musiziergelegenheit in eine formalisierte Wettbewerbssituation die Musiken. *Klaus Näumann* beleuchtet Veränderungen in „Trinidads Parang-Musik und Jamaikas Mento-Musik“ im Kontext national motivierter, formalisierter musikalischer Wettbewerbe (247–271). Er kommt zum Schluss, dass „der formalisierte musikalische Wettbewerb durchaus zur Nachhaltigkeit einer Musik beitragen kann, insofern als er Gruppen *in* Betätigungsfeld eröffnet, dessen Regeln sie sich allerdings unterwerfen müssen [... und] dass Kurswechsel und Kehrtwenden [...] sich höchst negativ auf eine Musik auswirken können“ (269). Näumann überlegt, man müsse damit rechnen, dass das „durch die formalisierten Wettbewerbe Eingeführte (samt seiner wesensfremden und von außen hineingetragenen Kriterien) [...] zur Gewohnheit, schließlich zum ‚Traditionellen‘ verklärt und das Alte zunehmend als anachronistisch angesehen, im Extremfall sogar komplett vergessen [wird]“ (248).

Diesen positiven Aspekt kann auch *Dan Lundberg* für schwedische Volksmusik bestätigen („Das neue Zeitalter der Volksmusikwettbewerbe in Schweden“, 163–184). Während im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts Volksmusikwettbewerbe in Schweden äußerst beliebt waren, lag der Schwerpunkt danach bis vor wenigen Jahren auf den sogenannten „Spielmannstreffen“ mit

dem sehr wichtigen spontanen Musizieren. Im Zusammenhang mit der in den letzten Jahren wieder großen Beliebtheit der Volksmusikwettbewerbe weist Lundberg hin auf „die zunehmende Professionalisierung des Genres ‚Volksmusik‘, aus der sowohl für Darbietende als auch für Veranstalter ein vermehrter Bedarf an öffentlicher Präsenz entstand“ (163). Damit nivellierten sich auch scheinbare Gegensätze zwischen Volks- und Popmusik: „Heute basiert nämlich die Popmusik auf eine gleiche Weise wie die Volksmusik auf mündlicher Überlieferung und Verbreitung, und in vielen Fällen wird sie heute sogar mehr als die Volksmusik auditiv bzw. schriftlos vermittelt.“ (170) Das Genre Volksmusik habe sich „immer mehr von seinen alten Kontexten gelöst und zu einem musikalischen Genre unter vielen anderen verwandelt. Heute kann man sich Volksmusik ebenso aneignen wie Jazz, Kunstmusik oder Rock. Aber die Vorstellung, dass Volksmusik eine „authentische“ und sozusagen „ererbte“ Musikform darstelle, existiert weiterhin, was mit sich führt, dass wir unterschiedliche ästhetische Vorstellungen damit verbinden.“ (171)

Während in Schweden Volksmusikwettbewerbe und damit erworbene Titel („Weltmeister“ u. a., 182) als wirksames Marketingmittel betrachtet werden, geht in der Schweiz die Tendenz „zumindest in der Ländlermusik [...] weg von Wertung und Ranglisten hin zu motivierenden Plattformen und konstruktiver Kritik – mit großem Erfolg“ (323). Damit, so *Dieter Ringli* in seinem Beitrag „Von der Wertung zum Coaching: Wettspiele in der Schweizer Ländlermusik“ (315–323), entzieht man sich der objektiven Evaluierung und richtet die Aufmerksamkeit auf die Gefühlsebene. „Das, was uns berührt, ist das Einzigartige, Individuelle, Unvergleichliche.“ (316) Bei den Alphorn-Wettbewerben dagegen ist „juriertes Wettblasen“ (76) durchaus erwünscht. 1805 zur Aufwertung des Nationalbewusstseins an der Ruine Unspunnen bei Interlaken im Berner Oberland erstmals durchgeführt, stellt das Alphornwettblasen „in der Schweiz seit über 200 Jahren einen wichtigen Faktor zur Belebung, aber auch zur Regulierung von Alphornmusik und deren Aufführungspraxis dar“ (76), erläutert *Raymond Ammann* „Die Funktionen des Alphorn-Wettblasens von den ersten Unspunnenfesten bis heute“ (67–77).

Nach dem Vorbild des Wettbewerbs „Jugend musiziert“ initiierte Josef Sulz 1974 den im zweijährigen Turnus stattfindenden „Alpenländischen Volksmusikwettbewerb“, um „die Jugend des Alpenraumes zur Pflege unverfälschter Volksmusik“ (197) zu animieren. *Walter Meixner* widmet der Wettbewerbslandschaft in den Alpenländern mit Schwerpunkt Österreich zwei Beiträge („Volksmusikwettbewerbe in den Alpenländern – mit besonderer Berücksichtigung der Vorbildveranstaltung ‚Alpenländischer Volksmusikwettbewerb‘ in Innsbruck, 197–216, und „Veränderungen in der Wettbewerbslandschaft in Österreich seit 1974 – Wettbewerbe in der Nachfolge des Alpenländischen Volksmusikwettbewerbs in Innsbruck“, 217–232). *Manfred Seifert* vertieft die Situation in Bayern und bezieht „theoretisch-konzeptionelle Reflexionen zur Situation der Volksmusikpflege in Bayern im 20. und

beginnenden 21. Jahrhundert“ (387) mit ein. „Gegenüber dem älteren Pflegeideal [...] hat mittlerweile die vom Musikwissenschaftler und Volksliedforscher Ernst Klusen entwickelte strukturfunktionalistische Auffassung von Volkslied vielfach einen nachhaltigen Wandel des Pflegestils bewirkt.“ Neuerdings „gewinnt nun ein diskursanalytisch ausgerichteter Theorieansatz immer mehr an Relevanz, der die Kommunikationsprozesse ins Zentrum rückt, die sich um die Musikaktivitäten herum entfalten“ (387). Seifert geht davon aus, dass das „Bedürfnis nach Patrimonialisierung und Prädikatisierung“ (388) auch innerhalb der Volksmusikpflegezene weiter bestehen wird. Neben den „kompetitiven Praktiken“ weist er hierzu auf die Chancen des „prozesshaft dynamische[n] Traditionsverständnis[ses]“ der UNESCO-Konvention zum Immateriellen Kulturerbe hin.

Nicht in ihrem eigentlichen Kontext, dem Gesangswettbewerb der sizilianischen Carrettieri, entstanden sind die beiden Gesangsaufnahmen, die *Rob Schultz* analysiert („Melodic Structure and Competitive Improvisation in the Singing Tradition of the Cart Drivers from the Province of Palermo, Sicily“, 345–356). Die Carrettieri – bis in die 1960er Jahre Transporteure mit Pferde- oder Eselskarren – nutzten ihre Rastplätze entlang der Transportstrecken als Treffpunkte für soziale Kommunikation und unterschiedliche Wettbewerbe, unter anderem für virtuose Gesangswettbewerbe. Schultz vergleicht eine bei einem Ehemaligen-Treffen 1970 entstandene Aufnahme mit einer Konzert-Aufnahme von 1995. Nur so kann er Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Präsentationen feststellen, denn niemals wäre dasselbe Lied innerhalb eines realen Wettstreits von zwei unterschiedlichen Sängern vorgetragen worden.

Tiefgreifende arbeitsstrukturelle Veränderungen und damit einhergehend der Versuch, die regionale Rinderhaltung anzuregen, waren 1953 die Gründe zur Etablierung des Hirtenfestes in Zella-Mehlis. Unterschwellig „mag auch eine beginnende kulturelle Verlust Erfahrung bei der Installation des Hirtenblaswettbewerbs mitgewirkt haben“ (105), vermutet *Peter Fauser*. Er betrachtet die quellenmäßig schwer zu fassenden „Wettbewerbe der Hirtenbläser im thüringischen Zella-Mehlis in den Jahren 1953 bis 1973“ im Spannungsfeld zwischen „arbeitsfunktionaler Signalgebung und Folkloredarbietung“ (101–122). Während die Hirtensignale im Wettbewerb anfangs noch genauso wie in eigentlicher Arbeitsfunktion geblasen wurden, lösten sie sich schließlich vollständig von der Hutungspraxis in Richtung folkloristischer Darbietungen. „Die fortschreitende gesellschaftliche wie ökonomische Entwicklung schließlich ließ das Ereignis [Hirtenfest] obsolet werden“ (121), während Hirtenhörner und -signale als „Hirtenfolklore“ unterschiedlicher Couleur präsentiert würden.

Die „radiophone Bestandsaufnahme der Spezifika hinsichtlich Repertoire und Interpretation der Singenden in einer ausgewählten Region“ (87) bildete den Leitgedanken der „Volksliedersingen“ der ‚Ravag‘ von 1934–1937“ (79–100). *Walter Deutsch* widmet sich den zwölf Veranstaltungen, deren Vorbilder das Oberbayerische Preissingen in Egern (1930) und seine drei Nach-

folgeveranstaltungen 1931 in Landshut, Weilheim und Traunstein waren. Anders als die Kollegen des Bayerischen Rundfunks setzten die Verantwortlichen der österreichischen „Radio-Verkehrs-Aktien-Gesellschaft“ (Ravag) statt auf einen Wettbewerb auf die Beurteilung der Bewerber durch Experten und Erinnerungsgaben. „Ein wesentliches Ergebnis der Ravag-Volksliedersingen in den zwölf ausgewählten Landschaften liegt in der Konfrontation der als legitimierte Lenker des Volksliedgesanges wirkenden Forscher und Pfleger mit den Überlieferungsträger(inne)n. Ein Großteil der damals angetretenen Sängerinnen und Sänger kam aus jener dörflichen Bevölkerungsschicht, in der die örtliche oder familiäre Singkultur, der Singstil und das Repertoire in langer Überlieferung lebendig waren. Durch diese von der städtischen Volksliedpflege kaum berührte volksmusikalische Situation in den Dörfern wurde jedes dieser öffentlichen Singen zum klingenden Abbild einer stilistisch abgrenzbaren Region“ (95), stellt Deutsch fest und verweist auf die Möglichkeiten des Vergleichs der damals entstandenen Aufnahmen mit neuen Interpretationsformen derselben Lieder.

Die Weitergabe der christlichen Heilsbotschaft, nicht die Konservierung von Repertoire und Interpretation, steht im Mittelpunkt der Chorwettbewerbe der Christian Women Fellowship (CWF) in Kamerun. Singen zur Stärkung des Gemeinschaftsgefühls und als Ausdruck des Glaubens war immer ein wichtiger Teil im Programm der Missionsarbeit (327). *Nepomuk Riva* berichtet über seine Forschungen bei einem Wettbewerbswochenende im Jahr 2008 („We are learning to transform. Transferring Faith through Women’s Choir Competitions in Cameroon“, 325–343). Seine Schwerpunkte liegen auf der oralen Kompositionstechnik, dem verwendeten musikalischen Material und darauf, wie durch die Wettbewerbe religiöses Wissen erworben und weitergegeben wird.

Die Frage nach der Organisationsform „Gesangswettbewerb oder Wertungssingen“ erörtert *Helmke Jan Keden* am Beispiel des „bürgerlichen Laienchorgesang[s] zwischen liberalem Leistungsstreben und nationalem Gemeinschaftsideal in der Weimarer Republik“ (137–148). 1933 wurde „ein Verbot der vermeintlich gemeinschaftschädigenden Wettstreite [erlassen, ...] welches die NSDAP-Organisationen zum Teil durch eine äußerst rigide Vorgehensweise auch durchsetzten“ (142). Durch dieses Verbot konnte die Frage aber nicht gelöst, sondern lediglich „auf unbestimmte Zeit verschoben“ (142) werden.

Maša K. Marty widmet sich den „Folk Music Competitions in Slovenia“ (185–195), die erst nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzten, als Volksmusik innerhalb der Populärmusikwettbewerbe eine kleine Nische fand. „Competition on folk music started as presentations of folk singers and musicians under the indirect guidance of the main institution of cultural policy for folklore activities in Slovenia.“ (189) Die Wettbewerbe, bei denen Ethnomusikologen auf Basis von Feldforschung und langjähriger Kenntnis die Regeln vorgeben, finden bis heute als sogenannte „Treffen“ statt, während sich auch in Slowenien parallel dazu Wettbewerbe etablie-

ren konnten, bei denen die Musiker kreativ mit traditionellem Material umgehen. In Astrachan wurde 2003 der Wettbewerb „Voices of the Golden Steppe“ (397–404) ins Leben gerufen. *Elena M. Shishkina* beschreibt Ausgangssituation, Installation und Entwicklung des musikalischen und ethnographischen Wettbewerbs, der – getragen vom Center of Folk Culture – die Wechselbeziehungen zwischen östlichen und westlichen Traditionen sowie die in ihrem Schnittpunkt daraus resultierenden Veränderungen im Blick hat.

Über Staatsfolklore hinaus von konkreter politischer Einflussnahme auf musikalische Wettbewerbe berichten *Heejin Kim* bei der „National Folk Arts Competition in South Korea“ (141–161) und *Anina Paetzold* im kambodschanischen Wettbewerb „Hear My Song“ (273–296), die zudem dem Wandel im kulturellen Selbstverständnis Kambodschas nachspürt. „Die Neukompositionen, die vor einigen Jahren noch verteidigt werden mussten, weil sie als Gefahr für eines der wichtigsten nationalen Kulturgüter, die traditionellen Künste, angesehen wurden, bekommen einen neuen Stellenwert als die zukünftige Hoffnung des Landes. Unterstützung erfahren sie vom Premierminister und durch kulturpolitische Förderungen der Ministerien. Das Anknüpfen an Perioden aus der Geschichte des Landes rechtfertigt den freien Umgang mit Neuerungen und Einflüssen anderer Kulturen, sodass die kontemporären Erzeugnisse als Nationalkunst in der Landestraddition verortet werden können. Der Wettbewerb stellt sich dabei als ein wichtiges Mittel für die Anschubförderung von Neuproduktionen kambodschanischer Popmusik durch kulturpolitische Akteure dar.“ (295) Das Jahr 1961, so *Kim*, stellt in der Geschichte der südkoreanischen „National Folk Arts Competition“ einen Meilenstein dar, denn der nach 1958 zum zweiten Mal stattfindende Wettbewerb zwischen den die verschiedenen Provinzen des Landes repräsentierenden Gruppen erfährt eine politische Überformung durch die neue Militärregierung, indem beispielsweise durch Ausweitung des Programms, Verlegung des Veranstaltungsortes und geschickte Terminplanung eine scheinbare Einheit aller Koreaner unter Führung der neuen Regierung erzeugt wird.

„Competition, Bane or Boon“ (157) überschreibt *Kim* das letzte Kapitel ihres Beitrags. Fluch und Segen – musikalische Wettstreite und Wettbewerbe können beides sein, die 22 Artikel belegen dies aus unterschiedlichsten Perspektiven und weisen gleichzeitig auf Forschungsdesiderate hin. Durch das breite Spektrum der Forschungsansätze und Untersuchungsgebiete erhält der/die Leser*in einen guten Überblick über die Heterogenität des Sujets. Zur Abrundung der interessanten Aufsatzsammlung fehlen eigentlich nur Informationen zu den Programmen der beiden Tagungen beziehungsweise darüber, welche Beiträge über die Veranstaltungen hinaus in den vorliegenden Band aufgenommen wurden.

Heidi Christ, Uffenheim

Michael Fischer u. Christofer Jost (Hgg.): *Amerika-Euphorie – Amerika-Hysterie. Populäre Musik made in USA in der Wahrnehmung der Deutschen 1914–2014.* Zum 100-jährigen Bestehen des Deutschen Volksliedarchivs und zur Gründung des Zentrums für Populäre Kultur und Musik. Münster/New York: Waxmann, 2017. 387 S. m. Abb. (Populäre Kultur und Musik, Bd. 20).

Das Buch verfolgt ein doppeltes Anliegen. Es ist eine Art Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Deutschen Volksliedarchivs, das 1914 von John Meier in Freiburg im Breisgau gegründet wurde, und es ist gleichzeitig eine programmatische Absichtserklärung zur fachlichen Positionierung des Nachfolgezentrums für Populäre Kultur und Musik im Jahre 2014 auf einer neuen inhaltlichen, theoretischen und methodischen Grundlage. Geleit- und Grußworte stellen eine Art tabula gratulatoria und eine Wertschätzung der bisherigen wissenschaftlichen Leistungen des Archivs dar. Die etwa 20 vorgelegten Beiträge einer Konferenz stecken das fachliche Potential der jungen Wissenschaft zur populären Musik ab und umschreiben eine stillschweigende Erwartung der akademischen Öffentlichkeit an das Nachfolgezentrum.

Die Beiträge behandeln die deutsche Wahrnehmung der amerikanischen populären Musik und flankierende Ereignisse und Praktiken der Alltagskultur. Von zentraler Wichtigkeit ist die sich wandelnde Gefühlsstruktur in den letzten hundert Jahren diesseits und jenseits des Atlantiks, also die unterschiedlichen realhistorischen Rahmenbedingungen und ihre wechselseitigen Beeinflussungen. In den USA beginnen wir mit dem Ersten Weltkrieg und dem Jazz Age, dann folgen die Roaring Twenties, die Wirtschaftskrise und New Deal, schließlich die Nachkriegszeit, der Kalte Krieg und die Studentenbewegung, die als eine Art Sattelzeit gelten kann mit einer Brücke zur Globalisierung und Digitalisierung der populären Musik weltweit. Auf deutscher Seite folgt dem Ende des Ersten Weltkriegs der Schock von Versailles, dann die krisenhaften Zwanziger Jahre und das Aufblühen der Weimarer Republik, die Hitlerjahre, dann die Nachkriegszeit und die Adenauer-Restauration, danach der Kalte Krieg. Mit der stark von Amerika geprägten Studentenbewegung setzt eine gewisse Konvergenz der Gefühlsstrukturen ein, um in der gemeinsamen Globalisierung und Digitalisierung der populären Musik aufzugehen. Der Forschungsgegenstand und das Erkenntnisinteresse sind im Zentrum für populäre Musik umfassender definiert als zu Zeiten des Volksliedarchivs. Gegenstand des neuen Interesses ist die „Musik der Vielen“ im Kontext der populären Alltagskultur ohne die leidige hierarchische Trennung zwischen highbrow und lowbrow beziehungsweise die Differenz zwischen E-Musik und U-Musik, zwischen Volkslied und Popmusik. Auch als symbolische Ressource in der politischen und gesellschaftlichen Arena übernimmt die populäre Musik eine neue Rolle. *Peter Wicke* fasst die Aufgaben und Erwartungen an das neue Zentrum zusammen: „Der Volksmusikforschung werden diese Impulse aus dem musikalischen Alltag der Gegenwart, der Popmusikforschung, eine Vertiefung der historischen

Dimension bringen. Die interdisziplinäre Verankerung im Kontext der populären Kultur ist dabei unerlässliche Voraussetzung, um dem vielschichtigen Geflecht von sozialen, wirtschaftlichen, technologischen und medialen Prozessen auf die Spur zu kommen, in die die musikalischen Aktivitäten im Alltag in Vergangenheit wie Gegenwart eingebunden sind. [...] Möge das Zentrum für Populäre Kultur und Musik an der Universität Freiburg zu einem Ort werden, an dem die populären Musikformen – vom Volkslied bis zum HipHop und all dem, was der Musikbetrieb in Zukunft hervorbringt – eine kritische Auseinandersetzung erfahren, die ihrem realen Stellenwert in Kultur und Gesellschaft entspricht.“ (35 f.)

Die deutsche Wahrnehmung der amerikanischen populären Musik, so der Titel des Buches und der vorausgegangen Konferenz, pendelt zwischen Euphorie und Hysterie, zwischen Amerikabegeisterung und Amerikakritik, zwischen Abwehr und Akzeptanz. Den Herausgebern ist es gelungen, durch Einladung von WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Fachbereichen einen interdisziplinären, multiperspektivischen Zugang zu diesem Themenkomplex zu eröffnen. Der Spannungsbogen zwischen Begeisterung und Ablehnung ist auch ein fester Bestandteil des sogenannten American Exceptionalism und hat auch die Rezeption der populären Musik in den Vereinigten Staaten geprägt. Kulturpessimisten, die an der Tradition mit ihren hohen Idealen festhalten wollten, reagierten auf das Aufkommen und die massenhafte Verbreitung einer Unterhaltungsindustrie mit heftiger Kritik an seiner „zersetzenden Wirkung.“ Es hat in den USA von den Coon Songs über den Jazz und die Rockmusik bis zum Hip-Hop zu jedem innovativen Entwicklungsschub der Populärmusik eine heftige begleitende Diskussion Für und Wider gegeben. Als Austauschstudent in Dubuque Iowa in den Jahren 1957/58 konnte ich die Wirksamkeit dieser Dynamik (und ihre Überwindung) beobachten: Auf den wöchentlichen Tanzabenden des College durfte der DJ die Everly Brothers, Dean Martin, Doris Day und Paul Anka auflegen, aber keineswegs die harten Nummern von Elvis oder vom Großvater des Rock, Bill Haley. Das Verbot wurde jedoch durch massiven Protest der tanzenden Jungbürger perforiert, bis die langsamen Nummern von Elvis zum Ausklang des Abends erlaubt wurden. Kurzum, der dialektischen Rezeption zwischen Euphorie und Hysterie in Deutschland ging eine amerikanische Diskussion zwischen Verbot und Akzeptanz voraus. Noch im Oktober 1957 soll Frank Sinatra auf den phänomenalen Erfolg von Elvis Presley wie folgt reagiert haben: „Rock'n Roll is the most brutal, ugly, desparate, vicious form of expression it has been my misfortune to hear“, eine Meinung, die die amerikanische Elterngeneration durchaus teilte. Die religiöse Rechte unterstellte noch 1966 der populären Musik insgesamt einen kommunistisch unterwanderten Masterplan zur Korruption der Sinne durch die Übernahme afrikanischer Rhythmen, vermittelt von jüdischen, das heißt orientalischen Türhütern.¹

Die Anordnung der Beiträge ist chronologisch und setzt mit dem Zeitraum von 1914 bis 1945 unter dem

Titel „Neue Klänge in deutschen Landen“ ein. *Martin Pfeleiderer* beginnt mit der Erfindung Amerikas aus dem Geiste des Jazz und behandelt die Jazzrezeption in Deutschland zwischen den Weltkriegen. So sei Jazz als Symbol für Amerikas prosperierenden Fortschritt und expandierenden Kapitalismus und als neu-sachliches Symbol der Maschinenwelt gesehen worden. Hierbei betont er die Rolle der afroamerikanisch-inspirierten Gesellschaftstänze, wie etwa Cakewalk, Shimmy, Foxtrott und Jitterbug, die die Entstehung und schnelle Verbreitung des Jazz flankierten. Es gab parallel dazu eine kritisch-konservative Reaktion auf beiden Seiten des Atlantiks, vor allem in der Nazizeit, die die „Vernegerung, Verjudung und Verweiblichung“ durch populäre Musik beklagte und bekämpfte. Pfeleiderers Fazit: Der Jazz war sowohl Symptom wie auch Antrieb eines ersten Globalisierungsschubs, mit seinen glocalisierten widersprüchlichen Verortungen. *Niels-Constantin Dallmann* stellt einen wissenschaftlich weitgehend unbeachteten Roman, „Jazzyn“ von Erwin Sedding, mit ausführlichen Darstellungen des Weimarer Jazzmarkts vor. *Tobias Fasbhauer* untersucht einen populären Marsch, „The Washington Post“ von John Philip Sousa, und seine deutsche Rezeption. *Jens Gerrit Papenburg* studiert die Artikulationen populärer afroamerikanischer Musik und ihre Wahrnehmung in Deutschland zwischen 1900 und 1925 unter den Stichworten Plantage, Militär und Maschine. Hierbei versucht er eine Neueinschätzung der Jazztheorie von Theodor W. Adorno, der von einer archaisch wirkenden Exotik des Jazz ausging. Ebenso werden Vorformen des Jazz in der Minstrel Show und der Tradition der militärischen Blasorchester (etwa James Reese Europe) analysiert. *Johanna Rohlf* widmet sich der Jazzrezeption in der Berliner Presse in den zwanziger Jahren und hier vor allem dem umwerfenden Erfolg des Paul Whiteman Orchester. Ihre Beispiele lassen erkennen, „dass der Jazzdiskurs in einem großen Maße Katalysator für andere Befürchtungen und Missstimmungen war. Im Zentrum steht die Sorge vor einer starken kulturellen Einflussnahme der USA auf die deutsche Kultur bzw. die Hoffnung auf genau diese Einflussnahme.“ (132) *Wolfgang Rumpf* schließt den ersten Block mit „Amerikaschwärmerie, Systemkritik, Frust und Desillusionierung in den Theaterprojekten von Kurt Weill und Bert Brecht“ mit besonderer Berücksichtigung von Lindberghflug, Dreigroschenoper und Mahagonny.

Der zweite Block handelt „Von Besatzern, Freunden und Feinden“ in der Nachkriegszeit von 1945 bis 1960. *Kaspar Maase* betont die Kontinuitäten in der transatlantischen Beziehung und räumt mit einigen Legenden zur Stunde null auf. Er fragt, ob die Nachkriegsdeutschen die amerikanische Musik „eingängig und vertraut oder herausfordernd und rebellisch“ empfunden haben. *Philipp Pabst* untersucht die Darstellung der Jugendkultur in Alfred Anderschs „Der Tod des James Dean“. *Katharina Weissenbacher* gibt Einblicke in die Entwicklung des Jazz in der DDR nach dem Mauerbau. *Vesna Ivkova*s englischsprachiger Beitrag über die musikalische Identität der Deutschen in der Vojvodina wirkt etwas verloren und passt thematisch nicht ganz in das Kon-

zept des Buches. Dafür trifft *Michael Fischer* wieder ins Volle mit Peter Kraus als Beispiel einer domestizierten Amerikanisierung der deutschen Musikkultur.

Der dritte Block trägt den Titel „Neue Freiheiten“ und betrifft die Jahre 1960 bis 1980. Peter Wicke behandelt die andere Seite des Amerikanismus, der mit der Gitarre in der Hand die Welt verändern wollte, und *Monika Bloss* fragt, warum es afroamerikanische Musik, insbesondere Soul und Free Jazz, in den Deutschlands der sechziger Jahre so schwer hatte. (Die implizierte Antwort ist die Prominenz und die Popularität des Rock'n' Roll.) *Maria Schubert* untersucht die Rezeption afroamerikanischer Freiheitsklänge in der DDR, und *Wolfgang Jansen* analysiert das amerikanische Schock- und Rockmusical „Hair“ und die Einbettung in die Hippie-Kultur. *Monika Demmler* schließt den Block mit einer Untersuchung der „psychological healing functions and the revival of psychedelic Rock Music in the 21st century“.

Der vierte Block umfasst die Jahre 1980 bis 2014 und suggeriert, dass wir inzwischen vollamerikanisiert sind. *Christoph Jacke* beginnt mit einer Revue der Popmusik in Deutschland 1980 bis 2014 zwischen Amerikanisierung und Anti-Amerikanisierung. *Christofer Jost* stellt die Band Rammstein und ihren Song „Amerika“ als Lust zur Provokation vor. *Hannes Lob* schließt den Band mit einer Darstellung des Gangsta-Rap im Vergleich zwischen den USA und Deutschland.

Lässt sich aus den vielfältigen und unterschiedlichen Beiträgen erklären, warum die populäre Musik made in USA in der Wahrnehmung der Deutschen 1914–2014 so prägend und erfolgreich war, dass man insgesamt für die hundert Jahre von einer graduellen Selbst-Amerikanisierung sprechen kann? Was aber erklärt die Popularität der amerikanischen Popmusik? Hierzu einige stichwortartige Hypothesen:

Die Popularität der populären Musik der USA ist begründet im umfassenden gesellschaftspolitischen Rahmen einer liberalen Verfassung und in der stillen Wirkung des ersten Zusatzes zur Verfassung, der dem Bürger die „freie Ausübung“ der Kultur garantiert und jegliche Dominanz oder „Etablierung“ derselben verhindert. Dies wird deutlich in den immer wieder neuen und letztendlich gescheiterten Versuchen, einen Anglo-Konformismus in der Musik zur dominanten Leitkultur zu machen, und es erklärt die Aura der Freiheit, welche die populäre Musik als Grundtenor begleitet. Weiter spielen Rasse und Rassismus, die Sklaverei und der Bürgerkrieg als widersprüchliche Hypothesen der nationalen Identität eine prägende Rolle, die gesellschaftliche Spannungen und musikalische Bearbeitungen erzeugen. Die Minstrel Show als Choreographie der asymmetrischen Rassenbeziehungen dominiert die Öffentlichkeit bis in unsere Tage. Das nationale Motto „e pluribus unum“ markiert die Besonderheiten einer multiethnischen Einwanderungsgesellschaft. Daraus entwickelt sich eine stillschweigende Gewöhnung von Diversität, von ethnischen Subkulturen und Parallelgesellschaften, die durch schiere Ausdauer zur Toleranz mutierten. Diese Entwicklung förderte langfristig eine Politik der Anerkennung und Inklusion. Aus der privi-

legierten Dominanz des Populären ergibt sich eine Abwehr einer ständischen, hierarchischen Gesellschaft, allerdings unter Beibehaltung tiefsitzender rassistischer Gewohnheiten. Als permanente Erinnerung an die Sklaverei spielt die Präsenz der Afroamerikaner eine zentrale Rolle. Nach Aaron Copland kommt dem afroamerikanischen Rhythmus eine besondere Rolle zu, dessen Überführung in den Mainstream in der Regel von Juden besorgt wurde. Performanz und Improvisation sind wichtiger als Text und Komposition und in der öffentlichen Wirkung des Tanzes wird eine stille Choreographie der populären Musik sichtbar. Eine flankierende Rolle liegt in der hemisphärischen Vernetzung der afroamerikanischen „Baseline“ als musikalischer Resonanzboden: Es findet ein reger Austausch mit Kuba, Trinidad, Mexiko, Brasilien statt. Schließlich zeigt das Funktionieren der amerikantypischen nationalen Volkswirtschaft ihre Wirkung in der globalen Exportfähigkeit der amerikanisch-populären Musik. Der amerikanischen Tauschgesellschaft mit dem Motto „Der Kunde ist König“ gelingt die globale Integration mittels Konsum. Gleichzeitig stabilisiert sie das Entstehen eines nationalen Musikmarktes mit regionalen urbanen Zentren. Amerika versteht sich als Speerspitze der Modernisierung und nimmt alle möglichen Musikstile vom Rest der Welt auf. Grundtenor bleibt die Inklusion, flankiert von einer positiven Haltung zur Diversität. Soweit die Bündelung der Faktoren, die die Popularität der amerikanischen populären Musik erklären.

Man kann durch einen Vergleich der ersten Ausgabe des Grove Dictionary of American Music von 1986 mit der zweiten aus dem Jahr 2017 erkennen, welche Entwicklung die amerikanische Popmusikforschung durchlaufen hat: Was gleich auffällt, das Volumen hat sich verdoppelt. Aus einer vierbändigen wurde eine achtbändige Ausgabe. Die Einträge zur populären Musik haben sich vervielfacht, vor allem die zu Country and Western, die von 90 auf 300 angestiegen sind. Der neue Grundtenor betont die Vielfalt im musikalischen Alltag, Inklusion und Anerkennung, Wertschätzung der amerikanischen ethnischen Vielfalt, musikalischer Multikulturalismus, eine wachsende Toleranz für Regelverletzungen (Hip-Hop, Rap), aber auch eine massenkulturelle Nivellierung durch Digitalisierung und Globalisierung. Typisch für die USA und für Deutschland ist eine gegenseitige Annäherung der Disziplinen: eine stetige interne Entwicklung der Volkskunde zur Europäischen Ethnologie, eine Erweiterung der amerikanischen Musikologie in Richtung Ethnomusikologie, der Vollzug des cultural turn und die Eingemeindung der American Studies. Viele innovative Forschungsbeiträge zur amerikanischen populären Musik sind hüten wie drüben von Nicht-Musikwissenschaftlern verfasst worden. Man schaut inzwischen über den nationalen Tellerrand wie etwa bei den zwei bahnbrechenden Konferenzen der Paul Sacher Foundation in Harvard und München 2008 und 2009.² Im vorliegenden Buch fehlt ein Hinweis auf diese transatlantische Zusammenarbeit und auf die vorangehende Konferenz. Das schmälert nicht die Verdienste dieser überzeugenden Publikation, ein großartiger Ertrag der jungen Popmusikforschung

zum Thema Amerikanisierung und ein exzellenter An-
schub für die zukünftige Arbeit des neuen Instituts auf
einer neuen inhaltlichen, theoretischen und methodi-
schen Grundlage.

Anmerkungen

¹ Die Quelle ist umstritten, hierzu: <http://www.elvis-history-blog.com/elvis-sinatra.html>; David A. Noebel: *Rhythm, Riots and Revolution. An Analysis of the Communist Use of Music*. Tulsa 1966.

² Felix Meyer, Carol J. Oja, Wolfgang Rathert u. Anne C. Shreffler (Hgg.): *Crosscurrents. American and European Music in Interaction 1900–2000*. Rochester 2014.

Berndt Ostendorf, München

Wolf-Georg Zaddach: *Heavy Metal in der DDR. Szene, Akteure, Praktiken*. Bielefeld: transcript, 2018. 369 S. m. 26 Abb., z. T. farbig, 16 Tab. (texte zur populären musik, Bd. 10).

Der Musikwissenschaftler *Wolf-Georg Zaddach* legt mit seiner Dissertation einen Beitrag zur Szeneforschung vor, in dessen Zentrum eine praxeologische Untersuchung von Heavy Metal in der DDR steht. Der besondere Wert von Zaddachs Arbeit liegt in der Verbindung einer Szeneanalyse mit dem historischen Kontext Ostdeutschlands vor der Wende. Zaddach erläutert, wie die Lebensumstände einer sozialistischen Ordnung auf die durch die Musik evozierten Vorstellungen und Lebensweisen einwirken und vice versa. Die diskursive Einbettung von Heavy Metal in der DDR zeigt, wie kontextsensitiv die Konstituierung einer Szene abläuft, weshalb gerade auch der Vergleich mit gegenwartsbezogenen Forschungen zur Metal-Szene die Lektüre von „Heavy Metal in der DDR“ empfehlenswert macht. Während die kulturellen Angebote von Szenen heutzutage vor allem durch den medialen Transfer über das Internet so zugänglich und sichtbar sind wie nie zuvor, war das Dasein als Fan und Musiker*in unter den ostdeutschen Bedingungen deutlich hürdenreicher und mitunter gar riskant, wie Zaddach anhand von Interviewausschnitten mit Akteuren der damaligen Szene aufzeigt.

Unter dem Freund-Feind-Schema des Kalten Krieges standen amerikanische Kulturprodukte stets unter dem Verdacht, ideologische Manipulationsversuche zu sein. „Populäre Musik hatte also Symbolcharakter für Blockkonfrontation.“ (34) Die sozialistische Ordnung stand in Konflikt mit den neuen Lebensentwürfen der Jugendlichen, was Diskriminierungen und Kriminalisierungen nach sich zog. Um dem „Rowdytum“ von staatlicher Seite entgegenzuwirken, wurden den „Heavies“ Freiheitsstrafen angedroht. Bis Mitte der 1980er Jahre standen sie neben Anhänger*innen anderer Jugendkulturen im Visier der Ordnungshüter, man unterstellte ihnen die Missachtung moralischer und kultureller Werte des Sozialismus. So waren auch sie zeitweilig das Ziel strafrechtlicher Verfolgung, das Ministerium für Staatssicherheit betrieb viel Aufwand zur Systematisierung

der hiesigen Metal-Szene. Zur Beobachtung schleuste sie informelle Mitarbeiter unter die Szenegänger*innen, um im Zweifelsfall intervenieren zu können. Auf diese Weise konnten Treffen der Szene unterbunden und zerschlagen werden. So erzwangen die repressiven Methoden des Ministeriums für Staatssicherheit die Auflösung der Erfurter Band Macbeth, indem man den Musikern ein Spielverbot erteilte und ihnen die Zulassung für ihren Band-LKW entzog.

Die Zwangs- und Kontrollmechanismen beschnitten den Zugang zur Musik und schränkten damit auch den Spielraum an ästhetischen Erfahrungs- und Gestaltungsmöglichkeiten ein. Obgleich in der DDR eine Zentralisierung von Jugendaktivitäten stattfand, konnte sich auch hier eine Szene entwickeln, die auf kreative Weise mit dem durch die Planwirtschaft erzwungenen Mangel an westlichen Kulturprodukten umging und aus dieser Situation heraus spezifische Praktiken ausbildete, um diesen zu kompensieren. In der Konsequenz entwickelte sich eine Do-It-Yourself-Mentalität unter den Jugendlichen, die die Hindernisse in der Beschaffung von Musik und Merchandise über Tauschpraktiken und daraus entstehende Netzwerke bewältigte. Der Einfallsreichtum und auch die Hingabe der Akteur*innen gegenüber der Musik zeigte sich unter anderem in der Herstellung handgefertigter Kopien von Bandshirts, die den Originalen teils so ähnlich waren, dass der Unterschied kaum zu erkennen war. Die Musik von Black Sabbath, Judas Priest und Iron Maiden prägte auch die Generation junger Musiker*innen, die zur Gründung zahlreicher Bands führte, so dass Heavy Metal nun nicht mehr nur importiert wurde, sondern in der DDR selbst entstand. Ab Mitte der 1980er Jahre öffnete sich der Staat zunehmend für die Musik und die daraus entstehenden Vergemeinschaftungen und unternahm Versuche, Heavy Metal in seine sozialistische Ordnung zu integrieren. Das Ministerium für Staatssicherheit schätzte die Metal-Szene nun als relativ ungefährlich ein. Die monopolisierte Tonträgerindustrie produzierte in der Folge den musikalischen Output der heimischen Metal Bands und Ost-Berlin avancierte zum Zentrum des Metals in der DDR. Fortan nahmen sich auch staatliche Strukturen der Musik an, so wurde zum Beispiel ab 1987 die wöchentliche Rundfunksendung „Tendenz Hard bis Heavy“ eingeführt. Durch diese staatlichen Integrationsprozesse wurde Metal das „utopische, ästhetisch-transgressive Moment genommen bzw. wurde es gewissermaßen domestiziert“ (126).

Obwohl (oder möglicherweise gerade weil) Heavy Metal als ideologische Einflussnahme des Westens galt, entwickelte sich aus dieser Musik eine der größten und weitverbreitetsten Jugendkulturen in der DDR, die regelmäßig Konzerte und Partys veranstaltete, Fanclubs gründete und eigene Bands hervorbrachte. Zaddach hält fest, dass die Situation des Heavy Metal „exemplarisch für die zunehmende Entfremdung und Distanzierung der jüngeren Generation der späten DDR“ (313) steht. Seine Arbeit lenkt den Blick auf die Akteur*innen der Szene und schildert ihre Umgangsweisen mit den staatlichen Rahmenbedingungen. Zaddach fokussiert hierbei die ästhetischen Praktiken, die die Musiker*innen und

Fans in Relation zu westlichen Vorbildern entwickelten, und zeigt hierbei die verschiedenen Aneignungsformen auf. Zudem überzeugt die Studie durch ihre Bezugnahme auf Archivmaterial, über die Zaddach eine dichte historische Kontextualisierung herstellt. Maßnahmen wie die Einstufungspraxis und Spielverbote trafen diejenigen hart, die sich in ihrer Musik frei ausdrücken und davon leben wollten. Auf der anderen Seite gab es in der späten Phase der DDR sogar Förderungsmaßnahmen für Metal Musiker*innen, in denen die musikalischen Fähigkeiten der Akteure geschult wurden. Wolf-Georg Zaddach zeichnet mit seiner Untersuchung ein differenziertes Bild der Szene in der DDR, ihrer Vergemeinschaftungspraktiken und Strategien gegen staatliche Eingriffe und liefert damit einen wichtigen Beitrag für den Forschungsstand zur deutschen Metal-Szene.

Peter Hinrichs, Kiel

Helen Hahmann: Wir singen nicht, wir sind die Jodler. Ethnologische Perspektiven auf das Jodeln im Harz. Münster/New York: Waxmann, 2018. 187 S. m. Abb., Notenbeispielen. (Internationale Hochschulschriften, Bd. 647).

Dass musikalische Wettstreite hinsichtlich des Diskurses über musikalische Stile – und weit darüber hinaus, bis hin zu der Identitätsbildung ganzer Gruppen – einen Quell der Erkenntnis bergen können, kann man unter anderem der unlängst erschienenen von Klaus Nümann, Thomas Nußbaumer und Gisela Probst-Effah herausgegebenen Publikation „Musikalische Wettstreite und Wettbewerbe“ entnehmen. Auch in vorliegender Veröffentlichung dienen Wettbewerbe, und zwar Jodler-Wettbewerbe im Harz, der Autorin als Brennpunkt einer Kulturpraxis im öffentlichen Raum. Ihre Untersuchungsweise basiert auf der Theorie sozialer Praktiken, was naheliegt, denn bei Wettbewerben treffen Menschen zusammen, die kollektiv ein bestimmtes Können aushandeln. Es geht um das Jodeln als klangliche Repräsentation der Harzer Kultur – oder besser Harzer Kulturen. Bis heute nämlich existieren drei Wettbewerbe nebeneinander. Versuche ab 1990, diese in einen Gesamtharzer Jodelwettbewerb zusammenzuführen, „zu vereinigen“, wurden im Jahr 2005 aufgegeben.

Die Wurzelsuche zu dieser Entwicklung führt *Helen Hahmann* bis ins 19. Jahrhundert, zu den jodelnden Handelsreisenden aus Tirol und den Tournéeen der Tiroler Gesangsgruppen. Auch im Harz spielte das vorführende Jodeln eine große Rolle (beginnender Tourismus, Heimatabende, Gründung des Harzklubs 1886). Im 20. Jahrhundert lud sich allerdings die kulturelle Praxis des Jodelns ideologisch weiter auf, insbesondere mit dem Wirken der beiden Schlüsselfiguren Louis Wille und Karl Reinecke-Altenau in den dreißiger Jahren, die in dieser Zeit auch Jodelwettbewerbe veranstalteten. Während Wille im Wander- und Heimatverein Harzklub den Bereich „Pflege des Volksbrauchtums“ übernahm, forcierte Reinecke-Altenau in seinem 1933 gegründeten Oberharzer Heimatbund die Ausrichtung

auf „Pflege des Heimatsinns“. Trotz dieser unterschiedlichen Standpunkte sympathisierten beide mit dem Nationalsozialismus, 1937 wurden beide Vereine gleichgeschaltet. Die Autorin arbeitet hier heraus, in welcher Weise in dieser Zeit das Ideal eines Harzer Volkstums geformt und Abbild einer nationalsozialistischen „intakten Volksgemeinschaft“ wurde und als Ästhetik bis heute wirksam blieb, so dass Trachten und Bräuche manchmal bis heute als Bekenntnis zu reaktionären Werten verstanden werden (nicht allerdings von den Jodlern selbst, die sich vielfach als unpolitisch begreifen). In musikalischer Hinsicht allerdings haben sich, so Hahmann, die in nationalsozialistischer Zeit ausgeübten Jodler nicht halten können. In der Nachkriegszeit, als der Harzklub und der Oberharzer Heimatbund neu gegründet wurden, hatte sich Harzer Kultur wiederum als Mittel zum Zweck zu erweisen, nun unter den verschiedenen politischen Vorzeichen von BRD und DDR. Die Einbeziehung des Jodelns in das Kulturkonzept der DDR, das zum einen eine inhaltliche Bezugnahme zur „neuen, sozialistischen Realität“ der Arbeitswelt forderte, zum anderen Qualitätsansprüche in Verbindung mit musikalischen Weiterentwicklungen erhob, führte zu einer nachhaltig unterschiedlichen Ausrichtung der Jodelwettstreite in Ost und West. Hierdurch beantwortet sich auch die Frage, warum einem Gesamtharzer Jodelwettbewerb kein Erfolg beschieden war. (Die Art und Weise des Vorgehens bei der Zusammenführung lassen bei der Rezensentin die Erinnerung an gewisse Parallelen zu den unschönen Momenten der Wiedervereinigung aufblitzen.)

Hahmanns Arbeit basiert auf Feldforschungen, die sie zwischen 2008 und 2015 durchführte, sowie auf Interviewmaterial mit fast 40 Personen und wurde 2015 von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg als Dissertation angenommen. Die Beschreibung ihres eigenen Forschungszugangs zu dem Thema ihrer Arbeit – von der klassischen musikethnologischen Forschung in Peru hin zu der regionalen Forschung inklusive eigenen Jodellernens –, die erkenntnisreichen musikalischen Analysen und Transkriptionen, die Berücksichtigung weiterer Aspekte der modernen Musikethnologie, etwa eines postkolonialen Ansatzes bei der Beschreibung dessen, was aus eurozentristischer Sicht weltweit Jodler genannt wird, all das macht die vorliegende Veröffentlichung zu einer mustergültigen musikethnologischen Arbeit, die die bereits vorhandenen Untersuchungen und die Literatur auf dem Gebiet des Harzer Jodelns sehr bereichert. Einzig die häufige Verwendung des Begriffs „Brauchtum“, dies nicht nur umgangssprachlich, wo es toleriert sein möchte, sondern auch im wissenschaftlichen Kontext, erscheint der Rezensentin als problematisch, mag auch die Autorin dies reflektiert und sich dann für seine Verwendung bewusst entschieden haben. Ihr Versuch, den Ballast dieses Begriffs abzuwerfen, indem sie ihn von dem Begriff „Volkstum“ abscheidet, kann kaum gelingen, da aus wissenschaftlicher Sicht ein Zuviel an historisch belasteter Theorie mit diesem Begriff verbunden ist. Besonders erwähnenswert jedoch ist auch Hahmanns Schlussbetrachtung – unter anderem deswegen, weil hier ein neuer Weg der Harzer

Kulturpraxis dargestellt wird, den der Landesheimatbund Sachsen-Anhalt in den letzten Jahren begangen hat: die Folklorewerkstätten. Bei dem zwanglosen Miteinander-Musizieren und -Jodeln, die dort ermöglicht werden, wird die Kultur des Harzer Jodelns tatsächlich auch als eine Art Community Music vorstellbar.

Astrid Reimers, Köln

Alex G. Papadopoulos u. Asli Duru (Hgg.): *Landscapes of Music in Istanbul. A Cultural Politics of Place and Exclusion*. Bielefeld: transcript, 2017. 189 S. m. Abb., z. T. farbig. (Urban Studies).

Alex G. Papadopoulos und Asli Duru, die Herausgeber des vorliegenden Bandes sind beide Geographen. Ersterer lehrt als außerordentlicher Professor an der DePaul University in Chicago. Eines seiner Fachgebiete ist im Rahmen einer „Urban and political geography“ die urbane Raumeignung, in deren Kontext auch diese Publikation entstand. Asli Duru ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der „School of Geography and the Environment“ der University of Oxford. Ihr Fachgebiet sind die Materialisierung sowie Praktiken von Inklusion, Exklusion und das Wohlfühlen in Städten vor dem Hintergrund von wirtschaftlichen Globalisierungsprozessen und in einer Gender-Perspektivierung.

Der vorliegende in englischer Sprache veröffentlichte Band sammelt interdisziplinäre Beiträge zu „Volksmusik“ und ihrer geografischen Verbreitung innerhalb der Stadt, der 20 Millionen Einwohner zählenden Weltmetropole Istanbul, die Europa und Asien sowie das Schwarze Meer mit dem Mittelmeer verbindet. Dabei will sich der Band der Geschichte und dem kulturellen Erbe der Stadt über Musik- beziehungsweise Klanglandschaften annähern. Die Beiträge wurden herausgegeben und verfasst von einer Gruppe von Lehrenden aus dem türkischen und dem griechischen Kulturkreis. Dabei begibt sich der Band auf die Spuren der multikulturellen Vergangenheit der Stadt, die damit zusammenhängende religiös-ethnische Diversität, urbane Transformationsprozesse, soziale Zusammenhänge, Phasen des politischen Widerstands und neoliberale Entwicklungen. Im forscherschen Fokus stehen historische Volksmusiken wie Rembetika, Aşık oder Alevi und moderne Formen populkulturellen Protests am Beispiel des Hip-Hop. Der Forschungshorizont umfasst die Zeit vom 19. Jahrhundert bis zu den Gezi Park Protesten 2013 und damit Zeiten gewaltigen gesellschaftlichen Wandels in der Stadtgeschichte.

Wie *Fariba Zarinebaf* in ihrem Vorwort feststellt, war und ist die Musikproduktion eine wichtige „Dimension für das Stadtleben“. Istanbul war in vielen Phasen seiner Geschichte Sehnsuchtsort und Migrations-Destination in einem. Daher ist es nicht verwunderlich, dass es sich zu einem Schmelztiegel nicht nur der Musikkulturen entwickelte. Ob Migranten von der iberischen Halbinsel, wie die sephardischen Juden, ob vom Balkan, aus Anatolien, den arabischen Ländern oder Afrika, die Einflüsse sind riesig. Dies führte über Jahrhunder-

te hinweg zu starken Fusions- und Diffusionsprozessen, die in den Palästen, den Sufi-Klöstern, Kirchen, Tavernen oder Kaffeehäusern stattfanden. Die Akteure waren, wie *Fariba Zarinebaf* feststellt, meist weibliche und männliche Mitglieder der Istanbuler Minderheiten (Griechen, Armenier, Juden). Griechen und Juden spielten eine gewichtige Rolle in Galata und Pera, den Bereichen der Stadt, die für Entertainment und Unterhaltung bekannt (und berüchtigt!) waren.

Die Bewohnerschaft Galatas setzte sich aus den eben genannten Minderheiten der Stadt, aber auch aus Muslimen, Italienern und Angehörigen westeuropäischer Handelsunternehmen zusammen. Hier entstand etwas, das man heute wohl am besten mit „Hafenmilieu“ bezeichnen würde: Unterhaltungs- und Rotlichtviertel in einem. Wie sich aus der von *Fariba Zarinebaf* zitierten Reiseliteratur ergibt, muss man sich das Setting zur damaligen Zeit folgendermaßen vorstellen: Direkt am Hafen gab es einen Straßenzug mit griechischen Tavernen. In diesen bot man eine gute Auswahl regionaler Weine an, die sowohl von Muslimen als auch von Nichtmuslimen genossen wurden. Dort trafen feiernde Einwohner auf ankernde Schiffsbesatzungen und Musik wurde zum verbindenden Element.

Diese Szenerie stammt nicht etwas aus der Zeit gegen Ende des Osmanischen Reiches. Nein, diese dem Bericht des weltberühmten osmanischen Reisenden *Evliya Çelebi* (1611–1683) entnommene Schilderung, ist aus dem 17. Jahrhundert und dient als kleiner Blick hinter die Kulissen eines stark stereotyp verstellten Bildes der Stadt. *Fariba Zarinebaf* versucht zur besseren Fundierung der einzelnen Beiträge in ihrem Vorwort sehr geschickt ein „ethno-musikgeschichtliches Netz“ zu spannen, was ihr ganz außerordentlich gut gelingt. Sie gibt so den Leser*innen den benötigten Kontext mit auf den Weg, um die Einzelbeiträge besser verstehen und einordnen zu können.

Diese beschäftigen sich schlaglichtartig mit einem breiten Forschungsfeld, wie etwa *Rembetiko* als Inkarnation Istanbuler Stadtlandschaften oder *Hip-Hop* als Motor für Akkulturationsprozesse und Stadterneuerung. Im Beitrag „Gezi Park and Taksim Square as Musical Landscapes of Exclusion and Inclusion“ gelingt es *Alex G. Papadopoulos*, dem Hauptherausgeber und maßgeblichen Autor des Bandes, dies unter ganz unterschiedlichen Perspektivierungen sehr gut darzustellen und erschafft es, über das Beispiel „Musik“ ein Tor in die Entwicklungsgeschichte der Stadt zu öffnen, das fernab allgegenwärtiger Stereotypisierungen die historisch bedingte Zerrissenheit Istanbuls und damit verbundene alltägliche Aushandlungsprozesse greifbar(er) werden lässt. Unbedingt lesenswert!

Sebastian Gietl, Regensburg

Ingrid Bertleff, Eckhard John u. Natalia Svetozarova: Russlanddeutsche Lieder. Geschichte – Sammlung – Lebenswelten. 2 Bde. St. Petersburg: Institut für Russische Literatur (Puškinskij Dom) der Russischen Akademie der Wissenschaften/Freiburg im Breisgau: Albert-Ludwigs-Universität, 2018. Bd. 1: Liedgeschichten und Editionen: 533 S. m. Notenbeispielen; Bd. 2: Analysen und Quellen: 431 S. m. Abb., Tab. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 52).

Gegenstand des vorliegenden zweibändigen Werks ist „die Geschichte traditioneller Lieder in russlanddeutschen Lebenswelten“. Die im Jahre 2000 begonnenen Forschungen basieren auf der Sammlung traditioneller Lieder deutscher Siedler in Russland, die der sowjetische Sprachwissenschaftler Viktor Žirmunskij (1891–1971) in der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre als Grundlage des „Deutschen Volksliedarchivs Leningrad“ zusammengetragen hatte. In Zeiten frostiger politischer Beziehungen muss hier besonders die langjährige und fruchtbare Kooperation zwischen WissenschaftlerInnen in Freiburg im Breisgau und St. Petersburg hervorgehoben werden, weshalb die beiden Bände auch als gemeinsame Publikation des Instituts für Russische Literatur, St. Petersburg, und der Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg, erschienen sind.

Der erste Band beginnt mit einem einführenden Artikel über Lieder als kulturelles Gedächtnis (I, 21–42), in dem *Eckhard John* den Volksliedbegriff erörtert und das unterschiedliche Volksliedinteresse beleuchtet: zum einen zwecks Konstruktion einer Ethnie (z. B. bei Johannes Erbes und Peter Sinner) und zum anderen aus linguistischer Perspektive (z. B. bei Viktor Žirmunskij). Weiter erwähnt John im Gegensatz zu den Sammelnden die Geringschätzung des „Volksliedes“ durch die Singenden bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Abschließend geht er auf die kolonistischen Lieder „als die eigentlichen russlanddeutschen Popularlieder“ (I, 33) ein, die vor Ort und von den Russlanddeutschen geschaffen worden seien. Dazu skizziert er die zeitgenössischen Umstände und die dörfliche Lebenswelt, die die unterschiedlichen Liedinhalte prägten. Die Ausführungen enden mit Thesen zur differentiellen Verbreitung der Lieder.

Auf diese Einführung folgt die kommentierte Edition von 86 Liedern – nur selten mit Noten, teilweise mit Melodieangabe. Die allermeisten liedgeschichtlichen Darstellungen, die sich am Historisch-kritischen Liederlexikon (<http://www.liederlexikon.de>) orientieren, wurden von *Ingrid Bertleff* verfasst. Mit am eindrucksvollsten sind die Erläuterungen zum Wolhynienlied („Aus Wolhynien sind gezogen“; I, 132–147). Hier zeigt John unter anderem anhand von sechs Varianten, wie die ursprüngliche Fassung eines Liedes vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher Ereignisse umgedichtet worden ist. Das wohl im St. Petersburger Gebiet 1917 entstandene Lied thematisiert die Deportation der grenznahen russlanddeutschen Bevölkerung nach Sibirien im Ersten Weltkrieg. Nach Angaben zur Entstehung, zu den Autoren und zur Quellenlage folgt eine ausführliche Liedinterpretation mit Literatur zum Lied.

Weiter geht es mit der Tradierungsgeschichte und Varianten des Liedes, das in Zeiten des „Volkstumskampfes“ selbst von Wissenschaftlern (hier: Alfred Karasek u. Kurt Lück: Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Leipzig 1931, S. 64) entsprechend umgeschrieben wurde. Während des Zweiten Weltkriegs in den besetzten „Warthegau“ umgesiedelte Russlanddeutsche machten aus dem Lied nach ihrer Flucht vor der Roten Armee ein „Flüchtlingslied“, in dem sie sich als „heimatlose Flüchtlinge“ präsentierten, das Leid der aus ihren Häusern vertriebenen Polen jedoch mit keiner Silbe erwähnten. Vergleichend verweist John auch auf die Variante, die die Flucht aus einer nichtsowjetischen Region behandelt („Aus der Batschka mussten wandern“). In der Sowjetunion schwand der geografische Bezug zu Wolhynien vollends, was für die weite Verbreitung des ursprünglichen Liedes spricht. Nun wurden nach der stalinistischen Deportation von 1941 im Lied die leidvollen Erfahrungen der Zwangsarbeit in der Trud-Armee („Aus der Heimat mussten ziehen“) thematisiert. Ergänzend ist anzumerken, dass nach jeder Variante Quellenangabe und editorische Anmerkungen folgen. Den ersten Band beschließt nach einem Nachwort zur Bearbeitung der russlanddeutschen Lieder ein Melodien-, Incipit- und Ortsverzeichnis zu den zuvor besprochenen Liedern. Leider finden sich zu den Liedvarianten, die in den Verzeichnissen aufgeführt sind, keine Seitenangaben, so dass eine umständliche Erschließung nur indirekt über die im Inhaltsverzeichnis aufgeführten Lieder möglich ist.

Im zweiten Band werden zunächst im ersten Teil Aspekte traditioneller Lieder der Russlanddeutschen erörtert. Er beginnt mit einem Beitrag von Eckhard John („Russlanddeutsches ‚Volkslied‘. Geschichte und Analyse seiner Konstruktion“; II, 9–29), der unter dem gleichnamigen Titel mit minimalen Änderungen bereits 2003 erschienen ist (vgl. *Lied und populäre Kultur/Song and Popular Culture* 48 [2003], S. 133–161). Nach der Diskussion des Volksliedbegriffs untersucht John das erstmals 1914 gedruckte Lied „Das Manifest der Kaiserin“ (Katharina II.), das vermutlich schon 40 Jahre früher aufgefunden ist. Weiter räumt er mit der Legende auf, dass die ab 1763 nach Russland Auswandernden viele deutsche „Volkslieder“ mitgenommen und über die Jahrhunderte bewahrt hätten. Besonders anhand der kolonistischen Lieder verdeutlicht John, dass sie lange nach der Einwanderung vor dem jeweiligen zeit- und ortsgeschichtlichen Hintergrund entstanden sind.

Danach legt der Osteuropahistoriker *Dietmar Neutatz* dar, wie sich „kolonistische Lieder als Spiegel der Lebenswelt“ (II, 31–50) interpretieren lassen. Hierzu untersucht er das Verhältnis der Kolonisten zum Militärdienst, der als aufgezwungene Last abgelehnt wurde. Die Zeit des Ersten Weltkriegs sei anfangs von Loyalität gegenüber dem Zarenreich und nach der bürgerlichen Revolution von Hoffnungen gezeichnet gewesen, aber ab Ende 1917 hätten sich viele Russlanddeutsche wegen Plünderungen, Erschießungen und Hungersnot vom bolschewistischen Staat abgewendet. Zur sprachlich-kulturellen Identität und Akkulturation verweist Neutatz auf die starke Abgrenzung unter den russland-

deutschen Konfessionen und ein erst infolge der Diskriminierung im Ersten Weltkrieg entstehendes „russlanddeutsches“ Bewusstsein (dessen Entstehung Historiker wie Dittmar Dahmann erst im Gefolge des Zweiten Weltkriegs ansetzen). Neutatz schließt mit den alltäglichen Beziehungen zwischen Kolonisten und der umwohnenden Bevölkerung, wobei er Überlegenheitsgefühle auf russlanddeutscher Seite und Konkurrenzneid etwa beim Landerwerb anführt. Im Resümee hebt er weitgehend oder ganz fehlende Liedgruppen hervor, so etwa Kritik an der Obrigkeit und der Schule sowie soziale Konflikte, und bietet teilweise Erklärungen dafür an. *Natalia Svetozarova*, russische Germanistin und Phonetikerin sowie die systematische Bearbeiterin des Nachlasses von Žirmunskij in St. Petersburg, weist auf die zweisprachigen Lieder der Sammlung Žirmunskijs hin, die ansonsten von der traditionellen Volksliedforschung weitgehend ignoriert worden sind („Zweisprachige Lieder im Repertoire der russlanddeutschen Kolonisten“; II, 51–68). Die zweisprachigen Lieder belegen die entsprechenden Sprachkompetenzen ihrer Sängerinnen und Sänger und zeigen die Funktionsweise des Code-switchings, die formalen Muster dieser Lieder und Liedverschmelzungen auf. Svetozarova arbeitet dabei die Untergruppe der makkaronischen Lieder (zweisprachige Lieder humoristischen Inhalts) heraus, bei denen der Sprachwechsel nicht zwischen den Versen, Strophen oder Zeilen erfolgt – also nicht an den Grenzen der abgeschlossenen syntaktischen Strukturen –, sondern mitten im Satz. Gerade diese Untergruppe bezeugt die große polylinguale Kompetenz der Verfassenden und Singenden im ländlichen Milieu zur Zeit der Liedaufnahme in den 1920er-Jahren. Des Weiteren behandelt Svetozarova auch den Gebrauch russischer Lieder und Melodien (mit Vorliebe wurde die von „Sten’ka Rasin“ benutzt), auf die in deutscher Sprache gesungen wurde.

Ingrid Bertleff thematisiert in „Migration, Identität und Erinnerung“ (II, 69–82) das veränderte Fortleben russlanddeutscher Lieder in den USA. Der Beitrag ist eine fast wortgleiche, minimal gekürzte, um ein Foto ergänzte Abhandlung, die schon 2014 erschienen ist („We sing our history“. Lieder russlanddeutscher Immigranten in Amerika als Medien des Erinnerns. In: *Lied und populäre Kultur/Song and Popular Culture* 59 [2014], S. 21–37). Bertleff verweist auf die zeitgeschichtlichen Randbedingungen, wie zum Beispiel den Rückgang deutschfeindlicher oder -kritischer Stimmen ab den 1950er-Jahren und den aufkommenden Ethnizitätsdiskurs Ende der 1960er-Jahre. Vor allem konstatiert sie gerade bei den Ereignisliedern einen selektiven Umgang. So wird besonders mit dieser Liedauswahl „über die narrative Konstruktion einer einheitlichen Geschichtsversion Identität [...] [und] Zusammengehörigkeit“ gestiftet (II, 79). Umdichtungen und Umdeutungen sowie divergierende Geschichtsbilder werden dabei ausgeklammert. Im Unterschied zu den von Žirmunskij gesammelten Liedern werden nur noch „alte“ Lieder erfasst und es entstehen keine neuen deutschsprachigen Lieder mehr. Insgesamt spiegelt sich in den Liedern eine Wandlung des Identitätskonzeptes: weg von der regio-

nalen beziehungsweise dörflichen und vor allem konfessionellen Zugehörigkeit (wie noch in den Kolonistendörfern) hin zu einer ethnischen.

In einem weiteren Artikel behandelt Ingrid Bertleff den Aspekt des Sammelns („Zum Sammeln russlanddeutscher Lieder. Eine wissenschaftsgeschichtliche Kontextualisierung“; II, 83–106), wobei sie das Sammeln zum persönlichen Gebrauch, etwa in einem handschriftlichen Liederheft, bewusst nicht erörtert (II, 83, Anm. 3). Im Einzelnen untersucht sie die gedruckten Liederbücher von Johannes Erbes u. Peter Sinner: *Volkslieder und Kinderreime aus den Wolgakolonien. Saratov 1914*, und Georg Schünemann: *Das Lied der deutschen Kolonisten in Russland. München 1923*, sowie Sammlungen in der Sowjetunion der 1920er-Jahre (*Deutsches Volksliedarchiv Leningrad*, Georg und Emma Dinges), Sammlungen in der NS-Zeit (bes. Thomas Kopp) und Sammeln in der Nachkriegszeit (u. a. Alfred Cammann, dessen Nachlass sich seit Ende 2018 im Freiburger Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa befindet und weitere Angaben zu seinen Liedaufzeichnungen beinhaltet).

Mit Recht betont Bertleff die Notwendigkeit einer noch ausstehenden Würdigung der wissenschaftlichen Arbeit und Biografie von Emma Dinges. Bedauerlicherweise vermerkt Bertleff nur, dass ihre Lebensdaten nicht über eine Recherche in wissenschaftlichen Publikationen zu ermitteln gewesen seien (II, 94, Anm. 55). Meine kurze Nachfrage bei dem russlanddeutschen Historiker Viktor Krieger ergab, dass Dinges von 1936 bis 1941 im Gebiet Krasnodar/Nordkaukasus lebte und dann nach Kasachstan zwangsumgesiedelt wurde. Von 1948 bis zur Verrentung 1964 unterrichtete sie Deutsch in der Schule von Burnoje-Oktjabrskoje/Kasachstan, Gebiet Džambul. Zwischenzeitlich hatte sie wieder geheiratet und trug danach den Namen Eichhorn. Sie verstarb an besagtem Ort 79-jährig am 20. September 1974 (E-Mail von Krieger an den Rezensenten vom 1.2.2019; Emma Ehrlich: *Emma Dinges-Eichhorn*. In: *Neues Leben* vom 9. Oktober 1974, unpag.). Zudem sei noch auf ein Foto von 1928 in Viktor Krieger: *Rotes deutsches Wolgaland*. O. O. 2018, S. 29, hingewiesen, das Emma Dinges mit dem Komponisten Gottfried Schmieder (1902–1965) und acht weiteren Personen bei einer Liedaufzeichnung zeigt. Bertleff betont im Resümee die Selektivität der Sammlungen, die „Rettung“ einer eventuell verschwindenden musikalischen Praxis oder des Repertoires und die Transformation des gesammelten Materials. Für eine adäquate Erforschung der Lieder hält sie es für unumgänglich, bei den Sammlungen die je eigene Geschichte und inhaltliche Ausrichtung sowie die je eigenen Sammelschwerpunkte, Auslassungen und Leerstellen in den Blick zu nehmen.

Im zweiten Teil des zweiten Bandes („Forschungs- und Archivgeschichte“) wird Viktor Žirmunskij als Forscher und sein „Deutsches Volksliedarchiv Leningrad“ beleuchtet.

Natalia Svetozarova behandelt die wissenschaftliche Biografie Žirmunskijs (II, 109–113). Der Arztsohn Viktor Žirmunskij studierte beim Petrograder Philologen Aleksandr Veselovskij, besuchte 1912/13 Deutschland

und war für einige Monate im Ersten Weltkrieg als Sanitäter tätig. Von 1917 bis 1919 lehrte er romanisch-germanische Philologie an der Saratover Universität und lernte dort Georg Dinges kennen, was sein Interesse an der „Sprachinsel“-Dialektologie entfachte. Von 1920 bis 1930 unterrichtete er an der Petrograder beziehungsweise Leningrader Universität. Nach seiner Dissertation (1921) und Habilitation (1924) nahm er neben der Literaturwissenschaft auch die Linguistik stärker in den Blick. In der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre bereiste Žirmunskij mit seinem Team circa 70 deutsche Siedlungen, in denen er unter anderem fast 4 000 Volkslieder aufzeichnete. Auch unternahm er 1927 und 1929 zwei Deutschlandreisen, auf denen er auch das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg besuchte. 1934 wurde er Mitglied des Schriftstellerverbandes, 1935 Leiter der Westeuropäischen Abteilung des Instituts für Literatur der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und 1939 deren korrespondierendes Mitglied. Während der Belagerung Leningrads lehrte er in Taškent. Leider erfährt man nicht, warum trotz dreier Verhaftungen in dieser Zeit diese Karriere möglich war. Nach seiner Rückkehr nach Leningrad folgte 1948/49 die Anti-Kosmopoliten-Kampagne, weshalb er die Universität bis 1956 verlassen musste. 1965 wurde er als Leiter des Lehrstuhls für deutsche Philologie emeritiert. In dieser Zeit erhielt er im Ausland viele Ehrungen und wurde 1969 zum Vollmitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu [Ost-]Berlin gewählt.

Eckhard Johns Abhandlung zu „Viktor Žirmunskij als Volksliedforscher“ (II, 115–122) stellt eine gekürzte, leicht überarbeitete Fassung seines Artikels „Populäre Lieder der Russlanddeutschen“ (Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 45 [2003], S. 104–118, ebenso in: Heike Müns [Hg.]: Musik und Migration in Ostmitteleuropa. München 2005, S. 299–311) dar. Darin geht John auf die Biografie Žirmunskijs und seine Verbundenheit mit John Meier ein und skizziert kurz das nach Jahrzehnten erfolgte Wiederaufgreifen von dessen Sammlung in den 1990er-Jahren. Dabei unterstreicht er, dass sich Žirmunskijs sozialgeschichtlich und kultursoziologisch orientierte Forschung von der „seinerzeit im Fache grassierenden Deutschtümelei und völkischen Ideologie“ (II, 120) abgehoben habe. Gleichwohl habe er das „Volkslied“ als von der bürgerlichen Bevölkerung gesungen und mündlich überliefert definiert und auch die „Sprachinselidee“ (in den „Sprachinseln“ seien noch die alten Volkslieder nachweisbar) geteilt (II, 119). Abschließend sieht John in den Verhaftungen von 1933, 1935 und 1941, die nie länger als drei Monate dauerten, sowie in der Kampagne 1948/49 einen wichtigen Grund für Žirmunskijs spätere Zurückhaltung gegenüber engeren Kontakten mit westdeutschen FachkollegInnen.

Natalia Svetozarova erläutert anschließend Geschichte, Inhalt und Struktur dieser vergessenen Sammlung (II, 123–143), macht Anmerkungen zu den Liedern, geht auf ältere und neuere Publikationen zum Archiv und im Anhang auf die einzelnen Forschungsreisen Žirmunskijs und seiner Mitarbeitenden zwischen 1926 und 1931 ein.

Konstantin Azadovskijs Artikel „Berufsverbot für einen ‚Kosmopoliten‘“ (II, 145–162) findet sich ebenfalls bereits an anderer Stelle (Geschichte der Germanistik 53/54 [2018], S. 124–142). Der Text des St. Petersburger Literaturhistorikers gibt die politische, antisemitisch geprägte Verfolgung Žirmunskijs und anderer Sprachwissenschaftler (u. a. auch des Vaters des Autors) 1948/49 wieder. Ihnen wurde vorgeworfen, sie seien Anhänger der Theorien des vorrevolutionären Literaturwissenschaftlers Alexander Veselovskij, weshalb ihnen mangelnder russischer Patriotismus attestiert wurde, was dann in die Amtsenthebung Žirmunskijs als Leiter des Lehrstuhls für westeuropäische Literatur mündete. Laut Azadovskij sei dies wohl das Schwerste gewesen, was er je hätte ertragen müssen, also auch schwerer als die drei Verhaftungen.

Nun folgen als „Quellentexte“ zwei Aufsätze Žirmunskijs zu seinem Volksliedarchiv von 1930 (damals im Jahrbuch für Volkskunde publiziert) und in deutscher Übersetzung zur mundartlichen und volkskundlichen Erforschung der deutschen Ansiedlungen von 1933 (damals in Sovetskaja Ėtnografija veröffentlicht). Gerade in letzterem Artikel zeigt er sich als wegweisender Forscher, indem er zwar auf die Erfahrungen beim „Atlas der deutschen Volkskunde“ verweist, diesem jedoch methodische Fehler und eine Missachtung der Unterschiede im sozialen Milieu bescheinigt (II, 199). Daran schließt sich eine Erinnerung an die Feldforschungen seiner Mitarbeiterin Tat'jana Stroevea (Sokol'skaja) an. Eine wichtige Ergänzung bilden die folgenden 14 bio-bibliografischen Einzelporträts und ein Sammelporträt von weiteren Mitarbeitenden und anderen Sammelnden.

Den dritten Teil des zweiten Bandes bilden Verweise auf die Liedquellen (Findbuch des Leningrader Archivs, Liedsammlungen in anderen Archiven) sowie eine Bibliografie zum „Volkslied“ und seiner Erforschung bei den Russlanddeutschen. Wirklich arbeitserleichternd ist für die Nutzenden das höchst umfangreiche Liedregister (II, 295–430), das aus dem Bestand von Žirmunskijs Archiv sowie den bislang publizierten Lieder-Standardwerken (Erbes/Sinner, Schünemann, Kopp/Habenicht u. ä.) zu den dortigen Liedern Incipit, Quelle und deren Seiten- und Nummernangabe enthält. Ob das Liedregister jedoch als „allgemeines Gesamtregister der [Hervorh. H.-W. R.] russlanddeutschen Popularlieder vor dem Zweiten Weltkrieg“ (I, 16) angesprochen werden kann, muss bezweifelt werden, da die vorgenannten Quellen sicherlich nicht alle russlanddeutschen Popularlieder umfassen.

Insgesamt haben die Herausgebenden einen gut aufgebauten und lektorierten Doppelband vorgelegt. Ein Manko ist jedoch das fehlende Namensregister (nicht zu verwechseln mit dem zur Bibliografie gehörenden Autorenregister; II, 284 f.). Unbefriedigend ist auch die Tatsache, dass die AutorInnen bis auf die Periodika der American Historical Society of Germans from Russia fast nie russlanddeutsche Zeitschriften herangezogen haben. Denn es finden sich etwa in „Neues Leben“ (Moskau), „Volk auf dem Weg“ (Stuttgart), weniger in „Freundschaft“ (Zelinograd) laufend Lieder mit No-

ten, Berichte zur Singpraxis oder Beiträge von Liedforschern wie zum Beispiel von Victor Klein (Unser Volkslied. In: Neues Leben vom 10. Oktober 1973, S. 6 f.; in der Bibliografie zwar genannt, jedoch ohne Hinweis auf die zahlreichen Fortsetzungen). Kleins Ausführungen wurden in leicht veränderter Form im bundesdeutschen „Volk auf dem Weg“ in Fortsetzungen übernommen (Hochzeitslieder und Hochzeitsbräuche der Deutschen in der Sowjetunion. In: Volk auf dem Weg vom Juli 1976, S. 13 f., erster Beitrag einer Folge). Weiter kann man dort verbunden mit der „Repatriierung“ in die UdSSR ab 1945 von einer umgesungenen Variante von „Nach Sibirien muss ich abreisen“ sowie zu dem Lied „Im Wald in Archangelsk ein Mägdelein stand“ lesen (Fam. B.: Der Brief einer Heimkehrerin an Herrn Dr. K. Stumpp. In: Volk auf dem Weg vom April 1974, S. 8). In der „Freundschaft“ trifft man trotz ungleich weniger Angaben etwa auf Notizen über einen Liederabend in Karaganda mit Johann Windholz und dessen Sammelpraxis (Wir singen deutsche Lieder. In: Freundschaft vom 4. Juni 1976, S. 4). Auch findet sich so manche biografische Information (siehe zu Emma Dinges) oder Rezension, wie zum Beispiel die des Pastors Heinrich Roemmich zum Buch seines Jugendfreunds Her-

mann Bachmann: „Durch die deutschen Kolonien des Beresaner Gebiets“ (Volk auf dem Weg vom Dezember 1974, S. 8).

Trotz der Einwände sprechen die Herausgebenden zu Recht von einem neuen „Grundlagenwerk“ (I, 11), das zu weiteren Forschungen anregen soll und hoffentlich auch wird. Insofern ist die Verleihung des Russlanddeutschen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg am 22. November 2018 an die EditorInnen nur folgerichtig. Nicht zuletzt hat der Preis damit eine Aufwertung erfahren, da nun auch WissenschaftlerInnen außerhalb der russlanddeutschen Community mit diesem beachtlichen Werk geehrt wurden. Über die Publikation dieses Handbuchs als einem wichtigen Aspekt russlanddeutscher Kultur hinaus hat eine Person aber eine ganz besondere Würdigung verdient, nämlich Natalia Svetozarova, die diese Forschungen über die letzten Jahrzehnte in St. Petersburg ermöglicht, den Žirmunskij-Nachlass systematisch erschlossen und wissenschaftlich mit erforscht sowie weitere russlanddeutsche Liedaufzeichnungen entdeckt hat.

Hans-Werner Retterath, Freiburg im Breisgau